

# **Anerkennung im Sprechen**

**Eine theoretische und empirische Analyse  
der sozialen Dimension des Sprechens**

**Cornelia Schendzielorz**

Mitarbeiterin am Institut für Sozialforschung (Frankfurt)

## **Vorwort**

Wer ist befugt, wann, wie, zu wem und über wen und was zu sprechen? Welche Sprachen und Sprechweisen gelten in der Ausbildung, im Beruf, im Erwerbsleben und in der Gesellschaft?

Mit diesen Fragen beschäftigt sich die vorliegende Arbeit zur Anerkennung im Sprechen. Sie betrachtet Sprache und Sprechen als eine soziale Praxis, in der Sprache nicht nur als ein technisches Kommunikationsmittel betrachtet wird, sondern darüber hinausgehend, wie über sprachliche Kommunikation gesellschaftliche Anerkennung artikuliert und vermittelt wird.

Mit dieser Zielsetzung trägt die Arbeit zu dem aktuell sich breit etablierenden Forschungsfeld in der Bildungsforschung bei, das Sprache und damit verbundene kommunikative und soziale Kompetenzen mit Bildungs- und Berufserfolg in unmittelbarem Zusammenhang stellt. Spätestens seit den Pisastudien ist deutlich geworden, dass fehlende Sprachkompetenzen oder die Nichtbeherrschung einer anerkannten Variante von Sprache negative Konsequenzen für einen Bildungs- und Berufserfolg hat. Dessen Fehlen führt häufig zu einem zumindest partiellen Ausschluss von gesellschaftlicher Teilhabe. Im Sinne Pierre Bourdieus gilt Sprache daher als ein kulturelles Kapital für eine Bildungs- und Berufskarriere. Damit bereichert die Arbeit derzeitige Diskussionen um Sprache, die bislang vor allem mit der Feststellung von Sprachkompetenz und deren Förderung befasst sind.

Die Arbeit erschließt grundlegende sozialwissenschaftliche Theorien und Konzepte, die Fragen der gesellschaftlichen Anerkennung und sozialer Ungleichheit mit einer soziologischen Analyse des Sprechens verbinden. Zentral sind hierbei die identitäts- und anerkennungstheoretischen Arbeiten von Axel Honneth, Stephan Voswinkel und die sozialtheoretischen Konzepte von Pierre Bourdieu und Irving Goffmann, die in einen erhellenden Bezug zueinander gestellt werden.

Zugleich sucht die Arbeit auch nach empirischer Evidenz und Weiterentwicklung der Theorie anhand der Analyse beruflichen Alltagshandelns. In einer Sekundäranalyse werden Interviews mit Fachkräften mit einem Migrationshintergrund aus einem abgeschlossenen Forschungsprojekt des Bundesinstituts für Berufsbildung zu Fragen beruflicher und sozialer Anerkennung ausgewertet.

Der Autorin gelingt es auf umfassende Weise - theoretisch und empirisch - das Feld der sich sprachlich manifestierenden Anerkennungsverhältnisse in Berufs- und Erwerbsleben zu erschließen und leistet so einen wichtigen Beitrag für die Berufsbildungs- und Migrationsforschung.

Agnes Dietzen

## Inhaltsverzeichnis

<b>A. Einleitung:</b> .....	<b>4</b>
<b>B. Theorie</b> .....	<b>11</b>
<b>B.I. Das Feld der Anerkennung nach Stephan Voswinkel</b> .....	<b>11</b>
B.I.1. Axel Honneths Gesellschaftstheorie der Anerkennung.....	11
B.I.1.1. Der Anerkennungsbegriff und seine hier relevanten Dimensionen.....	11
B.I.1.2. Drei Modi der Anerkennung: Liebe, Recht und soziale Wertschätzung .....	14
B.I.1.3. Soziale Pathologien .....	17
B.I.1.4. Anerkennung als umkämpftes Gut - Gegenüberstellung zu Pierre Bourdieu .....	19
B.I.2. Erweiterung mit Stephan Voswinkel – Brücke zu Pierre Bourdieu .....	22
B.I.2.1. Würdigung und Bewunderung .....	22
B.I.2.2. Anerkennung und Form.....	25
B.I.2.3. Kampf um Würdigung.....	26
B.I.2.4. Anerkennungsfigurationen .....	27
<b>B.II. Sprache als sozial bedingte Praxis im sozialen Raum – Pierre Bourdieu</b> .....	<b>29</b>
B.II.1. Sprachlicher Ausdruck .....	31
B.II.1.1. Sprachlicher Markt.....	31
B.II.1.2. Sprachlicher Habitus .....	33
Exkurs 1: sprachlicher Habitus, sprachlicher Markt und Kontingenz: Überlegungen mit Ludwig Wittgenstein .....	35
B.II.2. Distinktion und symbolische Macht der Sprache .....	38
Exkurs 2: Kenntnis und Anerkenntnis.....	39
B.II.2.1. Legitime Sprache als symbolische Macht.....	40
B.II.2.2. Reproduktion sozialer Ungleichheit als symbolische Herrschaft .....	42
B.II.2.3. Stilsicherheit als Distinktion .....	44
B.II.2.4. Klassenspezifische Ausdrucksstile.....	46
<b>B.III. Kombinierbarkeit von Goffman und Bourdieu: Sprache als öffentliche Praxis – Erving Goffman</b> .....	<b>51</b>
B.III.1. Verhältnis von Interaktionsordnung und sozialer Struktur .....	52
B.III.1.1. Rahmen und Rahmung .....	53
B.III.1.2. Sprachliche Interaktion.....	56
B.III.1.3. Differenzen Bourdieu- Goffman.....	57
B.III.1.4. Goffmans Positionierung .....	57
<b>B.IV. Identitäts- und Ordnungstiftung an Schnittstellen - Erving Goffman</b> .....	<b>60</b>
B.IV.1. Image als 'rituelles Element sozialer Interaktion' .....	62
B.IV.1.1. Rituelle Kompetenz .....	62
Exkurs 3: Achtung und Statusdifferenzen .....	65
B.IV.2. Techniken der Imagepflege.....	66
B.IV.2.1. Vermeidungsprozesse.....	66
B.IV.2.2. Korrektive Prozesse .....	67
B.IV.2.3. Image und die Frage der Angemessenheit .....	69
B.IV.3. Hinsichtlich der empirischen Quellen anwendungsbezogene Aspekte .....	70
B.IV.3.1. Stigmatisiert - normal: konstruierte Perspektiven als Interaktionsrollen.....	71
B.IV.3.2. Statusbedingtheit in Dienstleistungen.....	74

<b>C. Methodisches Vorgehen .....</b>	<b>77</b>
<b>C.I. Merkmale des Datenmaterials und deren Bedeutung für die Fragestellung .....</b>	<b>77</b>
C.I.1. Methodische Bedeutung des Migrationshintergrundes .....	78
C.I.1.1. Fremdheitserfahrung .....	78
C.I.1.2. Fremdsprachigkeit im Deutschen .....	80
<b>C.II. Dokumentation des Arbeitsprozesses .....</b>	<b>81</b>
<b>C.III. Methodische Positionierung und Analysetechniken .....</b>	<b>82</b>
C.III.1. Zur Auswahl der Passagen .....	86
C.III.2. Zur Darstellung .....	88
<b>D. Empirische Rückbindung.....</b>	<b>89</b>
<b>D.I. Sprache als Medium der Anerkennung .....</b>	<b>89</b>
D.I.1. „Man wird daran gemessen, was man auch sagen kann.“ .....	89
D.I.2. „Das degradiert die Menschen [...] wenn sie sich nicht gut [...] artikulieren können.“ .....	92
<b>D.II. Wer spricht wie? Symptom und Indiz ungleicher sozialer Positionen .....</b>	<b>96</b>
D.II.1. „[...] ne, wie man sich so gegen Ausländer verhält.“ - reflektierende Interpretation .....	99
D.II.1.1. Absichernde Sprachführung und divergente Darstellung .....	100
D.II.1.2. Problem Darstellung: „Das haben wir ja“ .....	106
D.II.1.3. Protektive Manöver und Selbstzensur: .....	107
D.II.1.4. Selbstdarstellung für das Image oder die Selbstachtung? .....	110
D.II.1.5. Zwang zur Form anstatt korrekativer Prozesse .....	111
D.II.1.6. „das ist ein Vorteil für mich, [...] dass ich was auch anderes kann, als die anderen Kollegen.“ .....	115
D.II.1.7. Zusammenfassung und Systematisierung .....	117
D.II.2. Soziale Akzeptabilität .....	118
Exkurs 4: Methodisches .....	118
D.II.2.1. „es gab [...] mal im Ärzteblatt so einen Artikel“- Interpretation .....	119
D.II.2.2. Zwischenfazit: Ressourcen der Sprechstile hinsichtlich sozialer Akzeptabilität.....	123
D.II.3 Verbalisierte Selbsteinschätzung hinsichtlich Besonderheit.....	128
D.II.3.1. Vermeidungsrhetorik.....	128
D.II.3.1.1. 1. Fall: „Das ist ganz normal.“ - Interpretation.....	128
D.II.3.1.2. 2. Fall: „Ich fühle mich genauso gleich wie andere.“ - Interpretation.....	132
D.II.3.1.3. Begriffsbestimmung - Vermeidungsrhetorik.....	133
D.II.3.1.4. Kategorie Person.....	135
D.II.3.2. Vermeidungsrhetorik und kulturelles Kapital .....	137
D.II.3.2.1. 3. Fall „[...] sich selbst einzuschätzen ist immer sehr schwierig.“- Interpretation.....	137
D.II.3.2.2. 3. Fall: Kulturelles Kapital und Sprachkompetenz .....	140
Exkurs 5: Methodisches .....	145
<b>D.III. Zwischenfazit: Freiheitsgrade im Sprechen und Anerkennung .....</b>	<b>146</b>
<b>E. Schluss .....</b>	<b>151</b>
Literaturverzeichnis .....	161

## A. Einleitung:

In allen zwischenmenschlichen Beziehungen steht die Frage nach *Anerkennungsverhältnissen*<sup>1</sup> zumindest implizit im Raum. Worum geht es dabei? Um Anerkennung „als“ etwas, als normale Person, oder auch als Star; um Anerkennung „für“ etwas, das heißt für eine bestimmte, besondere Eigenschaft, eine Tat, oder Leistung? Welchen Formen der Anerkennung begegnen wir im Berufsalltag? In jedem Fall bedeutet Anerkennung eine Positionierung gegenüber jemandem oder bestimmten Merkmalen und Spezifika. Alle Facetten bestehen natürlich auch als negierte: Nicht-Anerkennung, menschenunwürdige Missachtung, die Behandlung als eine Anomalie oder gar Missachtung für brandmarkende Eigenheiten und verachtete Taten. Dabei sind „Anerkennung als“ und „Anerkennung für“ etwas keinesfalls wesentlich unterschieden. Der Grad, in dem die Person mit dem Merkmal oder der Eigenschaft identifiziert wird oder sich identifiziert fühlt, entscheidet über Konjunktion oder Präposition. Folglich sind auch fließende Übergänge möglich.

Diese Arbeit behandelt sprachlich übermittelte Anerkennung. Dementsprechend stellt sich die Frage, wieweit und ob die jeweilige Art der Anerkennung, Nicht-Anerkennung oder Missachtung, der Ausdruck verliehen wird, mit dem, was die SprecherIn<sup>2</sup> denkt oder empfindet, übereinstimmt. Welche Vorbehalte verbergen sich hinter den Worten, was versucht die SprecherIn explizit, was implizit zu vermitteln und was ganz zu verstecken? Wovon scheint die SprecherIn beim Empfänger auszugehen? Indem das Verhältnis der Sprechenden Person zum Gesprochenen, zu dessen Effekten, Wirkungen und Intentionen durch Form und Inhalt thematisiert wird, steht die soziale Dimension von Sprache im Zentrum der Analyse. Mit Pierre Bourdieus Worten umfasst diese Dimension „die Beziehungen zwischen der Sprache und der Ethnologie, der politischen Geschichte ihrer Sprecher oder auch der Geographie ihrer Ausbreitung“.<sup>3</sup> Sie ist in Abgrenzung zur traditionellen Sprachwissenschaft formuliert, die ihren Fokus meist auf die „Denotation“<sup>4</sup> von Begriffen richtet, d.h. auf die Bedeutung, die per definitionem unabhängig von der praktischen Sprechsituation gleich bleibt. Dabei bildet Anerkennung, soweit sie sprachlich vermittelt wird, einen Bestandteil der sozialen Dimension von Sprache. Entsprechend steht hier die *symbolische Dimension sozialer Ordnung* im

---

<sup>1</sup> Kursive Hervorhebungen im Fließtext sind, wenn nicht anders gekennzeichnet, von der Verfasserin dieser Arbeit. Innerhalb von Zitaten ist die jeweils Verantwortliche eigens gekennzeichnet.

<sup>2</sup> Soweit möglich, verwende ich in dieser Arbeit die Binnenmajuskel; in den anderen Fällen und bei allen Bezugswörtern benutze ich die femininen Formen. Die männliche Form ist dabei selbstverständlich immer mit eingeschlossen.

<sup>3</sup> Bourdieu, Pierre: Was heißt sprechen? Zur Ökonomie des sprachlichen Tausches. Mit einer Einführung von John B. Thompson, Wien, 1990, 2., erweiterte und überarbeitete Aufl., 2005, S. 38. (im Folgenden: Bourdieu: Whs).

<sup>4</sup> Einzelne Termini in Anführungszeichen kennzeichnen, in wessen Konnotation sie hier verwendet werden. Die Quellenangabe steht bei der ersten Nennung in der nächsten Fußnote. Diese ist häufig erst am Ende des Satzes angefügt, um die Dopplung der Nachweise in direkter Abfolge zu vermeiden.

Zentrum der Aufmerksamkeit. Der wissenschaftliche Beitrag dieser Arbeit besteht folglich in der Verbindung der Analyse gesellschaftlicher Anerkennung als symbolischem Gut mit einer soziologischen Analyse des Sprechens. Daher stellt sich die Frage der Anerkennung hier nicht als eine der Kämpfe um Rechte, wie sie beispielweise in sozialen Bewegungen geführt werden, weshalb auch die diesbezüglich einschlägigen Theorien hier ausgeklammert werden.<sup>5</sup>

Die Fragestellung dieser Arbeit ist dreigeteilt; erstens: wie schlägt sich gewährte oder vorenthaltene Anerkennung in der Art und Weise zu sprechen nieder? Zweitens: welche Strukturen sozialer Ungleichheit (Statusunterschiede, berufliche Hierarchien, gesellschaftliche Machtverhältnisse, unterschiedliche Bildungsbiographien und -chancen, Lebensstile, Habitus etc.) treten dabei zutage? Drittens: welche Form der Anerkennung wird im Sprechen thematisiert und wie kann sie begrifflich gefasst werden? Folglich bildet die Praxis des Sprechens den Dreh- und Angelpunkt der folgenden Analyse, da sie einerseits Abbild der bestehenden, ungleichen sozialen Verhältnisse, andererseits Medium des begehrten Guts gesellschaftlicher Anerkennung ist. Als Praxis stellt das Sprechen auch jene Komponente dar, die zum einen offenliegt und somit gut analysiert werden kann, die zum anderen begrenzt beeinflussbar, also bedingt variabel ist. Demnach müsste diese Praxis auch der Bereich sein, in dem zumindest ein Teil der Deutungskämpfe ausgetragen wird, denn als Abbild und Medium ist das Sprechen zugleich Feld, Forum, Instrument und eine der Hauptwaffen im Ringen um Geltung.

Um das Verhältnis von Anerkennung, Sprache und sozialen Ungleichheiten in Form von Machtverhältnissen, die durch die soziale Position bedingt sind, von hierarchisch organisierten Erwerbsrollen sowie Statusunterschieden erfassen zu können, werden die theoretischen Konzeptionen von Stephan Voswinkel, Axel Honneth, Pierre Bourdieu und Erving Goffman in ihrem Verhältnis zueinander diskutiert. Diese Auseinandersetzung dient nicht dem Vergleich, sondern der Entwicklung eines eigenen theoretischen Rahmens, der auf die Analyse der Fragestellung dieser Arbeit zugeschnitten ist.

Das Feld der Anerkennung wird mit *Stephan Voswinkel* aufgespannt, der sich auch empirisch mit Anerkennung in Arbeitsverhältnissen auseinandersetzt und in seiner Begriffsbestimmung sehr hilfreich drei Referenzen von Anerkennung – Moral, Macht und Identität – unterscheidet (B.I.).<sup>6</sup> Diese Bezüge scheinen nach Voswinkel in unterschiedlicher Gewichtung in den folgenden Theorien auf, aus denen auch der Analyserahmen dieser Arbeit entwickelt wird: Axel Honneth betont den normativen sowie den identitätskonstitutiven Charakter, Bourdieu die

---

<sup>5</sup> Hier sind stellvertretend für weitere an prominenter Stelle die Entwürfe Nancy Frasers, Charles Taylors und Jürgen Habermas' zu nennen. Vgl. Fraser, Nancy: Rethinking recognition, in: *New left review*, 2000, n. 3, S. 107-121; Taylor, Charles: *Multikulturalismus und die Politik der Anerkennung*. Mit Kommentaren von Amy Gutmann (Hrsg.). Mit einem Beitrag von Jürgen Habermas, Frankfurt a. M., 2. Aufl., 1993.

<sup>6</sup> Ebd., S. 11, 18, 30, siehe auch Kap.: B.2. S. 66-106.

Bindung an Macht und Goffman, in Form des darstellenden Moments von Handlungen, die Identität, über die die AkteurIn mit ihrer Dramaturgie informiert.<sup>7</sup> Da diese Arbeit jedoch die sprachlich vermittelten Anerkennungsverhältnisse im von ungleichen Machtverhältnissen, Hierarchien und Statusdiskrepanzen geprägten Berufsalltag fokussiert, ist Identität nur als Kontextphänomen von Bedeutung: Derart, dass sich nicht schlicht die Frage stellt wer bin ich, sondern wer bin ich in der jeweiligen Funktion (als Chef, als Angestellter etc.), bzw. wie verhalte oder präsentiere ich mich in dieser beruflichen Position.

Entsprechend folgt eine Konkretisierung des Anerkennungsbegriffs mit *Axel Honneth* in Hinblick auf dessen Funktion als Vermittlungsinstanz zwischen Subjekt und Gesellschaft (B.I.1.). Honneth begreift Anerkennung damit in einer Scharnierfunktion, die ebenfalls die Praxis des Sprechens kennzeichnet. In seiner Figur des „Kampfes um Anerkennung“ geht es um Deutungskämpfe, in denen der Maßstab der gesellschaftlichen Wertschätzung für unterschiedliche Formen der Selbstverwirklichung konflikthaft verhandelt wird. Wie bereits erwähnt werden diese auch im Sprechen ausgetragen. Honneths Konzeption birgt jedoch Probleme: Er bestimmt Anerkennung als notwendigerweise reziprok. Zudem sind bei ihm die Kämpfe um Anerkennung so angelegt, dass sie zwingend um deren Ausweitung geführt werden. Daher kommt Honneth in seiner normativen Gesellschaftstheorie nicht ohne eine Fortschrittskonzeption aus.<sup>8</sup> Diese Annahmen kollidieren jedoch mit der Sozialtheorie Pierre Bourdieus und den Ergebnissen der hier vorgenommenen Analyse der sich im Sprechen manifestierenden ungleichen sozialen Positionen und Statusunterschiede. Über Honneth hinaus eignet sich daher Voswinkels Begriff der Anerkennung zu einer Verbindung mit einer weniger normativen, stärker differenzierenden und relationalen Theorie sozialer Ungleichheit (B.I.2.). Voswinkel sieht Anerkennung „stets verknüpft mit Ungleichheit“<sup>9</sup> und versteht diese als umkämpfte, ungleich verteilte und problematisiert sie, stärker als Honneth, als distinguierendes und u.a. auf Macht rekurrierendes soziales Gut.<sup>10</sup>

Anschließend wird die Thematik auf das Verhältnis von Anerkennung zu Sprache und sozialer Ungleichheit in Form von verschiedenen sprachlichen Habitus und hierarchischen Strukturen, mit Bezug auf *Pierre Bourdieu* ausgeweitet (B.II.). Er analysiert soziale Ungleichheit im Sprechen als Produkt symbolischer Machtverhältnisse, in denen die AkteurInnen um Bedeutung konkurrieren, die als Unterscheidungsmerkmal fungiert.<sup>11</sup> Da Bourdieu sprachliches Handeln in erster Linie als Strategie, somit als bewusstes, intentionales Handeln

<sup>7</sup> Auch Voswinkel bezieht sich u.a. auf diese drei Autoren und ordnet Honneth und Goffman genauso zu. Bourdieus Theorie ist in seiner Untersuchung jedoch von geringerer Bedeutung, als in der vorliegenden Arbeit. Voswinkel zielt vor allem auf dessen implizite Anerkennungstheorie ab, nicht auf seine Machtanalyse.

<sup>8</sup> Diese Probleme werden unter B.I.4 ausführlich behandelt.

<sup>9</sup> Voswinkel: Anerkennung, S. 38.

<sup>10</sup> Vgl. ebd., S. 12; Honneth: KuA.

<sup>11</sup> Vgl. Bourdieu: Whs, S. 41ff..

betrachtet, wird seine Konzeption durch Möglichkeiten unbewusster Regelbefolgung, wie sie Ludwig Wittgenstein entwickelt, ergänzt. (Exkurs 1). Zur Vorbereitung der empirischen Untersuchung des Sprechens wird der Analyserahmen außerdem mit *Erving Goffmans* Interaktionsanalyse erweitert (B.IV.). Goffman behandelt in Form des Images und dessen Pflege die Frage, wie die einzelnen Personen versuchen, ihre Außenansicht bzw. ihre Oberfläche zu gestalten. Damit versuchen sie, das, was sie gelten, so zu beeinflussen, dass es mit dem von ihnen gewünschten Image vereinbar ist. Goffman definiert das Sprechen somit weniger als sozial bedingte, daher unterscheidende Praxis, sondern als öffentlich darstellende Handlung.<sup>12</sup> Da nicht selbstverständlich ist, dass sich diese beiden Konzeptionen sinnvoll kombinieren lassen, sondern diese Frage vom jeweiligen Untersuchungsgegenstand und der speziellen Anwendung abhängt, werden die hier relevanten und genutzten Anschlussmöglichkeiten in B.III. erläutert.

Die bisher kurz skizzierten theoretischen Konzepte stellen Anerkennung und Sprechen in Verhältnissen sozialer Ungleichheit lediglich vor. Ziel dieser Arbeit ist es jedoch, zumindest einige in der Praxis vorliegende Konfigurationen von Anerkennung und sozial bedingten Ungleichheiten im Sprechen zu erfassen, wobei über hierarchische Strukturen hinaus in Form des Habitus das inkorporierte Soziale berücksichtigt werden soll. Daher wird die Fragestellung in Teil D. auch an *empirischen Quellen* erörtert. Theorie und Empirie ergänzen sich dabei derart, dass die theoretisch herausgearbeiteten Zusammenhänge den Kontext der empirischen Fallanalyse bilden und so auf ihre Kongruenz und ihre in die Praxis übertragbare Aussagekraft hin befragt werden. Die theoretisch diskutierten Begrifflichkeiten dienen folglich als Instrumente, um die Praxisformen besser beschreiben, gegebenenfalls gegen die Begriffe abgrenzen und schließlich erfassen zu können. In Folge dessen werden im Schlussteil mitunter Begriffe entsprechend der vorgeführten Verwendbarkeit in ihren Konnotationen modifiziert. Bei den empirischen Quellen handelt es sich um leitfadengestützte Interviews mit Fachkräften mit Migrationshintergrund<sup>13</sup> und teilweise mit deren Vorgesetzten, die vom Bundesinstitut für Berufsbildung<sup>14</sup> im Rahmen eines Forschungsprojektes zur 'inhaltlichen Bestimmung und dem

<sup>12</sup> Vgl. Goffman, Erving: Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation, Frankfurt, 1986, S. 10f., S. 18. (im Folgenden: Goffman: Interaktionsrituale).

<sup>13</sup> Ich verwende diesen Begriff hier in der gleichen Definition wie das Bundesinstitut für Berufsbildung bei seiner Studie, da die hier Befragten nach dieser Bestimmung ausgewählt wurden. Einen Migrationshintergrund haben demnach Personen mit direkter oder auch indirekter Migrationserfahrung, die in der ersten, zweiten oder auch dritten Generation in Deutschland leben. Vgl. Sattelmeyer, Anke; Hörsch, Karola; Schwerin, Christine: Antragstext zum Projekt 2.4.102, Online-Publikation, abrufbar über <http://www.bibb.de/de/wlk8601.htm>, Berichte, 2003, [Zugriff Oktober 2008], S. 7, Fn.: xvi. (im Folgenden: Sattelmeyer et al.: Antragstext). Hinsichtlich der Problematik des Herkunftsbegriffs siehe: Sattelmeyer, Anke et al.: Zwischenbericht zum Projekt 2.4.102, Online-Publikation, abrufbar über <http://www.bibb.de/de/wlk8601.htm>, Berichte, 2003, S. 4, [Zugriff Oktober 2008]. (im Folgenden: Sattelmeyer et al.: Zwischenbericht). Zum Problem kultureller Zuordnung siehe auch: Sattelmeyer, Anke; Dorau, Ralf; Hörsch, Karola: Abschlussbericht zum Projekt 2.4.102, Online-Publikation, abrufbar über <http://www.bibb.de/de/wlk8601.htm>, Berichte, 2005, S. 6, [Zugriff Oktober 2008]. (im Folgenden: Sattelmeyer et al.: Abschlussbericht).

<sup>14</sup> Im Folgenden mit dem Kürzel BIBB bezeichnet.



beruflichen Nutzen interkultureller Kompetenzen<sup>15</sup> durchgeführt wurden.

Diese Interviews eignen sich dazu, der Fragestellung dieser Arbeit nachzugehen, da sich erstens im Erwerbs- und Berufsleben die Frage gesellschaftlicher Anerkennung in besonderem Maße als Anerkennung von Fähigkeiten, Vermögen, Kompetenzen wie Kenntnissen stellt. Zweitens ist das Erwerbsleben ein in hohem Maße gesellschaftlich strukturierter, von sozialen Ungleichheiten durchzogener Kontext, in dem sich komplexe Bedingungsverhältnisse in Form von Machtverhältnissen und Statusdiskrepanzen zeigen.

Die Frage der Anerkennung kann an diesen Interviews untersucht werden, da das BIBB für seine Studie Fachkräfte und deren Vorgesetzte befragte, die in Berufen mit intensivem Kundenkontakt arbeiten. Dadurch handelt es sich in erster Linie um Berufe, die im weitesten Sinne als Dienstleistungen verstanden werden können (Einzelhandels- und Speditionskaufleute sowie deren Vorgesetzte, ArzthelferInnen und deren Vorgesetzte etc.). Die Fragen des Leitfadens zielten auf die Thematisierung der Begegnungen mit den Klienten ab. Aufgrund des Forschungsinteresses, interkulturelle Kompetenzen und deren Nutzen zu bestimmen, stand dabei implizit die Frage im Raum, wie spezielle Fähigkeiten wertgeschätzt werden. In den explizierten Schilderungen des Kundenkontakts finden sich daher Spuren der im jeweiligen Berufsalltag zutage tretenden Anerkennungsfragen. Die durch die berufliche Funktion bedingten Hierarchien und Rollendifferenzen gehen in einigen der ausgewählten Berufszweige, beispielsweise dem medizinischen, mit unterschiedlichen (Aus-)bildungswegen einher: Diese werden in jeweils spezifischen Institutionen (Hochschulen, Fachhochschulen, Berufsschulen) absolviert, deren Zugangsvoraussetzungen ebenso unterschiedliche Qualifizierungen erfordern (Abitur, Fachabitur, Real-, Hauptschulabschluss), so dass sich die Rekrutierungsgruppen innerhalb dieses Berufszweigs häufig auch in Bezug auf die soziale Herkunft unterscheiden.<sup>16</sup>

In Bezug auf das untersuchte Datenmaterial ist außerdem zu berücksichtigen, dass die Fremdsprachlichkeit der Fachkräfte im Deutschen zusätzliche Schwierigkeiten und Unwägbarkeiten hinsichtlich der Konnotation birgt. Eine gewisse Unsicherheit, wie was gemeint ist und ob ein Wort mit einer möglichen, spezifischen Konnotation bekannt und bewusst ist, absichtlich oder versehentlich gebraucht wurde, besteht jedoch, wenn auch in anderer Weise, ebenfalls bei Muttersprachlern. In Anbetracht des in seinem Ausmaß nicht genau zu erfassenden, graduellen Unterschieds zwischen Fremd- und Muttersprachlern und anderer mitunter ausschlaggebender Einflussfaktoren wie der sozialen Herkunft stellt die Fremdsprachlichkeit der Befragten im Deutschen kein endgültiges Hindernis für diese Untersuchung dar, sondern muss im jeweiligen Fall angemessen mit berücksichtigt werden.

---

<sup>15</sup> Die einfachen Anführungsstriche kennzeichnen in dieser Arbeit Paraphrasen, die in ihrem Wortlaut sehr nah am Original bleiben oder die Übereinstimmung einzelner Satzteile der Paraphrase mit dem Original.

<sup>16</sup> Bezüglich des Zusammenhangs von Schulbildung und sozialer Herkunft verweise ich auf die Pisa-Studie, in der sich gezeigt hat, dass das deutsche Schulsystem mit der frühen Aufteilung der Schüler, je nach anvisiertem Abschluss, der sozialen Selektion wenig entgegenwirkt und im internationalen Vergleich eines der sozial selektivsten ist.

Das methodische Vorgehen wird ausführlich in Teil C. erläutert und begründet.

Anhand dieser Interviews befasst sich die vorliegende Arbeit in Teil D. mit der Frage, wie soziale Ungleichheiten, bedingt durch die jeweilige soziale Position, den entsprechenden sprachlichen Habitus und durch Statusunterschiede, im Sprechen zum Ausdruck kommt und welche Rolle diese für die gesellschaftlichen Anerkennungsverhältnisse spielen. Um das zu ergründen, ist das Augenmerk zunächst auf *Sprache als Medium der Anerkennung* zu richten (D.I.). Anschließend gilt es, die *Unterschiede in der Art und Weise zu sprechen* herauszuarbeiten (D.II.). Hier bilden „soziale Akzeptabilität“, symbolische Herrschaftsverhältnisse und unterschiedliche Art und Weisen, wie sich soziale Akzeptanz, Macht und Statusasymmetrien in der explizit vorgenommenen Selbsteinschätzung widerspiegeln, die Thematisierungslinien, entlang derer verschiedene Fälle gegenübergestellt, verglichen und differenziert werden (D.II., D.III.). Im *Schluss* (E.) wird ausgelotet, wie *Theorie und Empirie* an dieser Problemstellung füreinander fruchtbar gemacht werden können.

Im Thema sprachlich übermittelter Anerkennung weisen, deren angesprochene Referenzen sowie der Kontext sozialer Ungleichheit in Form von Habitus, Status und beruflichen Hierarchien bereits auf drei zentrale Fragen hin: Inwiefern ist Anerkennung *reziprok* wie Honneth hervorhebt, inwiefern ist sie *distinguierend* wie Voswinkel und Bourdieu betonen? Inwieweit bezeichnet sie eine „*Gefühlseinstellung*“ wie Honneth sie begrift, inwiefern ein *Interesse* als das Bourdieu sie behandelt?<sup>17</sup> Der dritte kontrovers diskutierte Aspekt ist die Frage der *Kontingen*; d.h. wie frei oder eingeschränkt kann jemand wählen wie er spricht? Wie groß ist die Bandbreite der Möglichkeiten, die den durch ihre Sozialisation auch im Sprechhandeln geprägten Personen zur Verfügung stehen und die entsprechend in der theoretischen Konzeption berücksichtigt und offen gehalten werden müssen?

Die ersten beiden Fragen betreffen den Kern des Anerkennungsbegriffs. Die Autoren befinden sich hier im Widerstreit. Honneth erkennt jedoch an, dass der Besonderheit betonende Charakter sozialer Wertschätzung, der in symbolischen Kämpfen um Deutungsmacht zum Ausdruck kommt, für die Ausbildung von Hierarchien und Herrschaftsverhältnissen anfällig ist. Bourdieu wird hinsichtlich dieser Frage von Boike Rehbein dahingehend kritisiert, dass seine ökonomistische Sichtweise zu einseitig sei, da sie auch Kommunikation auf Macht reduziere. Daher wird Anerkennung in den hier untersuchten Kontexten als Gefühlseinstellung und Interesse begriffen, wobei an der spezifischen Situation bestimmt werden muss, welcher Aspekt wie gewichtet wird. Der hier verwendete Anerkennungs begriff speist sich demnach aus Teilaspekten von Honneths und Bourdieus Entwurf, die sich in Voswinkels Konzeption

---

<sup>17</sup> Vgl. Voswinkel: Anerkennung, S. 23.; Honneth: KuA, S. 258.

wiederfinden. Voswinkel bestimmt Anerkennung als eine Beziehung mit mannigfaltigen Figurationen und entwickelt daraus ein ebenso relational gedachtes Konzept von Autoritäten und deren Entstehung. Bezüglich der Frage der Kontingenz betont Bourdieu, wie sehr das (Sprech-)Handeln durch die jeweilige Stellung in der Sozialstruktur bestimmt ist. Goffman misst situativen Faktoren eine größere Bedeutung zu als Bourdieu und sieht diese im Zusammenspiel mit strukturellen Faktoren als bedeutend an. Durch die Erweiterung Bourdieus mit Wittgenstein wird hier eine Zwischenposition eingenommen.

Die empirische Analyse mündet in der These, dass *soziale Akzeptabilität* die relevante Form der sprachlich vermittelten gesellschaftlichen Anerkennung in beruflichen Verhältnissen ist, die geprägt sind von Hierarchien, einem Machtgefälle und ungleichen Bildungsbiographien, die häufig mit der sozialen Stellung zusammenhängen: Denn soziale Akzeptabilität – ein von Bourdieu übernommener Begriff – verweist stärker als Honneths und Voswinkels Begrifflichkeiten auf die sozialen Verhältnisse. Die These basiert auf der am Datenmaterial herausgearbeiteten Tatsache, dass die Sprecher, wenn es darum geht, etwaige eigene Besonderheiten zu thematisieren, in Abhängigkeit von ihrer sozialen Stellung und ihrem Status über unterschiedliche Freiheitsgrade im Sprechen verfügen. In diesen Interviews kristallisierten sich drei verschiedene Varianten hinsichtlich der freien Wahl des Ausdrucksstils heraus: Eine relativ souveräne, da ungehemmte und als solche bezüglich der Unterschiede und Besonderheiten eher gelassene, flüssige, wohlbegründete Sprechweise der Ärztin in D.I; eine Art Vermeidungsrhetorik, in der die eigenen Spezifika nivelliert werden und die mit einem Gleichheits- und Anpassungsstreben einher geht in D.II.3; eine vermittels der eigenen Besonderheit vorgenommene Kompensation von Stigmatisierung in D.II.1. Diese drei Varianten werden als unterschiedliche Freiheitsgrade im Sprechen bezeichnet, da es um die Möglichkeit der Einzelnen Person geht, sich ihrem Empfinden und ihren Bedürfnissen nach möglichst unverfälscht auszudrücken. Da es, wie mit Bourdieu gezeigt wird, jedoch eine normierte Hochsprache gibt, die in Form der Privilegierten bzw. der Eliten beansprucht, die legitime Sprachform im öffentlichen Raum zu sein, übt diese legitime Sprache, auch „offizielle Sprache“ genannt, symbolische Macht aus. Dementsprechend unterliegen die SprecherInnen in Situationen, die von Statusunterschieden geprägt sind, desto stärker einem Zwang zur Form, je weniger vertraut sie mit der legitimen Sprache von Kindesbeinen an sind.

## **B. Theorie**

### **B.I. Das Feld der Anerkennung nach Stephan Voswinkel**

Mit Stephan Voswinkel wird das Feld der Anerkennung zwischen verschiedenen Polen aufgespannt, aus deren Perspektive diese thematisiert werden kann. Er führt vier Kontrastierungen ein:

„1. Fremd- und Selbstreferenz, 2. Authentizität und Schein, 3. Reziprozität und Distinktion sowie 4. Leidenschaft und Interesse.“<sup>18</sup>

Diese sind durchaus miteinander verbunden, kennzeichnen aber jeweils einen anderen Standort und Stellenwert von Anerkennung.<sup>19</sup> Im Folgenden wird aufgrund der hier behandelten Problemstellung der dritte Punkt, der Kontrast von Reziprozität und Distinktion, im Zentrum der Aufmerksamkeit stehen, denn in Distinktion kommen soziale Differenzen zum Ausdruck.

Darüber hinaus unterscheidet Voswinkel zwei Handlungsdimensionen: eine pragmatische, zweckgerichtete und eine expressive, in der die handelnde AkteurIn zum Ausdruck kommt sowie als Spezialform der expressiven die dramaturgische, selbstdarstellende Handlungsdimension. Diesbezüglich weist er auf eine Parallele zu Bourdieu hin, der zwischen materieller anstatt pragmatischer und symbolischer anstatt expressiver Dimension differenziert. Im Unterschied zu Voswinkel und auch Honneth misst Bourdieu auch der symbolischen Dimension hauptsächlich als Mittel im Dienst der materiellen Dimension Bedeutung zu. In der folgenden Untersuchung steht jedoch expressives Handeln, das nach Goffman die „Rahmung pragmatischen Handelns“<sup>20</sup> bildet, im Zentrum des Interesses. Da dieses somit fast immer im Verbund mit einem pragmatischen Handeln erfolgt, wird der sachbezogene Zweck erwähnt, soweit er zum Verständnis der Situation als Kontext des expressiven Handelns nötig ist. Das dramaturgische Handeln spielt, insofern es Teil des expressiven ist und der Beziehung der Akteure Ausdruck verleiht, eine Rolle.<sup>21</sup> Zunächst wird Honneths Theorie der Anerkennung erläutert und anschließend mit Voswinkels Konzeption, die Bezüge zu Honneth sowie zu Bourdieu aufweist, der Analyserahmen für die hier behandelte Fragestellung weiter entwickelt.

#### **B.I.1. Axel Honneths Gesellschaftstheorie der Anerkennung**

##### **B.I.1.1. Der Anerkennungsbegriff und seine hier relevanten Dimensionen**

Wie bereits angedeutet, thematisiert diese Arbeit Anerkennung auf der Ebene der Gesellschaft. Darin folgt sie der Begriffsbestimmung Axel Honneths, der Anerkennung als ein Bindeglied oder eine Art Scharnier, als eine Vermittlungsinstanz zwischen Subjekt und Gesellschaft begreift; denn

„ Einerseits bemißt sich die Chance einer positiven Selbstbeziehung für die Subjekte selber an Bedingungen, die einen gesellschaftlichen Charakter besitzen, weil sie aus normativ geregelten Formen wechselseitiger Anerkennung bestehen; andererseits bemißt sich die Chance einer bestimmten Gesellschaft,

<sup>18</sup> Voswinkel: Anerkennung, S. 23.

<sup>19</sup> Ebd., S. 23ff.

<sup>20</sup> Voswinkel: Anerkennung, S. 34.

<sup>21</sup> Vgl. ebd., S. 31-36.

auf die ungezwungene Zustimmung der eigenen Mitglieder zu stoßen, an ihrer Fähigkeit zur Organisation von Anerkennungsverhältnissen, die die individuelle Entwicklung solcher positiven Formen der Selbstbeziehung ermöglichen.<sup>22</sup>

Dem zugrunde liegt das Verständnis der

„[...] menschliche[n] Lebenswelt als [...] Ergebnis der Hervorbringung einer „zweiten Natur“ [...], in der wir uns habituell in einem sich wandelnden „Raum der Gründe“ orientieren.“<sup>23</sup>

In diesem Rahmen stellt Anerkennung auch die Bedingung sozialer Integration dar.

„[...] zu Mitgliedern von Gesellschaften können Individuen nur werden, indem sie in Form der Erfahrung von wechselseitiger Anerkennung ein Bewusstsein davon erwerben, wie Rechte und Pflichten in bestimmten Aufgabenbereichen reziprok verteilt sind.“<sup>24</sup>

Dementsprechend steht in der folgenden Analyse Anerkennung in ihrer Bedeutung für die sozialen Verhältnisse im Vordergrund.<sup>25</sup> Wie mit obigen Zitaten bereits angedeutet, wird Anerkennung als von Intersubjektivität und Reziprozität gekennzeichnet begriffen. Honneth spricht sogar von einem

„Zwang zur Reziprozität [...], der die sich begegnenden Subjekte gewaltlos dazu nötigt, auch ihr soziales Gegenüber in einer bestimmten Weise anzuerkennen:[...]“<sup>26</sup>

Somit besteht Anerkennung in dem Zugeständnis eines berechtigten Geltungsanspruchs an eine andere Person als eine solche Person, denn

„[...] wenn ich meinen Interaktionspartner nicht als eine bestimmte Art von Person anerkenne, dann kann ich mich in seinen Reaktionen auch nicht als dieselbe Art von Person anerkannt sehen, weil ihm von mir ja gerade jene Eigenschaften und Fähigkeiten abgesprochen werden, in denen ich mich durch ihn bestätigt fühlen will.“<sup>27</sup>

Mit dieser Bestimmung wird postuliert, dass im Akt der Anerkennung dem Gegenüber Ebenbürtigkeit gewährt werde und eben das die Basis der eigentlichen Reziprozität darstelle. Ich komme später darauf zurück, inwiefern solche Gleichwertigkeit im Spannungsfeld von Authentizität und Schein steht. Auch das differenzierende Moment von Anerkennung, in dem der konstatierte und zu untersuchende „Kampf um Anerkennung“ bzw. um Bedeutung gründet,

<sup>22</sup> Honneth: KuA, S. 310.

<sup>23</sup> Ebd., S. 308. Der Terminus „Raum der Gründe“ wird hier nicht ausführlich erläutert, da seine Erörterung den inhaltlichen Rahmen dieser Untersuchung übersteigt. In dieser Arbeit geht es vorrangig darum, die Praxis von sprachlich vermitteltem Anerkennungsverhalten zu sondieren. Daher steht für die folgende Untersuchung die Tatsache im Vordergrund, dass Honneth in diesem Zitat unser soziales Orientierungsverhalten als „habituell“ bezeichnet, da dies für die Kombination mit den Theorien von Bourdieu und Goffman als gemeinsamer Nenner von Bedeutung ist. Es sei lediglich kurz der Kontext dargelegt, in dem jener „Raum der Gründe“ für Honneths Theorie der Anerkennung relevant ist. Honneth will diesen Terminus, in Abgrenzung von einem 'Wertrealismus', der von 'sozialontologischen Gegebenheiten' ausgeht, als „ein sich historisch wandelndes Reich“ (Honneth: KuA, S. 331) verstanden wissen. Die damit betonte Geschichtlichkeit und Prozesshaftigkeit kennzeichnet, wie im Folgenden noch ausgeführt wird, auch Honneths Anerkennungsbegriff. Der historisch gewachsene und wandelbare „Raum der Gründe“ fließt in seine Argumentation hinsichtlich der der Anerkennung zugeschriebenen Eigendynamik ein.

<sup>24</sup> Ebd., S. 310.

<sup>25</sup> Vgl. dazu auch: Honneth: KuA, S. 148f.. Voswinkel teilt diese Bestimmung größtenteils; Vgl. Voswinkel, Stephan: Bewunderung ohne Würdigung. Paradoxien der Anerkennung doppelt subjektivierter Arbeit, in: Axel Honneth (Hrsg.): Befreiung aus der Mündigkeit. Paradoxien des gegenwärtigen Kapitalismus, Frankfurt a. M., 2002, S. 65-92. (im Folgenden: Voswinkel: Bewunderung). Hier: S. 67: „Zunächst kann man Anerkennung betrachten als das Medium sozialer Integration, das gesellschaftliche Normen und Werte in die Identitäten der Subjekte übersetzt.“

<sup>26</sup> Honneth: KuA, S. 64f..

<sup>27</sup> Ebd., S. 64f..

wird an anderer Stelle ausgeführt.

Den Zielpunkt der Anerkennung bildet bei Honneth die Autonomie, welche jedoch immer im Verbund mit dem anerkennenden Akt gesehen werden muss. Dabei will er

„»Autonomie« oder »Selbstverwirklichung« [...] in dem möglichst neutralen Sinn [...], in dem wir jedem menschlichen Subjekt das Interesse unterstellen, die eigenen Wünsche und Absichten frei bestimmen und realisieren zu können“<sup>28</sup>

verstanden wissen. Diesen Sachverhalt expliziert Honneth gegen den Vorwurf des kulturellen Partikularismus, mit dem er konfrontiert ist, da er beansprucht, in den auf Autonomie abzielenden Anerkennungsnormen einer Gesellschaft eine universelle Basis der Kritik ausmachen zu können. In diesem Kontext wehrt er sich auch gegen den Einwand, Anerkennung diene lediglich als Mittel zum Zweck der Selbstverwirklichung und ihr Eigenwert sei als Bedingung der Autonomie dieser untergeordnet. Honneth nachvollzieht diesen nahe liegenden Eindruck, grenzt sich jedoch von einer solchen instrumentell verstandenen Beziehung der Anerkennung zur Autonomie ab, indem er erstere in Rekurs auf Kants Begriff der Achtung zugleich als „Bedingung“ und „Verpflichtung“ kennzeichnet. Damit stellt er die Interdependenz beider Begriffe heraus.<sup>29</sup>

Das Verhältnis von Anerkennung und Autonomie wird an der Frage, ob Anerkennung „attributiv“ oder „rezeptiv“ vollzogen wird, näher bestimmt.<sup>30</sup> Ersteres würde bedeuten, dass im Akt der Anerkennung einer Person positive Eigenschaften von außen zugewiesen werden und ihr somit ein Status verliehen wird, der erst durch diesen Akt entsteht, 'erzeugt' oder 'produziert' wird. Die zweite Variante begreift Anerkennung als eine Art Wiedergabe „eines unabhängig bereits bestehenden Status [...]“<sup>31</sup>, demnach als 'reproduktiven' Akt. Die als Potentiale schon vorhandenen Eigenschaften und Fähigkeiten werden durch Anerkennung 'aktualisiert' und ermöglichen dem betroffenen Subjekt, sich in Folge dieser positiven, bestätigenden Reaktion des Gegenübers mit jenen Eigenschaften zu identifizieren, wodurch es erst zu „wirklicher Autonomie“<sup>32</sup> befähigt wird.<sup>33</sup> In dieser Weise von den Reaktionen der Anderen geprägt, über die gesellschaftliche Anerkennungsnormen vermittelt werden, sind diese Normen erst dann bewusst, wenn eine Störung auftritt oder irritiert. Grundsätzlich versteht auch Honneth solche Normen als ein unbewusstes „knowing how“, das „implizit beherrscht“<sup>34</sup> wird. Honneth folgt dem 'Wahrnehmungs'- oder 'Antwortmodell' Laitinens, denn beim attributiven Modell müsste er die bereits angedeuteten moralischen Implikationen<sup>35</sup> seines

<sup>28</sup> Ebd., S. 339.

<sup>29</sup> Ebd., S. 337-339.

<sup>30</sup> Honneth nimmt diese Differenzierung in dem neuen Nachwort in Anschluss an die Kritik der finnischen Autoren Heikki Ikäheimo und Arto Laitinen vor. Vgl. Ebd., S.317 -332.

<sup>31</sup> Ebd., S. 321.

<sup>32</sup> Ebd., S. 327.

<sup>33</sup> Ebd., S. 326f..

<sup>34</sup> Ebd., S. 336.

<sup>35</sup> Hiermit beziehe ich mich auf die erläuterten Implikationen des „Zwangs“ zur Reziprozität, des Postulates, Anerkennungsnormen könnten als universell gültige Grundlage der Kritik dienen sowie auf die Implikation des Bezugs auf Kants Begriff der Achtung, der unter anderem als eine Verpflichtung konnotiert ist.

Anerkennungsbegriffs opfern, weil keinerlei Maßstab für die Bewertung von (un-) berechtigten Anerkennungsansprüchen und -akten mehr vorhanden wäre.<sup>36</sup> Entgegen dem Eindruck, es handele sich bei diesen Implikationen um vorgängig bestehende, ontologische Werteigenschaften, versteht Honneth auch diese als historisch bedingte, dem Wandel unterworfen. Entsprechend unterstellt er einen gewissen gesellschaftlichen Fortschritt, der durch die Kämpfe um Anerkennung vorangetrieben wird und in dem diesbezüglichen Kapitel (I.1.4) noch thematisiert werden wird.

#### B.I.1.2. Drei Modi der Anerkennung: Liebe, Recht und soziale Wertschätzung

Zunächst wird kurz in Honneths Unterscheidung dreier Sphären oder Modi der Anerkennung eingeführt, denen jeweils ein spezifisches Selbstverhältnis sowie eine bestimmte Form der Missachtung entsprechen. Das liegt insofern nah, als die weitere Entwicklung seiner Theorie, in der er sich insbesondere auf Hegel und dessen „Modell eines »Kampfes um Anerkennung«<sup>37</sup> bezieht, auf dieser Unterteilung beruht und sie fortführt.

Honneth differenziert zwischen der Sphäre der *Liebe*, die das Selbstvertrauen bedingt, der des *Rechts*, welche die Selbstachtung ermöglicht, und einer Sphäre *sozialer Wertschätzung*, der als praktischer Selbstbezug die Selbstschätzung entspricht. Die Anerkennungssphäre der Liebe soll Primärbeziehungen, zu denen Honneth auch die Freundschaft rechnet, und die dort erfahrene *emotionale Zuwendung* umfassen, somit die physische Integrität schützen. Dieser ordnet er *Misshandlung und Vergewaltigung* als Missachtungsformen zu. Der Anerkennungsmodus des Rechts vermittelt *kognitive Achtung* als eine moralisch zurechnungsfähige Vernunftperson und gewährt die soziale Integrität, solange die Person nicht *entrechtet und ausgeschlossen* wird. In der Sphäre der sozialen Wertschätzung wird seitens einer Solidarität ermöglichenden Wertgemeinschaft auf besondere Fähigkeiten und Eigenschaften *wertschätzend* Bezug genommen. Hier spricht er im Falle der Missachtung von *Entwürdigung und Beleidigung*.<sup>38</sup> Diese drei Modi bezeichnet er auch als „potentielle Werteigenschaften“, die wir heute „als Resultat eines historischen Lernprozesses“, namentlich des Sozialisationsprozesses wahrnehmen können.<sup>39</sup> Damit ist nicht nur ihr geschichtlicher Entwicklungscharakter angezeigt, der sie gegen anthropologische Konstanten als Gegebenheiten abgrenzt. Honneth weist auch auf den Anteil hin, den gesellschaftliche Kollektive und Wertgemeinschaften an der Konstitution der drei Sphären als (Re)-Produktionsfeld haben, wobei sie selber das Konstituierte sind. Derart verortet er den normativen Gehalt hier implizit im gesellschaftlichen Charakter der drei Sphären von Anerkennung.<sup>40</sup>

<sup>36</sup> Ebd., S. 323.

<sup>37</sup> Ebd., S. 109, vgl. auch S. 107f..

<sup>38</sup> Ebd., Kapitel II. 5. S. 148 ff., vgl. auch Tabelle S. 211.

<sup>39</sup> Ebd., S. 331f.. Hier wird der Prozesscharakter und somit die historische Wandelbarkeit deutlich, die, wie bereits in Fußnote 27 erwähnt, Honneths Anerkennungsbegriff innewohnt.

<sup>40</sup> vgl. auch ebd., S. 322-331.

Im Folgenden werden vor allem die Anerkennungsmodi des Rechts und der sozialen Wertschätzung eine Rolle spielen, da sie im Unterschied zu dem der Liebe, der zum Großteil im privaten Bereich und einem tendenziell psychologischen Kontext verortet ist, beide im öffentlichen, sozialen Rahmen bzw. Raum und damit auf der Ebene der Gesellschaft angesiedelt sind. Darüber hinaus sind diese beiden Sphären, wie aus den folgenden Ausführungen ersichtlich, miteinander verknüpft oder auch voneinander durchdrungen.

Die rechtliche Anerkennung impliziert in modernen Gesellschaften, insofern deren Legitimation auf der „freie[n] Zustimmung“ aller Rechtssubjekte beruht, zumindest ihrem Anspruch nach die Gleichheit und Freiheit ihrer Mitglieder.<sup>41</sup> Mit Thomas H. Marshall<sup>42</sup> zeichnet Honneth am historischen Entwicklungsprozess eine Dynamik in Richtung der Ausweitung subjektiver Rechte nach, ausgehend von „liberalen Freiheitsrechte[n]“ im 18. Jh., über politische „Teilnahmerechte“ im 19. Jh. bis hin zu „sozialen Wohlfahrtsrechten“ zumindest in westlichen Ländern.<sup>43</sup> Diese expansive Entwicklung ist auf die Kriterien bezogen, die eine Person als zurechnungsfähig und zur Ausübung ihrer Rechte im Stande bestimmen. Diese schrittweise erkämpfte Kumulation „individueller Rechtsansprüche“<sup>44</sup>, bezeichnet Honneth als Materialisierung, somit als Dynamik in der 'Dimension der Tiefe'. Davon unterschieden ist die wiederum historisch begründete Generalisierung, d. h. die Ausweitung innerhalb der Rechtssphäre in einer 'Dimension der Breite'<sup>45</sup>, welche den Kreis der als Rechtssubjekte geltenden Personen betrifft. Die Differenzierung dieser Dimensionen ist relevant hinsichtlich eines Maßstabs zur Beurteilung, welche Anerkennungsforderungen und Kämpfe berechtigt sind. Entsprechend den dargelegten Entwicklungslinien und vermuteten Potentialen im Anerkennungsmodus des Rechts muss der normative Wert einer Anerkennungsforderung bzw. eines -kampfes nach Honneth an ihrem Beitrag zur Erweiterung der Anerkennungsbeziehungen und deren „Realisierung [...] [in] unverzerrten Formen“<sup>46</sup> gemessen werden. Analog zu den zwei Dimensionen kann eine solche Erweiterung auf die Individualisierung oder aber die soziale Inklusion bezogen sein.<sup>47</sup>

In der Sphäre der sozialen Wertschätzung wird, im Unterschied zu jener des Rechts, das Eigenartige, das Besondere des Individuums anerkannt.

„[...] im ersten Fall [der rechtlichen Anerkennung, C.S.] aber handelt es sich um diejenige allgemeine Eigenschaft, die ihn überhaupt erst zur Person macht, im zweiten Fall hingegen um die besonderen

<sup>41</sup> Ebd., S. 184.

<sup>42</sup> Vgl. Marshall, Thomas H.: *Sociology at the Crossroads*, 1963, London.

<sup>43</sup> Ebd., S. 188.

<sup>44</sup> Ebd., S. 185.

<sup>45</sup> Pilarek, Patrick: *Dimensionen der Anerkennung. Rekonstruktion und Kritik der Sozialphilosophie Axel Honneths*, unveröffentlichte Magisterarbeit, Freiburg, 2007, S. 54. (im Folgenden: Pilarek: *Dimensionen der Anerkennung*); vgl. auch Fraser, Nancy; Honneth, Axel: *Umverteilung oder Anerkennung. Eine politisch-philosophische Kontroverse*, Frankfurt a. M., 2003, S. 220f.. (im Folgenden: Fraser; Honneth: *Umverteilung*).

<sup>46</sup> Honneth: *KuA*, S. 273.

<sup>47</sup> Vgl. ebd., S. 185-191; 211; siehe auch: Fraser; Honneth: *Umverteilung*, S. 220f..



Eigenschaften, die ihn im Unterschied zu anderen Personen charakterisieren.“<sup>48</sup>

Trotz dieses unterscheidenden Charakters der wertschätzenden Anerkennung wird nach Honneth auch die Solidarität über diesen Modus vermittelt: Denn was als Besonderes wertgeschätzt wird, bedarf ebenfalls eines, wenn auch impliziten, gemeinsamen Bezugsrahmens, einer „Wertgemeinschaft“, die im „kulturellen Selbstverständnis einer Gesellschaft“ besteht. Solidarität ist demnach Ausdruck der den anderen beigemessenen Geltung und des wichtigen Stellenwerts der je individuellen Eigenschaften für das gemeinsame Handeln in Hinblick auf die Realisierung der „kulturell definierten Werte“.<sup>49</sup> Die hier wirkungsmächtige, praktisch implizite „Wertgemeinschaft“ stellt somit einen symbolischen Orientierungsrahmen dar.<sup>50</sup> Die soziale Wertschätzung ist als reziproke Anerkennung zwar „symmetrisch“, jedoch nicht gleich, denn die Beiträge der Einzelnen sind als jeweils besondere unterschiedlich.

„[...] »symmetrisch« muss vielmehr heißen, daß jedes Subjekt ohne kollektive Abstufungen die Chance erhält, sich in seinen eigenen Leistungen und Fähigkeiten als wertvoll für die Gesellschaft zu erfahren.“<sup>51</sup>

In dieser angestrebten Balance von Symmetrie und gleichzeitiger Anerkennung für das Ungleiche und Unterscheidende deuten sich schon die Konfliktlinien im Spannungsfeld von Egalisierung und Individualisierung dieser Sphäre an.<sup>52</sup> Nicht jeder Unterschied erlangt die gleiche Geltungsmacht, die eigene Partikularität als bedeutsam zu behaupten und, um als Teil des Maßstäbe setzenden normativen Orientierungsrahmens zu gelten, als erstrebenswert zu etablieren: Denn „der Gehalt derartiger Interpretationen“, die bezogen auf die gesellschaftlichen Zielsetzungen gerade vorherrschen und als Maßstab der verschiedenen Formen der Selbstverwirklichung fungieren, sind

„seinerseits freilich wiederum davon abhängig [...], welcher sozialen Gruppe es gelingt, die eigenen Leistungen und Lebensformen öffentlich als besonders wertvoll auszulegen, [...]“<sup>53</sup>

Demgegenüber steht der fromme Anspruch jener sich als modern und rechtsstaatlich begreifenden Gesellschaften, dass die Sozialhierarchie sich entsprechend den jeweiligen Leistungen der grundsätzlich gleichen und freien Individuen herausbilde.<sup>54</sup> Ein solches „Leistungsprinzip“ setzt Chancengleichheit voraus, um bestehende Ungleichheiten rechtfertigen zu können, und wurde wiederum in Abgrenzung zur ständischen Gesellschaft und deren ethischen Vorgaben herausgebildet.<sup>55</sup> Im Zuge der Forderung nach allgegenwärtig möglicher Autonomie und Selbstverwirklichung proklamiert Honneth ein Anrecht auf Zugang zu Chancen. Er formuliert dieses als Anspruch und Bedürfnis in der Anerkennungssphäre des

<sup>48</sup> Honneth: KuA, S. 183.

<sup>49</sup> Ebd., S. 198, 209-211.

<sup>50</sup> Ebd., S. 197.

<sup>51</sup> Ebd., S. 210.

<sup>52</sup> Ebd., S. 211.

<sup>53</sup> Ebd., S. 205.

<sup>54</sup> Vgl. ebd., S. 202-205.

<sup>55</sup> Jene Vorgaben besagten, worin die „standesgemäße »Ehre«“ der jeweils „kulturell typisierten Statusgruppe“ besteht. Vgl. ebd. S. 199. Zur Nachzeichnung der historischen Entwicklung vgl. auch S. 198-202.

Rechts.

„um als moralisch zurechnungsfähige Person agieren zu können, bedarf der Einzelne nicht nur des rechtlichen Schutzes vor Eingriffen in seine Freiheitssphäre, sondern auch der rechtlich gesicherten Chance zur Partizipation am öffentlichen Willensbildungsprozess, von der er faktisch aber nur Gebrauch machen kann, wenn ihm zugleich ein gewisses Maß an sozialem Lebensstandard zusteht.“<sup>56</sup>

Folglich bedarf es eines „Mindestmaßes an kultureller Bildung und an ökonomischer Sicherheit“<sup>57</sup>, was jedoch in den bestehenden Verhältnissen keinesfalls gegeben ist. Dieser Missstand wird in den sozialen Pathologien thematisiert.

### B.I.2.3. Soziale Pathologien

In den im Folgenden erläuterten Pathologien trägt Honneth der Tatsache Rechnung, dass Anerkennung in der Praxis trotz ihres reziproken, intersubjektiven Charakters gerade in Arbeitsverhältnissen häufig von einem Machtgefälle gekennzeichnet ist. Da es bei dem in dieser Arbeit verwendeten empirischen Material ebenfalls um Arbeitsverhältnisse geht, birgt die Auseinandersetzung mit jenen sozialen Pathologien Chancen auf weitere Erklärungsansätze.

Honneth bezeichnet die sozialen Zustände dann als pathologisch, wenn die Bedingungen eines guten Lebens nicht mehr gegeben sind. Zu der Frage nach den „Bedingungen eines gelingenden Lebens“ sieht er sich aufgrund seines Anspruchs gezwungen, eine Gesellschaftstheorie zu begründen, mittels derer soziale Unrechtserfahrungen, d.h. Formen der Missachtung kritisiert werden können.<sup>58</sup>

„In einer so verstandenen Theorie sozialer Gerechtigkeit muss also nicht nur die Frage nach Modi der gerechten Verteilung knapper Güter gestellt werden, sondern auch und vor allem die nach dem »Worumwillen«, worauf die Antwort lautet: um des Gutes der persönlichen Identitätsbildung willen.“<sup>59</sup>

In der Diagnose der zentralen Pathologie, welche die kapitalistischen Verhältnisse der westeuropäischen und nordamerikanischen Gesellschaften prägt, folgt Honneth der ersten Generation der Kritischen Theorie Horkheimers und Adornos<sup>60</sup>. Auch er attestiert eine „vereinseitigte, verengte Vernunft“, die ein instrumentelles Verhältnis der Menschen zu ihrer gesamten Umwelt bedingt.<sup>61</sup> Jener instrumentellen Vernunft wird z. B. bei der heutigen „Rationalisierung“ auf dem Arbeitsmarkt der rechtliche Schutz in den Arbeitsverhältnissen zur Sicherung der sozialen Integrität geopfert, die mit für ein intaktes Selbstverhältnis als Grundlage der Identitätsbildung erforderlich ist.<sup>62</sup>

In der Sphäre der sozialen Wertschätzung stechen zwei Pathologien besonders hervor, in denen

<sup>56</sup> Ebd., S. 190.

<sup>57</sup> Ebd., S. 190.

<sup>58</sup> Pilarek: Dimensionen der Anerkennung, S. 59f., 88f.; vgl. auch Honneth: KuA, S. 274f..

<sup>59</sup> Pilarek: Dimensionen der Anerkennung, S. 89; vgl. auch Honneth: KuA, S. 280.

<sup>60</sup> Horkheimer, Max; Adorno W., Theodor: Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente, 14. Aufl., Frankfurt a. M., 2003.

<sup>61</sup> Pilarek: Dimensionen der Anerkennung, S. 61f.; siehe auch: Horkheimer, Max: Zur Kritik der instrumentellen Vernunft, Frankfurt a.M., 1985.

<sup>62</sup> Vgl. Honneth, Axel: Verdinglichung. Eine anerkennungstheoretische Studie, Frankfurt a. M., 2005, S. 101.

wiederum die Verflechtung der Sphäre des Rechts mit jener der sozialen Wertschätzung sichtbar wird. Hier ist erstens die Instrumentalisierung „individualistischer Selbstverwirklichungsforderungen für kapitalistische Zwecke“<sup>63</sup> zu nennen. Sie besteht in einem Wandel von der Forderung, die ursprünglich als Zuwachs an persönlichem Freiraum bezüglich eigenständiger Arbeitsgestaltung und Aufgabenbewältigung gestellt wurde, hin zu einer Anforderung an die einzelne Person. Die ArbeitnehmerIn sieht sich nun einem Zwang zur optimalen Selbstpräsentation hinsichtlich der eigenen Flexibilität, Motivation, ihres innovativen Geistes und immer stärker auch zur Darstellung der „Bereitschaft zur mentalen Optimierung“ in Form von „Arbeitseuphorie“ und „Teamgeist“ gegenüber.<sup>64</sup> Vergleichbar dazu macht Stephan Voswinkel auf die „doppelte Subjektivierung der Arbeit“ aufmerksam, die die Umstellung von Verfahrens- auf Zielvorgaben bezeichnet, mit der eine Verlagerung der Verantwortung einhergeht. Herauszufinden, wie jenes Ziel zu erreichen ist, obliegt nun der ArbeitnehmerIn, der daher auch alle Fehler oder Verzögerungen selbst im Falle von relational berechtigter Überforderung angelastet und zugeschrieben werden können.<sup>65</sup> Entsprechend muss die Formulierung und das Postulat arbeitsrechtlicher Bedürfnisse der Absicherung, also die Selbstdarstellungssemantik angepasst werden.

Zweitens zeigt sich die nicht gegebene Chancengleichheit als eine faktische „Aushöhlung des Leistungsprinzips“ in der erlebten sozialen Wirklichkeit: Denn die Definitionen, welche Leistungen als wertvoll gelten, beruhen nicht auf einem normativen Konsens, also dem kulturellen Selbstverständnis der Gesellschaft, sondern werden de facto vom Markt, der Maxime der Kostenreduktion und der kurzfristigen, ergebnisorientierten Chancenverteilung diktiert.<sup>66</sup> Wenn auch in verdeckter Weise, stellen die qua Geburt und Sozialisation mitgegebenen Kenntnisse und habituellen Verhaltensweisen für bestimmte Bereiche, insbesondere für solche, denen ein hoher Status zugeschrieben wird, eine Hypothek oder aber ein Privileg dar.<sup>67</sup> Somit werden trotz und wegen der schon populistisch anmutenden Proklamation des Leistungsprinzips im Verbund mit jener der Chancengleichheit soziale Ungleichheiten und Benachteiligungen (re-)produziert, verhärtet und auch in sich wandelnden Bereichen fortgeführt. Als Rhetoriken gebraucht verschleiern jene Forderungen und behaupteten Bemühungen die realen Verhältnisse und dienen als Alibi. Hinsichtlich dieser gleichzeitigen, wenn auch gegenläufigen „Ausweitung und Aushöhlung des Leistungsprinzips“<sup>68</sup>, verweisen Neckel und Dröge u. a. auf Bourdieu als Analytiker jener symbolischen Herrschaftseffekte. Diese sehen sie bestätigt in der

<sup>63</sup> Pilarek: Dimensionen der Anerkennung, S. 76.

<sup>64</sup> Neckel, Sighard; Dröge, Kai: Die Verdienste und ihr Preis. Leistung in der Marktgesellschaft, in: Axel Honneth (Hrsg.): Befreiung aus der Mündigkeit. Paradoxien des gegenwärtigen Kapitalismus, Frankfurt a. M., 2002, S. 65-92, hier: S. 99ff. (im Folgenden: Neckel; Dröge: Verdienste).

<sup>65</sup> Vgl. Voswinkel: Bewunderung, S. 75.

<sup>66</sup> Vgl. Neckel; Dröge: Verdienste, S. 103 -105.

<sup>67</sup> Vgl. ebd., S. 101.

<sup>68</sup> Ebd., S. 103.

„[...] Marktgesellschaft der Gegenwart [...], deren Leistungsrhetorik im selben Maße zunimmt wie sie Leistungskategorien aus der normativen Zuständigkeit für Statusverteilung entlässt.“<sup>69</sup>

Trotzdem warnen sie davor, den „Rationalitätskern“<sup>70</sup> des Leistungsprinzips aufgrund jener von Bourdieu als „Illusion“<sup>71</sup> beschriebenen Kluft „zwischen Sein und Sollen“<sup>72</sup> abzuwerten. Damit werde die Tatsache, dass Leistungsgerechtigkeit die wohl einzige mehrheitlich akzeptierte Norm oder Wertvorstellung sei, ausschließlich als der ideologische Verblendungseffekt jener Rhetorik verkannt, der in Teilen zweifellos bestehe. Stattdessen gelte es, das Potential des Leistungsprinzips zu nutzen, einer gerechtfertigten, normativen Kritik oder bei Distributions- und Inklusionskämpfen als normativer Maßstab zu dienen, wie die Autoren unter anderem<sup>73</sup> in Anschluss an Honneth herausarbeiten.<sup>74</sup> In diesem Sinne schlagen Neckel und Dröge einen „reflexiven“, sich selbst argwöhnisch beschränkenden und präventiv bescheidenden Leistungsbegriff vor, der auch als Bollwerk gegen die alles zu durchdringen drohende Marktlogik fungieren soll.

„Ein *reflexiver* [Hervorhebung i. Orig.] Leistungsbegriff, der „formale“ Kriterien kennt, aber die „materiale“ Definition belohnenswerter Aktivitäten dem diskutierenden Selbstverständnis einer Gesellschaft überlässt, würde dem modernen Versprechen auf Leistungsgerechtigkeit korrespondieren und gäbe zugleich die Möglichkeit frei, die Geltung des Leistungsprinzips gesellschaftlich auch zu begrenzen. Gegenüber der heute herrschenden Marktlogik, die die Leistungsrhetorik ebenso wuchern lässt wie sie die Leistungsgerechtigkeit untergräbt, stellte dies gewiss eine humane Perspektive im Umgang mit Leistungen dar.“<sup>75</sup>

#### B.I.1.4. Anerkennung als umkämpftes Gut - Gegenüberstellung zu Pierre Bourdieu

Die Fragestellung dieser Arbeit nach dem Zusammenhang von Ungleichheiten im Sprechen, die von der gesellschaftlichen Stellung und Statusunterschieden bedingt sind, und gesellschaftlichen Anerkennungsverhältnissen, soll sowohl theoretisch, als auch empirisch erörtert werden. Folglich muss geklärt werden, wie die in Anschlag gebrachten Theorien das empirische Material angemessen aufschließen können, inwieweit sie sich am Material erweisen und in welches Verhältnis sie am Gegenstand zueinander gebracht werden. In Bezug auf die hier zentralen Aspekte der Entwürfe von Axel Honneth und Pierre Bourdieu stellt sich diese Frage anhand von deren Konzeption von Ungleichheit, Macht und Anerkennung als einem umkämpften Gut.

Anerkennung ist schon in Form der Selbst- und Fremdpositionierung von dem Moment der Ungleichheit durchzogen. Wie bereits erläutert, gründet auch für Honneth in dem das Besondere unterscheidende, dem Grenzen ziehenden und wertbemessenden Charakter der sozialen Wertschätzung eine auf Distinktion ausgerichtete Konkurrenz, die in Form von

<sup>69</sup> Ebd., S. 108, vgl. auch S. 106ff..

<sup>70</sup> Ebd., S. 112.

<sup>71</sup> Bourdieu, Pierre; Passeron, Jean-Claude: Die Illusion der Chancengleichheit. Untersuchungen zur Soziologie des Bildungswesens am Beispiel Frankreich, Stuttgart, 1971. (im Folgenden: Bourdieu: Illusion der Chancengleichheit)

<sup>72</sup> Neckel; Dröge: Verdienste, S. 108.

<sup>73</sup> Sie beziehen sich auch auf David Miller, der dies aus sprachanalytischer Perspektive behandelt.

<sup>74</sup> Ebd., S. 108 -112.

<sup>75</sup> Ebd., S. 112.

symbolischen Kämpfen um Deutungsmacht zum Ausdruck kommt. Jene Kämpfe um die „gesellschaftliche Zielsetzung“ schwanken nach Honneth zwischen einem offenen Pluralismus der Werte und „Leistung“ als dem letzten verbleibenden, irgendwie mehrheitsfähigen, normativen Maßstab. Dieser „Dauerkonflikt“, der Zeugnis von der ungleichen Verteilung der erstrebten Wertschätzung ablegt, markiert somit auch den Punkt, an dem die (wenn auch als reziprok und egalitär bestimmte) Anerkennung anfällig für Hierarchien sowie für die Ab- und Ausbildung von Herrschaftsverhältnissen ist. Diesbezüglich bezieht sich Honneth selbst auf Bourdieu, der mit seiner Theorie

„den symbolischen Kampf [...], in dem die verschiedenen Sozialgruppen das wertbezogene Klassifikationssystem einer Gesellschaft umzudeuten versuchen, um ihr soziales Prestige und damit ihre Machtposition zu erhöhen [...]“<sup>76</sup>

untersucht, und verweist unter anderem auf dessen Werk „Die feinen Unterschiede“. Anschließend wirft Honneth Bourdieu jedoch vor,

„die normative Logik dieses symbolischen Kampfes um soziale Wertschätzung auszublenden, weil er seinen Analysen eine ökonomische Theorie des Handelns zugrundelegt:[...]“<sup>77</sup>

Insbesondere bezüglich der in sprachlicher Kommunikation vermittelten Anerkennung stimme ich Honneths Kritik mit Boike Rehbein insofern zu, als eine einseitig ökonomische Sichtweise jene Aspekte nicht angemessen erfasst, die nicht nur von Interessen und nicht immer von Machtstreben geprägt sind, da sie auch 'Kommunikation auf Macht reduziert'.<sup>78</sup> Einigkeit herrscht also darüber, dass Anerkennung selber Zeichen und Symbol ist, Uneinigkeit bezüglich der Frage, wofür. Diese Positionierung ist in Abgrenzung zu Pierre Bourdieu bedeutend, der einen weiteren zentralen Bezugspunkt dieser Arbeit darstellt.

Mit Blick auf die Praxis des Sprechens – und deren hier vorgenommene Analysen - scheint es geboten, den in Honneths begrifflicher Bestimmung enthaltenen emotionalen Charakter der Anerkennung als einen zentralen Aspekt zu begreifen. Entsprechend wird auch der „Kampf um Anerkennung“ als Figur, mit der sozialer Unrechtserfahrung als Erlebtem, Empfundenen, begegnet wird, verstanden.

„[...] die Motive für Aufruhr, Protest und Widerstand wurden kategorial in »Interessen« umgewandelt, die sich aus der objektiven Ungleichverteilung von materiellen Lebenschancen ergeben sollen, ohne mit dem alltäglichen Netz moralischer Gefühlseinstellungen noch irgendwie verknüpft zu sein.“<sup>79</sup>

Honneths Konzeption dieses Kampfes impliziert jedoch dessen Notwendigkeit und ist in einen progressiven, normativen, gesellschaftstheoretischen Anspruch eingebettet.

„[...] es sind die moralisch motivierten Kämpfe sozialer Gruppen, ihr kollektiver Versuch, erweiterten Formen der reziproken Anerkennung institutionell und kulturell zur Durchsetzung zu verhelfen, wodurch

<sup>76</sup> Honneth: KuA, S. 206, Fn: 65.

<sup>77</sup> Ebd., S. 206, Fn: 65. Zu Honneths Kritik an Bourdieu vgl. auch Honneth, Axel: Die zerissene Welt der symbolischen Formen. Zum kultursoziologischen Werk Pierre Bourdieus, in: Honneth, Axel.: Die zerrissene Welt des Sozialen, Frankfurt a. M., 1990, S. 156ff..

<sup>78</sup> Vgl. Rehbein, Boike: Die Soziologie Pierre Bourdieus, Konstanz, 2006, S. 199. (im Folgenden: Rehbein: Soziologie Bourdieus)

<sup>79</sup> Honneth: KuA, S. 258.

die normativ gerichtete Veränderung von Gesellschaften praktisch vonstatten geht.“<sup>80</sup>

Er misst der Anerkennung also eine expansive Eigendynamik und revolutionäre Kraft bei. Honneths These, dass die "tiefsitzenden Anerkennungserwartungen", im Falle von Verletzungen die Motive für sozialen Widerstand hervorbringen<sup>81</sup> und als solche die Notwendigkeit eines Kampfes um Anerkennung bedingen<sup>82</sup>, erfordert jedoch eine Fortschrittskonzeption, um nicht auf einen „vollkommen unhistorischen Wertrealismus“ oder einen „kulturellen Wertrelativismus“ hinaus zu laufen. Für Honneth ist ein Wertrealismus aufgrund des heute erlangten Einblicks in die Konstitution von Werten nicht mehr zu vertreten. Ein Wertrelativismus würde bedeuten, seinen Anspruch einer „normativ gehaltvollen Gesellschaftstheorie“<sup>83</sup> zu opfern, in der Anerkennung im Verbund mit Autonomie als Basis einer auch universell operierenden Gesellschaftskritik fungiert. Einen Ausweg aus diesem Dilemma sucht Honneth mittels einer „robusten Fortschrittskonzeption“.<sup>84</sup>

In Anbetracht der Analyseergebnisse, namentlich der Phänomene der Vermeidungsrhetorik sowie der sprachlichen Kompensation von Stigmatisierung, ist fraglich, ob davon ausgegangen werden kann, dass jegliche Kämpfe um Anerkennung um deren Ausweitung geführt werden. Die hier ausgewerteten empirischen Quellen legen nahe, angesichts der Ungleichheiten, die von gesellschaftlichen Machtverhältnissen und Statusunterschieden bedingt sind, vielmehr eine Gleichzeitigkeit von unterschiedlichen Kämpfen anzunehmen: Ein Nebeneinander von solchen um die Ausweitung, solchen gegen den Abbau, den Verfall, die Entwertung, die Regression von Anerkennung und, für bestimmte soziale Gruppen, auch von Kämpfen um die Eröffnung der grundsätzlichen Möglichkeit von Anerkennung. Damit wird in Zweifel gezogen, ob die Subsummierung dieser vielfältigen Kämpfe unter eine generelle Tendenz der Ausweitung jene in ihrer spezifischen Gestalt noch erfassen kann. In Konsequenz erscheint auch die Notwendigkeit einer Fortschrittskonzeption fraglich, da ihre Geltung unter Annahme gleichzeitiger verschiedenartiger Kämpfe begrenzt und damit nicht mehr als eine allgemeingültige für ganze Gesellschaften behauptet werden muss.

Angesichts dieser Zweifel erfolgt in der folgenden Analyse zunächst eine pragmatische Verwendung des Anerkennungsbegriffs mit dem Ziel, seine zentralen Aspekte dem Material zu entnehmen und im Fazit in Abgleich mit dem theoretischen Instrumentarium zu einem empirisch wie analytisch fruchtbaren Begriff der Formen von Anerkennung und deren Negationen, die im Berufsalltag sprachlich vermittelt werden, beizutragen. Dabei orientiert sich der Ansatz weitgehend an der Konzeption Stephan Voswinkels, der sich auf Honneths, wie auch auf Bourdieus Theorie bezieht. Er thematisiert stärker als Honneth die Referenz von

---

<sup>80</sup> Ebd., S. 149.

<sup>81</sup> Ebd., S. 261.

<sup>82</sup> Ebd., S. 314.

<sup>83</sup> Ebd., S. 7.

<sup>84</sup> Ebd., S. 324f..

Anerkennung auf Macht und hebt analog dazu das differenzierende Moment hervor. Entsprechend kennzeichnet er Reziprozität zwar auch als Aspekt von Anerkennung, nicht jedoch als Zwang. Überdies sind seine Begrifflichkeiten bereits an der Untersuchung von Arbeitsverhältnissen, die von einem Machtgefälle geprägt sind, erprobt, was hinsichtlich des hier bearbeiteten empirischen Materials hilfreich ist.

### **B.I.2. Erweiterung mit Stephan Voswinkel – Brücke zu Pierre Bourdieu**

Voswinkel versucht mit seiner bereits erläuterten Differenzierung einer pragmatischen, expressiven und dramaturgischen Handlungsdimension zwischen Anerkennung als emotionalem Empfinden und als Interesse zu vermitteln. Anstatt diese Ansätze alternativ zu verstehen, betont er deren Verknüpfung und ordnet der pragmatischen Dimension eher das von Interessen geleitete, der expressiven und dramaturgischen das nach gefühlter Anerkennung strebende Handeln zu.<sup>85</sup> Dementsprechend geht es nach Voswinkel beim Kampf um Anerkennung sowohl um die Durchsetzung von Interessen als auch um Geltungsmacht, Bedeutung und Normierung von emotional-moralisch aufgeladenen Gerechtigkeitsempfindungen.<sup>86</sup> Er differenziert, Honneths Zuordnungen zur Sphäre des Rechts und der Wertschätzung entsprechend, zwischen den Anerkennungsweisen der '*universellen Achtung*' und der '*spezifischen Wertschätzung*'. Diesen ordnet er als Ausdruck der Verbundenheit bzw. Distanz die Form der *„Würdigung“* bzw. der *„Bewunderung“* zu. Außerdem unterscheidet er hinsichtlich des Grades der Reflexivität, Inszenierung und Kontingenz *„Ehre“*, die durch würdigende Achtung, und *„Reputation“*, die durch bewundernde Wertschätzung vermittelt wird. Der Begriff der *„Ehre“* wird hier also anders gedeutet als bei Honneth, der ihn der Sphäre der sozialen Wertschätzung zuordnet. Für die hiesige Verwendung der Theorien ist diese Unstimmigkeit der Autoren jedoch nicht von Bedeutung. Mir geht es um die drei polaren Thematisierungslinien, die zur genaueren Bestimmung beitragen. Zudem wird, um begriffliche Verwechslungen zwischen Honneth und Voswinkel zu vermeiden, auch im empirischen Teil der Autor mitgenannt.<sup>87</sup>

#### **B.I.2.1. Würdigung und Bewunderung**

Voswinkel befasst sich explizit mit Anerkennung in Arbeitsverhältnissen, wobei er zunächst betont, dass der 'Anerkennungsanspruch der bürgerlichen Gesellschaft immer schon halbiert war', da er nie auf *„einfache, anstrengende, schmutzige Arbeit“* bezogen war<sup>88</sup> und stellt mehrere Doppelcharaktere der Anerkennung heraus: Einerseits jenen der Begrenzung und Ermöglichung von Identitätsbildung, der die interdependente Beziehung von Anerkennung und

<sup>85</sup> Vgl. Voswinkel: Anerkennung, S. 14f..

<sup>86</sup> Vgl. ebd., S. 16.

<sup>87</sup> Vgl. ebd., S. 17f.; Honneth: KuA, S. 211.

<sup>88</sup> Voswinkel: Bewunderung, S. 66.

personaler Identität beschreibt.<sup>89</sup> Andererseits unterscheidet er folgenreich zwischen einer „verbindende[n] wie eine[r] kompetitive[n] Dimension.“<sup>90</sup> Diese beiden Aspekte finden sich auch bei Honneth und wurden bereits problematisiert, werden jedoch durch Voswinkels Begrifflichkeiten genauer bestimmt. Die verbindende Dimension rekurriert auf *Moral*: Denn „*Würdigung*“ funktioniert, indem den Erwartungen der von Honneth als „Wertgemeinschaft“ bezeichneten kulturellen, gesellschaftlichen Normen entsprochen wird, man sich somit als diesem Kollektiv zugehörig zeigt und analoges Verhalten bei anderen reziprok „würdigt“. Die kompetitive Dimension hingegen rekurriert auf *Macht*: Denn hier wird Geltungs- und Wirkungsmacht, die mittels Durchsetzungskraft erlangt und somit in einer Konkurrenzsituation erkämpft wurde, als eine Leistung belohnt, die diese Person auszeichnet, hervorhebt und somit unterscheidet. Voswinkel wählt für solche Anerkennung den Begriff der „*Bewunderung*“, worin schon angedeutet ist, dass diese Form von Ungleichheit häufig auch von Hierarchie geprägt ist. Dementsprechend wird sie derjenigen zuteil, die Außerordentliches, Hervorragendes, auffallend Effizientes, Unerwartetes mit Bravour hervorbringt oder daran beteiligt ist, bzw. der ein Anteil daran zugeschrieben wird. Diese Eigenschaften sind freilich nur dann anerkennungswürdig, wenn sie den als normal definierten Maßstab nach oben setzen, ihn positiv überschreiten, keinesfalls wenn sie ihn unterbieten oder aus dem Normalen als Anormales „herausfallen“. Somit ist „*Bewunderung*“ im Verbund mit Merkmalen zu finden, die hohen sozialen Positionen zu eigen sind.<sup>91</sup>

„Es ist die Anerkennung für *Besonderheit*, *große* Leistungen, beeindruckenden Erfolg, Überlegenheit, Originalität. [Hervorhebung im Original] Diese Anerkennung setzt nicht Nähe, oft sogar Distanz voraus – oder eine Nähe der Faszination durch Distanz, wie sie der Fan gegenüber dem Star empfinden mag. [...] *Bewunderung* korrespondiert mit Prestige, mit Ranghöhe, mit Markterfolg und ist daher eine vertikale Form der Anerkennung – von unten nach oben.“<sup>92</sup>

Weiterführend deutet Voswinkel noch eine Unterteilung der *Bewunderung* in solche „für Überlegenheit (vertikal) und [solche, C.S.] für *Besonderheit* (eher horizontal)“<sup>93</sup> an, wobei er analytisch zwischen „besser als“ und „anders als“ unterscheidet, die in der Praxis oft aneinander gekoppelt sind.<sup>94</sup>

*Würdigung* lässt sich somit als eine Art Basis von längerer Dauer begreifen, die bestehen bleibt, wenn keine bewundernde Anerkennung vorhanden ist und vielleicht auch gerade kein 'besonderer' Anlass zu dieser besteht. Somit ist sie in Abgrenzung von *Bewunderung* begrifflich als unabhängig von „Macht, Erfolg und Prestige“ bestimmt. Dem entsprachen nach Voswinkel gewissermaßen die „Anerkennungsverhältnisse im Taylorismus“: Die verdinglichten Arbeitsprozesse bedeuteten zwar eine „Nicht-Anerkennung der Arbeit“, durch ihre *Würdigung* als Beitrag zur gemeinsamen Wertschöpfung wurde diese jedoch kompensiert. Diese

<sup>89</sup> Vgl. ebd., S. 68.

<sup>90</sup> Ebd., S. 69.

<sup>91</sup> Vgl. Voswinkel: *Bewunderung*, S. 69f..

<sup>92</sup> Ebd., S. 70.

<sup>93</sup> Ebd., S. 70, Fn.: 3.

<sup>94</sup> Vgl. Voswinkel: *Anerkennung*, S. 46.



Würdigung konnte wiederum „eher patriarchalische (Fürsorge) oder eher kooperative und verrechtlichte (Betriebsbürgerschaft) Formen [...]“ annehmen.<sup>95</sup> Auf die heutigen Arbeitsverhältnisse trifft das jedoch immer weniger zu. Voswinkel diagnostiziert hier einen Wandel von solcher als Last empfundener und durch deren Ertragen erhaltener „Ehre der Arbeit“<sup>96</sup> hin zu einer Selbstverwirklichung in der Arbeit, die eine weitreichende Subjektivierung von Arbeit bedingt.<sup>97</sup> Er sieht die posttayloristischen Arbeitsverhältnisse von einer Erosion der „Würdigung“ und einer nur noch als Bewunderung möglichen Anerkennung gekennzeichnet. Im Unterschied zu der Referenz auf Macht bei Bewunderung bedingt der Bezug zur Moral bei Würdigung deren prekäre Lage. Auf diese kann z. B. in Form der Rücksichtnahme zwar ein moralisch berechtigter Anspruch erhoben werden, aufgrund dieser moralischen Basis ist Würdigung aber auch in fundamentaler Weise abhängig von den geltenden „Normwelten“.<sup>98</sup> Im Falle der Missachtung drohen hier „*Verachtung und Entwürdigung*“. Freilich unterliegt auch das in Bewunderung anerkannte Außerordentliche und Besondere den Deutungskämpfen um die Grenzziehung zwischen dem in „guter“ und in „schlechter“ Weise als besonders Geltenden: d. h. einerseits um eine positiv konnotierte Andersartigkeit als „bessere“ und andererseits um eine Andersartigkeit als Stigma, die zur Ausschließung führen kann. Daher ordnet Voswinkel „*Stigmatisierung und Geringschätzung*“ der spezifischen Wertschätzung bzw. der Bewunderung als Missachtungsformen zu. Anders als Honneth versteht Voswinkel „*Missachtung*“ immer als aktiv vollzogene und unterscheidet diese von passiver „*Nichtanerkennung*“, die er bei nicht gewährter Achtung als „Respektlosigkeit“, bei fehlender Wertschätzung als „Gleichgültigkeit“ bezeichnet. Das ist für meine Arbeit jedoch nur am Rande von Bedeutung.<sup>99</sup>

Bewunderung ist auf in der Einzelperson angelegte Merkmale bezogen und somit möglicherweise auch auf Charisma. An dieser Stelle birgt das Besondere trotz der über Macht ausgetragenen Deutungskämpfe individuelle Spielräume: Die Einzelne kann zumindest in der direkten Interaktion bezüglich ihrer selbst eine gewisse Deutungsvormacht geltend machen. Diese kann sich z. B. auf die Darstellung und Deutung der Biographie sowie auf das Zusammenspiel und die Gewichtung verschiedener Faktoren bezüglich einer speziellen Thematik beziehen.<sup>100</sup> Auch wenn solche beanspruchte Deutungshoheit beim Gegenüber nur vorgetäuschte Anerkennung im Sinne einer eher widerwilligen Duldung hervorrufen mag, kann dadurch die „*Selbstachtung*“ aufrechterhalten bleiben. Diese beschreibt nach Voswinkel den

<sup>95</sup> Voswinkel: *Bewunderung*, S. 73f.. Entsprechend ist fraglich, ob nicht gerade die ehemals patriarchale Fürsorge heute in eine durch Abhängigkeit verpflichtende, demütige Dankbarkeit für die Anstellung, den Arbeitsplatz und die seitens des Arbeitgebers gezahlten Versicherungsanteile gekehrt wird.

<sup>96</sup> Ebd., S. 74.

<sup>97</sup> Vgl. ebd., S. 74f..

<sup>98</sup> Ebd., S. 70.

<sup>99</sup> Vgl. Voswinkel: *Anerkennung*, S. 50.

<sup>100</sup> Ich sehe eine gewisse Nähe oder Verwandtschaft zwischen solcher privaten Deutungsvormacht bzgl. der Bewertung seiner selbst zu der von Voswinkel thematisierten Selbstverwirklichungsvariante „voice“, auf die ich gleich zurückkomme.

von der Fremdanerkennung teilweise unabhängigen Teil der Selbstbeziehung, mit Hilfe dessen das über die anderen vermittelte „Selbstwertgefühl“ auch hinterfragt werden kann. Entsprechend verortet er „Selbstachtung“ im Bereich der Achtung, „Selbstwertgefühl“ in jenem der Wertschätzung.<sup>101</sup>

### B.I.2.2. Anerkennung und Form

Auch die Gefahr, dass Anerkennung zur bloßen Form verkommt, wiegt für „Bewunderung“ und „Würdigung“ unterschiedlich schwer: Denn in reiner Form, in der nur scheinbar mit bruchstückhaften Rohfassungen eben solch formeller Floskeln und Verhaltenskonventionen<sup>102</sup> „gewürdigt“ wird, kommt implizit Missachtung zum Ausdruck, da ihr der entscheidende, 'emotional-moralische Gehalt'<sup>103</sup> vorenthalten wurde. Die durch „bewundernde“ Anerkennung in ihrer vertikalen Dimension generierten und bestätigten sozialen Güter des Prestiges, der Ranghöhe und des Markterfolgs bestehen hingegen per se zu großen Teilen in der korrekten Form. Solche Zuschreibungen manifestieren sich nicht in schriftlich fixierten, einklagbaren, relativ greifbaren Rechten, sondern in erster Linie in bestimmten Formen der Praxis, in habituellen Verhaltensweisen und in rituellen Kodizes.<sup>104</sup> Daher ist anzunehmen, dass rein formale Bewunderung inhaltlich beeindruckte Bewunderung weniger entfremdet, als es bei der Würdigung der Fall ist: d.h., dass nach außen auch die Unterscheidung von vorgetäuschter und tatsächlich empfundener Bewunderung schwerer fällt, somit jedoch auch der Grad sozialer Unrechtserfahrung bzw. der Verletzung von Gefühlseinstellung geringer ist als bei jener zwischen scheinbarer und tolerierter Würde. Bei Voswinkel kommt der formale Charakter der Bewunderung in dem Begriff der „*Reputation*“ zum Ausdruck, den er als veräußerlichte Form der Anerkennung bezeichnet, die mit spezifisch gekennzeichneten Rollen korrespondiert anstatt mit bestimmten für Personen vorgesehenen Merkmalen. Er grenzt diese von der langsam erodierenden „*Ehre*“ ab, die früher mittels Achtung und Würdigung vermittelt wurde.<sup>105</sup> In dem Wandel von personen-spezifischer „*Ehre*“ zu rollen-spezifischer „*Reputation*“ wird ersichtlich, warum vorenthaltene Würdigung oder Achtung auf der Ebene der Gefühlseinstellungen direkter verletzt: Sie greift die Person im Kern an, ohne dass eine Rolle zwischengeschaltet ist, die dem bedrohten Subjekt Distanz ermöglichen sowie eventuell als eine Art Schutzschild dienen kann.

<sup>101</sup> Vgl. Voswinkel: Anerkennung, S. 48, 50.

<sup>102</sup> Mit „jenen Verhaltenskonventionen“ versuche ich die vielfältigen verbalen und nonverbalen Aspekte u. a. des Blicks, der räumlich eingenommenen Distanz, der Gestik, des Tonfalls etc. zu umfassen.

<sup>103</sup> Voswinkel: Bewunderung, S. 70.

<sup>104</sup> An dieser Stelle sei nur kurz auf die von Pierre Bourdieu in Anschluss an John L. Austin als performative Sprechakte untersuchten Situationen verwiesen, in denen erst die Form den Akt zu dem macht, was er ist. Beispielhaft dafür sind Inaugurationsrituale wie eine Ernennung oder Taufe, die erst durch jene rituelle Form und die strikte Einhaltung dieser Prozedur ausreichend von anderen Ereignissen unterschieden und daher wirkungskräftig sind. Vgl. Bourdieu: Whs, S. 82, auch Fn. 49.

<sup>105</sup> Vgl. Voswinkel: Anerkennung, S. 18, 107-114.

### B.I.2.3. Kampf um Würdigung

Ich möchte noch einmal auf das Phänomen der vorgetäuschten Anerkennung und auf die Frage, wie mit unbefriedigten Anerkennungsansprüchen umgegangen wird, zurückkommen. Voswinkel macht diesbezüglich auf eine Variante aufmerksam, in der auch die Einzelne eine selbstbezogene Deutungsmacht beansprucht. Er unterscheidet innerhalb von Tätigkeiten, die als anspruchsvoll gelten, zwischen zwei „Entwicklungsmöglichkeiten der Anerkennung im Kontext der doppelten Subjektivierung von Arbeit“<sup>106</sup>. Einerseits betont er die Begrenzung von Anerkennung durch die einseitige bis ausschließliche Bindung von Anerkennung an Erfolg bei gleichzeitiger Loslösung von Kriterien wie „Bemühung oder Professionalität“, die dem als Maßstab proklamierten Leistungsprinzip eigentlich entsprechen würden.<sup>107</sup> Andererseits thematisiert er die Selbstverwirklichung als Selbstbehauptung im Kampf um Anerkennung „zwischen *exit* und *voice*“<sup>108</sup> [Hervorhebungen im Original] als alternative Reaktionen auf Arbeitsleistungen, die als unzureichend beurteilt, kritisiert, also nicht anerkannt wurden. „Exit“ bezeichnet eine Selbstverwirklichung in dem Sinne, dass man nicht um jeden Preis gefügig ist, als passive Bewahrung des Eigensinns in Form einer inneren oder auch tatsächlichen Kündigung. „Voice“ hingegen meint eine aktive wehrhafte Selbstbehauptung, die Würdigung normaler, dauerhafter, solider Leistungen einfordert, wenn sie fehlt.<sup>109</sup> Damit wird jene zuvor für den privaten Bereich erwähnte Deutungshoheit bezüglich ihrer selbst und der eigenen Leistungen geltend gemacht. Außerdem weist ein solcher Anspruch auch die Auffassung zurück, dass die Leistungen der ArbeitnehmerIn die einzige Ursache des Problems seien, so dass an dieser Stelle die nach Honneth und Voswinkel sozial pathologischen Zustände in der Arbeitswelt bezüglich der Wertschätzung am Einzelfall exemplarisch thematisiert würden. Insgesamt wird hier deutlich, dass gerade wegen ihrer grundlegenden, daher in positivem Recht offiziell zugesicherten und einklagbaren Bedeutung die würdigende Anerkennung Angriffsfläche zur Unterwanderung bietet. Letztere verläuft jedoch subtil und implizit, so dass sie kaum verklagt werden kann, in jedem Fall aber, sei es akut in der Interaktion selbst oder nachträglich vor Gericht „mit Macht erstritten“, durchgesetzt und stetig behauptet werden muss.<sup>110</sup> Solange irgendetwas Normativ-Moralisches gilt oder gelten will, ist also Macht im Spiel.

„Dass Würdigung Moral reklamiert, aber Macht benötigt, bezeichne ich als »Würdigungs-falle«.“<sup>111</sup>

Voswinkel weist auch darauf hin, dass dieser „*Würdigungs-falle*“ mittels erfolgreich erstrittenen Rechten eines etablierten Würdigungsanspruches zu entkommen ist. Dabei können die gebrachten Opfer, welche die Würdigung kennzeichnen, in Kombination mit der im Kampf

<sup>106</sup> Voswinkel: *Bewunderung*, S. 84.

<sup>107</sup> Vgl. Voswinkel: *Bewunderung*, S. 84ff..

<sup>108</sup> Ebd., S. 84, 87 f..

<sup>109</sup> Vgl. ebd., S. 87f..

<sup>110</sup> Vgl. ebd., S. 70f..

<sup>111</sup> Voswinkel: *Anerkennung*, S. 60.

gezeigten Macht nachträglich Charisma verleihen, so dass eine Transformation von Würdigung zu Bewunderung stattfindet.<sup>112</sup>

#### B.I.2.4 Anerkennungsfigurationen

Abschließend ist festzuhalten, dass Anerkennung bei Voswinkel „[...] kein Besitz, sondern eine Beziehung[...]“<sup>113</sup> ist, die in ihrer Mehrzahl als Beziehungsgeflecht „*Anerkennungsfigurationen*“ bildet. Diese Relationen gehen über duale Beziehungen hinaus. Voswinkel stellt sie sogar als „Marktkonstellation“ vor, in der alle TeilnehmerInnen mögliche „Anbieter von Anerkennung“<sup>114</sup> sind. In diesen Beziehungsnetzen etablieren und stabilisieren sich Autoritäten, wenn die Anerkennung einer bestimmten Person von herausragender Bedeutung ist. In seinem Verständnis von Autorität beruft sich Voswinkel auf Heinrich Popitz und distanziert sich von Hegels Dialektik zwischen Herr und Knecht<sup>115</sup>, die Honneths Entwurf noch zugrunde liegt.<sup>116</sup> In Übereinstimmung mit Honneth betont er zwar, dass „[...] es sich bei der Anerkennung um ein interaktives und reziprokes Verhältnis handelt, [...]“<sup>117</sup>. Honneth argumentiert an dieser Stelle jedoch auf normativer Ebene und in Anschluss an Hegel weiter, wohingegen Voswinkel sein Augenmerk auf die Machtreferenz von Anerkennung richtet. Aufgrund jenes wechselseitigen Verhältnisses folgert er: es „entwickeln sich interdependente Anerkennungsfigurationen und konstituieren sich durch Anerkennungsbeziehungen Autoritäten.“<sup>118</sup> Eine duale Beziehung wie jene zwischen HerrIn und Knecht oder Magd ist in Rekurs auf Tzvetan Todorov<sup>119</sup> und Heinrich Popitz<sup>120</sup> als Modell zur Bestimmung von Anerkennung in hierarchischen Verhältnissen ungeeignet, weil durch eine dritte, vierte etc. Person die Anerkennung einer einzelnen für die HerrIn bedeutungslos werden kann. Besonders auf einer gleichen Ebene oder Zwischenebene kann die HerrscherIn von anderen HerrscherInnen oder auch höheren FunktionärInnen für ihre Konsequenz und Härte gegenüber den Untertanen bewundert werden. Damit werden ihre Untergebenen zwar entwürdigt, so dass auch deren der HerrscherIn entgegengebrachte Anerkennung in ihrem Wert gemindert ist; die der HerrscherIn unter HerrscherInnen, also unter Ihresgleichen und die der direkten Gefolgsleute kann jedoch dadurch gesteigert werden.<sup>121</sup>

Aus diesem relationalen Verständnis gehen nach Voswinkel *Autoritäten* hervor, denn wenn sie Mehrheiten hinter sich haben, wird es für die Einzelnen riskant sich gegen diese zu stellen. In

---

<sup>112</sup> Vgl. ebd., S. 59-61.

<sup>113</sup> Ebd., S. 61.

<sup>114</sup> Ebd., S. 62.

<sup>115</sup> Vgl. Hegel, G. W. Friedrich: *Phänomenologie des Geistes*, Frankfurt a. M., 1986, S. 145-155.

<sup>116</sup> Voswinkel: *Anerkennung*, S. 61f., 64.

<sup>117</sup> Ebd., S. 31.

<sup>118</sup> Ebd., S. 31.

<sup>119</sup> Todorov, Tzvetan: *Abenteuer des Zusammenlebens. Versuch einer allgemeinen Anthropologie*, Berlin, 1996, S. 35ff..

<sup>120</sup> Vgl. Popitz, Heinrich: *Phänomene der Macht*. Tübingen, Nachdruck der 2.Aufl., 1999, S. 198ff..

<sup>121</sup> Vgl. Voswinkel: *Anerkennung*, S. 64f..

Anbetracht der vorigen Ausführungen muss hier in Vorgriff auf Bourdieu ergänzt werden, dass es um eine Mehrheit von Einflusskräften, einen Großteil des Gewichts, somit um eine qualitative Mehrheit geht. Das kennzeichnet eine Ungleichheit der Beziehung zwischen Autorität und unterlegener Person. In dieser Position verfügen solche Mächte über ein Handlungsspektrum von Verteilen, Vorenthalten oder Entziehen von Anerkennung, womit das Streben nach Anerkennung seitens der Untergebenen beantwortet, stimuliert, provoziert, brüskiert oder schlechthin verwaltet werden kann. Es geschieht meist mit dem Ziel einer möglichst langfristigen Bindung des Bannkreises an die Autorität, welche, wie Richard Sennett<sup>122</sup> untersucht hat, durch nicht gewährte Anerkennung besonders stark wirken kann. Dieser Geiz mit Anerkennung oder gänzlichem Vorenthalten kann nach Voswinkel daher zum Merkmal von Autorität als einer souveränen werden, die nicht auf die ihr entgegengebrachte Anerkennung angewiesen ist. Sie kann es sich zumindest in sehr hohem Maße<sup>123</sup> leisten, Anerkennung nicht zu erwidern, und scheint dem Risiko, sie dadurch zu verlieren, nicht ausgesetzt zu sein. Aus der Machtposition heraus ist es erheblich riskanter, Untergebene aktiv zu missachten, da, wenn auch in negativer Form, Geltung zugestanden und dem Angriff Bedeutung zugemessen wird. Anstatt das Handeln der GegnerIn gleichgültig und unter der eigenen Würde zu ignorieren und sich so als jeglichem Angriff enthoben zu positionieren, zeigt sich die Autorität in dieser Weise verletzlich.<sup>124</sup>

Besonders Voswinkels Bestimmung von Anerkennung als einer Beziehung mit mannigfaltigen Figurationen sowie sein ebenso relational gedachtes Konzept von Autoritäten und deren Entstehung weisen viele Parallelen mit Bourdieu auf, der ebenfalls 'in Relationen' denkt<sup>125</sup>, und bieten hier einen geeigneten Anknüpfungspunkt.

---

<sup>122</sup> Sennett, Richard: *Autorität*, Frankfurt a. M., 1985.

<sup>123</sup> Wie weit genau dies gehen kann, ist fraglich, würde aber eine Analyse von Autorität und totalitärer Herrschaft erfordern, die hier zu weit vom Thema wegführen würde.

<sup>124</sup> Vgl. Voswinkel: *Anerkennung*, S. 63f..

<sup>125</sup> Vgl. Rehbein: *Soziologie Bourdieus*, S. 67, 84.

## B.II. Sprache als sozial bedingte Praxis im sozialen Raum – Pierre Bourdieu

Bourdieu fokussiert auch bei der Analyse der Sprache soziale Ungleichheit und untersucht deren Repräsentation und (Re-) Produktion beim Sprechen.

„[D]ie Struktur des Raumes der Sprachstile reproduziert somit die Struktur der objektiven Unterschiede der Existenzbedingungen, und zwar vermittelt über die Struktur des sprachlichen Feldes als eines Systems sprachlicher Machtverhältnisse im eigentlichen Sinne, die auf der ungleichen Verteilung des Sprachkapitals beruhen (oder, wenn man so will, auf der ungleichen Verteilung der Chancen, objektivierte sprachliche Ressourcen zu inkorporieren).[Ergänzung in runden Klammern i. Orig.]“<sup>126</sup>

Er unterscheidet zwischen grammatikalischer und sozialer Dimension der Sprache und begreift letztere, die soziologisch relevante, als Mittel zur Distinktion und somit als Herrschaftsinstrument auf dem sprachlichen Markt.<sup>127</sup>

Bourdieu versteht Sprechen als einen durch den Habitus des Sprechers und den sprachlichen Markt bedingten, bestimmten sprachlichen Ausdrucksstil im Rahmen einer „Ökonomie des sprachlichen Tausches“<sup>128</sup>. Die Art der Aussprache und der Artikulation bezeichnet er als „Körper gewordene[n] Lebensstil“<sup>129</sup>, der in spezifischen Praxisformen besteht und charakteristisch ist für die soziale Position, verstanden als strukturell bestimmte „ökonomische, kulturelle und soziale Bedingungs-lage einer [...] Gruppe von Akteuren“.<sup>130</sup> Die einzelnen Positionen im sozialen Raum sind relational über Nähe und Distanz zu jenen der anderen Akteure bestimmt. Sie sind koexistent, unterscheidbar und jede für die anderen äußerlich. Derart bestehen die Differenzen der einzelnen Positionen in der Beziehung auf die Anderen und bilden sich durch diese Relation aus.<sup>131</sup> Inhaltlich ist diese soziale Stellung durch das spezifische Mischungsverhältnis verschiedener Kapitalformen bestimmt. Bourdieu unterscheidet vor allem ökonomisches, kulturelles, soziales und symbolisches Kapital, verstanden als Verfügbarkeit von Ressourcen, die die soziale Praxis bedingt.<sup>132</sup> Der gesellschaftliche Wert des sozialen Standorts lässt sich bestimmen anhand dreier „[...] Grunddimensionen [des sozialen Raums, C.S.]: Kapitalvolumen, Kapitalstruktur und zeitliche Entwicklung dieser beiden Größen“<sup>133</sup>; d.h. die soziale Position ist über den sozialen Aufstieg, Abstieg oder Erhalt der Stellung vermittelt ökonomischer, kultureller, sozialer und symbolischer Güter bzw. Möglichkeiten zu bestimmen.<sup>134</sup> Der soziale Raum ist vor allem durch zwei sich überlagernde Gegensätze gekennzeichnet: erstens durch jenen zwischen viel und wenig Kapitalvolumen und zweitens durch jenen zwischen mehr ökonomischem und mehr

<sup>126</sup> Bourdieu: Whs, S. 63.

<sup>127</sup> Vgl. Bourdieu: Whs, S. 66.

<sup>128</sup> Vgl. ebd., S. 41-43.

<sup>129</sup> Ebd., S. 94.

<sup>130</sup> Schwingel, Markus: Pierre Bourdieu zur Einführung, Hamburg, 1995, S. 111. (im Folgenden: Schwingel: Bourdieu Einführung).

<sup>131</sup> Bourdieu, Pierre: Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns, Frankfurt a. M., 1998, S. 17.f. (im Folgenden: Bourdieu: Praktische Vernunft).

<sup>132</sup> Vgl. Schwingel: Bourdieu Einführung, S. 85f..

<sup>133</sup> Bourdieu, Pierre: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt a.M., 1982, S. 195f.. (im Folgenden: Bourdieu: Die feinen Unterschiede).

<sup>134</sup> vgl. auch Schwingel: Bourdieu Einführung, S. 106f..

kulturellem Kapital. Letzterer lässt sich an den Spitzenpositionen der UnternehmerInnen und der HochschullehrerInnen aufzeigen, die beide über ein hohes Gesamtkapital verfügen, sich dennoch in der Lebenspraxis auffällig unterscheiden. Bourdieu überträgt diese Gegensätze auch auf die politische Selbstpositionierung der AkteurInnen.<sup>135</sup>

Dieser soziale Raum ist durchzogen von Strukturen, verschiedenen in ihrer Funktionsweise relativ autonomen „*Feldern*“, die spezifische praktische Bereiche bezeichnen, welche als solche relativ beliebig sind und einander durchdringen können. Somit sind die Felder nicht durch klare Grenzen zu bestimmen, sondern von spezifischen habitusgenerierten Formen bzw. Stilen der sozialen Praxis gekennzeichnet. Dabei variiert je nach Feld auch die Bedeutung und Wirksamkeit der Kapitalsorten.

„In der Praxis, d.h. innerhalb eines jeweils besonderen Feldes sind inkorporierte (Einstellungen) wie objektivierte Merkmale der Akteure (ökonomische und kulturelle Güter) nicht alle gemeinsam und gleichzeitig effizient. Vielmehr legt die spezifische Logik eines jeden Feldes jeweils fest, was auf diesem Markt Kurs hat, was im betreffenden Spiel relevant und effizient ist, [...]“<sup>136</sup>

An diese auf den unterschiedlichen Feldern gültigen Einsätze müssen die dort befindlichen Akteure glauben, sonst würde das Feld keine Effekte in der Handlungspraxis mehr bedingen, durch die es doch erst besteht.<sup>137</sup>

Anhand dieser Indikatoren bestimmt Bourdieu im Rahmen der Konzeption des sozialen Raums auch *soziale Klassen*, die er als „theoretische“, „explikative“<sup>138</sup> und „wahrscheinliche“<sup>139</sup> von den Marxschen Klassen, die mobilisierte Gruppen bezeichnen, abgrenzt. Trotzdem existieren in der Praxis der gelebten Stile als Durchsetzung einer Sicht der sozialen Welt auch reale Unterschiede als virtuell herzustellende Klassen. Die Position im sozialen Raum wird daher auch durch die Vorstellung von diesem Raum bestimmt, unter anderem in Form der erwünschten Entwicklung der bestehenden Relationen und Konfigurationen; diese Vorstellung ist jedoch selber durch die Position im sozialen Raum bedingt. Beide Bourdieuschen Dimensionen einer sozialen Klasse, die des theoretischen Analysewerkzeugs und jene der real existierenden sich unterscheidenden Kollektivgeschichten, beschreiben jedoch konstruierte Klassen.<sup>140</sup>

Das *symbolische Kapital*, dem in dieser Arbeit eine zentrale Rolle zukommt, steht gewissermaßen quer zu den drei Arten des ökonomischen, kulturellen und sozialen Kapitals. Bourdieu versteht es „als wahrgenommene und als legitim anerkannte Form der drei

<sup>135</sup> Vgl. Bourdieu: Praktische Vernunft, S. 20.

<sup>136</sup> Bourdieu: Die feinen Unterschiede, S. 194.

<sup>137</sup> Diesen Glauben an die feldspezifischen Einsätze bezeichnet Bourdieu als „Illusio“. Vgl. Rehbein: Soziologie Bourdieus, S. 106.; Vgl. zum Begriff des Feldes auch: Schwingel: Bourdieu Einführung, S. 82f..

<sup>138</sup> Bourdieu: Praktische Vernunft, S. 23.

<sup>139</sup> Bourdieu: Praktische Vernunft, S. 25.

<sup>140</sup> Vgl. Bourdieu: Praktische Vernunft, S. 23-27; vgl. auch Schwingel: Bourdieu Einführung, S. 120-124.

vorgenannten Kapitalien (gemeinhin als Prestige, Renommee usw. bezeichnet)“.<sup>141</sup> Damit bezeichnet dieses jene Ressourcen, die in den Kämpfen um Deutungsmacht als Maßstab behauptet wurden, damit Geltung erlangt haben und in der Weise, wie ihnen Anerkenntnis gezollt wird, wirkungsmächtig sind. Im Verlauf dieser Auseinandersetzungen um die Definition des legitimen Stils, u. a. des „Ausdrucksstils“, sind die drei erstgenannten Kapitalsorten in symbolisches Kapital transformierbar und umgekehrt.<sup>142</sup> Das sprachliche Kapital ist also Teil des kulturellen Kapitals, welches in Form von schriftlichen Publikationen, Vorträgen und generell beruflichen Positionen als soziales und symbolisches Kapital fungieren kann, die solch eine gewisse Sprachkompetenz erfordern. Derart ist es natürlich auch in ökonomisches transformierbar.

Generell muss jedoch berücksichtigt werden, dass der soziale Raum jeden umfasst, immer auch die Theoretikerin während ihrer Analyse, so dass der Blick der Verfasserin dieser Arbeit einen ebenso spezifischen Standpunkt kennzeichnet.<sup>143</sup>

### **B.II.1. Sprachlicher Ausdruck**

Der sprachliche Habitus bezeichnet eine Disposition als einen gewissen Hang zum Sprechen von bestimmten Dingen in spezifischer Form, die Bourdieu als das jeweilige Ausdrucksstreben bezeichnet. Dieses setzt sich entsprechend den zwei unterschiedenen Dimensionen aus der Fähigkeit zusammen, unbegrenzt grammatikalisch richtige Sätze zu bilden, und dem sozialen Vermögen zu einer dem sprachlichen Markt angemessenen An- und Verwendung.<sup>144</sup> Die spezifische Sprechsituation, der gegenüber es gilt sich sozial sprachkompetent, also adäquat zu verhalten, ist wiederum von dem sprachlichen Markt bzw. sprachlichen Feld, in dem man sich gerade befindet, über dessen „System spezifischer Sanktionen und Zensurvorgänge“<sup>145</sup> bestimmt. Demgemäß gehen Bedeutung und Sinn einer Äußerung nur zu kleinen Teilen aus der grammatikalischen Dimension hervor und werden stattdessen in der Beziehung zum Markt generiert.<sup>146</sup>

#### **B.II.1.1. Sprachlicher Markt**

Über den sprachlichen Markt wird der Sprechakt von außen bestimmt und es entsteht objektiver Sinn, der sich wiederum aus dem Distinktionswert der Äußerung ergibt. Letzterer bezeichnet den Grad, in dem sich eine SprecherIn mit ihrer Aussage von den anderen in einem sprachlichen Feld flottierenden Aussagen unterscheidet. Der Distinktionswert geht also aus der

<sup>141</sup> Bourdieu, Pierre: Sozialer Raum und >Klassen<. Leçon sur la leçon. Zwei Vorlesungen, Frankfurt a. M., 1985, S. 11. (im Folgenden: Bourdieu: Sozialer Raum und >Klassen<).

<sup>142</sup> Vgl. Moebius, Stefan: Pierre Bourdieu. Zur Kritik der symbolischen Gewalt, in: Moebius, Stefan; Quadflieg, Dirk (Hrsg.): Kultur - Theorien der Gegenwart, Wiesbaden, 2006, S. 51-66, hier: S. 55f.; Schwingel: Bourdieu Einführung, S. 92f..

<sup>143</sup> Vgl. Bourdieu: Praktische Vernunft, S. 26.

<sup>144</sup> Vgl. Bourdieu: Whs, S. 41.

<sup>145</sup> Ebd., S. 41.

<sup>146</sup> Vgl. ebd., S. 42.



Beziehung hervor, in die die sozial ein- und zugeordnete Rede einer SprecherIn zu den Äußerungen der anderen gesetzt wird. Bei dieser Definition von Sprechen handelt es sich insofern um eine „Ökonomie des sprachlichen Tauschs“, als Bourdieu hier ein „*Modell der sprachlichen Produktion und Zirkulation*“<sup>147</sup> beschreibt. In Form der äußerlichen Bestimmung des Sprechaktes durch den sprachlichen Markt sind die momentan bestehenden sozialen Produktionsbedingungen einer Äußerung berücksichtigt, die selber wiederum symbolischen Auseinandersetzungen unterliegen. Die Bedeutung des sprachlichen Produktes ist abhängig von der Art und Weise, wie es aufgenommen, „dechiffriert“ wird, die selber gemäß der 'Wahrnehmungs- und Interpretationsschemata' variiert. Erst durch solche Rezeption wird das Produkt vermittels einer „schöpferischen Aneignung“<sup>148</sup> - denn diese ist von den eigenen Gliederungs- und Relevanzsystemen unweigerlich gezeichnet - zur Mitteilung. Bourdieu bezeichnet den aus dem Distinktionswert einer Äußerung hervorgehenden objektiven Sinn sowie die Mitteilung erzeugende Dechiffrierung als die Effekte, durch die der sprachliche Markt einerseits den 'symbolischen Wert', andererseits den 'Sinn des Diskurses' mitbestimmt.<sup>149</sup> In dieser Weise zirkuliert eine Äußerung nicht vorrangig als Teil grammatikalisch festgelegter Sprache, sondern als Teil einer sozial bestimmten Diskursform im sprachlichen sozialen Raum; diese ist in ihrer Art und Weise, ihrem 'Stil', einerseits von der SprecherIn, die spezifischen marktbedingten Produktionsverhältnissen entsprechend Äußerungen hervorbringt und sich damit positioniert, andererseits von der RezipientIn und, je nach deren Wahrnehmungs- und Bewertungsschemata, von spezifischen Rezeptionsverhältnissen gekennzeichnet.

An der Vielfalt der Wahrnehmungs- und Interpretationsmöglichkeiten tritt der Unterschied von *Denotation und Konnotation* eines Wortes zu Tage. Erstere meint das, was grammatikalisch, semiologisch als 'gleich bleibende und allen gemeinsame' Grundlage definiert ist und postuliert wird; zweitere bezeichnet das, was sozial bedingt, variabel ist, also jene Vielfalt an Bedeutung, die erst in den mannigfaltigen sozialen Beziehungen entsteht und entsprechend vom ganzen 'individuellen und kollektiven Erfahrungsschatz' der Beteiligten durchdrungen ist. Die Denotation wird nach Bourdieu lediglich als gemeinsame Basis beansprucht und fungiert keinesfalls de facto als solche. Für ihn hat das Wort

„[i]n allen seinen vom Wörterbuch ausgewiesenen Verwendungen [...] als ein neutralisiertes Produkt der Praxisbezüge, in denen es sich eigentlich bewegt, keine soziale Existenz: In der Praxis existiert es jedoch immer nur eingebettet in Sprechsituationen, [...]“<sup>150</sup>

Demnach gibt es keine Wörter als reine Benennungen oder Bezeichnungen mehr, sondern nur noch relationale Bedeutungen, die sich über die Konfiguration, in deren Umfeld sie stehen, bestimmen. Diese Vielzahl an unterschiedlichen Inhalten eines Wortes oder Zeichens entsteht

---

<sup>147</sup> Ebd., S. 42.

<sup>148</sup> Ebd., S. 42.

<sup>149</sup> Ebd., S. 41f..

<sup>150</sup> Ebd., S. 43.

auf verschiedenen sprachlichen Märkten mit jeweils anderen sozialen Beziehungen, welche die Worte mit für ihr Feld spezifischen Konnotationen aufladen. Die Position dieser einzelnen Märkte ist wiederum relational zu jenem herrschenden Markt bestimmt, der die 'allgemeinste Bedeutung' definiert.<sup>151</sup> Das Vermögen, über ein solches Spektrum verschiedener Konnotationen zu verfügen, sich also von den situationsspezifischen empirischen Bezügen lösen zu können, ist ein sehr distinktives Merkmal, da es meist nur aus privilegierten sozialen Positionen heraus erworben werden kann, in denen man es sich leisten kann, mit Sprache spielerisch umzugehen, ohne Gefahr zu laufen, den Eindruck mangelnder Kenntnis zu vermitteln.

„[A]n der Fähigkeit, die verschiedenen Bedeutungen eines Wortes gleichzeitig zu erfassen [...], und erst recht an der Fähigkeit, sie praktisch zu handhaben [...], lässt sich gut jene typische gehobene Sprachfähigkeit messen, die von der Situation absehen und den praktischen Bezug aufbrechen kann, der ein Wort mit einem praktischen Kontext verbindet, und es so auf eine seiner Bedeutungen festlegt, um das Wort an sich und für sich zu betrachten, das heißt als geometrischen Ort aller möglichen Beziehungen zu Situationen, die auf diese Weise als ebenso viele „Sonderfälle des Möglichen“ behandelt werden.“<sup>152</sup>

Die Mehrdeutigkeit birgt „ideologische Effekte“<sup>153</sup>, die besonders von Politik und Religion genutzt werden. Die Allgemeinbegriffe können vielfältige, absichtlich unspezifische, inhaltlich schwammige oder gar leere Identifikationsangebote machen, die, wenn deren Konnotationen expliziert und die wirkungsmächtigen Bedeutungen freigelegt würden, inhaltlich widersprüchlich sind, aber zur vermeintlichen Einigung, mittels sprachlicher Euphemisierungsstrategien genutzt werden. Trotzdem betont Bourdieu, dass für alle, auch für die am stärksten Benachteiligten, die Möglichkeit einer minimalen Sprachfähigkeit gegeben sein muss, und führt als Beispiel ImmigrantInnen an. Er formuliert es jedoch nicht als normatives Postulat, sondern als funktional-strukturellen Zwang, denn „Die Erfordernisse der Produktion und selbst der Herrschaft erzwingen ein Minimum an Kommunikation zwischen den Klassen[...]“.<sup>154</sup> Da aufgrund der unweigerlich entstehenden und unkontrollierbaren Konnotationen keine „unschuldigen Wörter“ mehr existieren, behilft man sich insbesondere im sprachlichen Austausch über soziale Distanzen hinweg mit „Strategien wechselseitiger Schonung“<sup>155</sup>, damit die Situation nicht durch Provokationen und Verletzungen eskaliert, die in der sozialen Beziehung gründen.<sup>156</sup>

### B.II.1.2. Sprachlicher Habitus

In Form des sprachlichen Marktes wurde bisher der der SprecherIn äußerliche oder objektive strukturelle Teil der Sprechweise betont. Der Ausdrucksstil ergibt sich jedoch aus dem Verhältnis des sprachlichen Marktes zum sprachlichen Habitus, wobei letzterer als

<sup>151</sup> Ebd., S. 44.

<sup>152</sup> Ebd., S. 45, Fn.: 3.

<sup>153</sup> Ebd., S. 44.

<sup>154</sup> Ebd., S. 44, Fn.: 5.

<sup>155</sup> Ebd., S. 45.

<sup>156</sup> Ebd., S. 44f..

inkorporierter, verinnerlichter und somit der Akteurin zu eigener, indirekt struktureller Anteil des Sprechens verstanden werden kann.<sup>157</sup> Der Habitus bezeichnet damit Dispositionen, die sich analog zu den erlebten sozialen Strukturen entwickeln und, in die Körper eingeschrieben, ein regelhaft wirkendes Handeln bedingen. Dieses Bündel habitueller Verhaltensweisen bringt Formen von Praxis, unter anderem bestimmte Sprechweisen, hervor, die sich aufgrund spezifischer, die soziale Struktur abbildender und (re-)produzierender Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata, somit besonderer individueller oder kollektiver Verhältnisse zur Welt unterscheiden.<sup>158</sup> Durch diese Darstellung könnte der Eindruck entstehen, Bourdieu vertrete eine rein strukturalistische Position, dabei sollte doch eben durch den Habitus-Begriff der Gegensatz von Individuum und Gesellschaft überwunden werden<sup>159</sup>; einerseits ist die soziale Welt als inkorporierte Struktur in ihm aufgehoben, andererseits begrenzt er lediglich den Rahmen der Möglichkeiten, innerhalb dessen der AkteurIn als „eine[r] handlungsfähige[n] Verkörperung sozialer Strukturen“<sup>160</sup> eben handlungspraktische Freiheiten bleiben.<sup>161</sup> Pointiert fasst Boike Rehbein diesen Sachverhalt und erläutert ihn mit den Worten Bourdieus:

„Der Habitus ist determiniert und schöpferisch zugleich[...]“,<sup>162</sup> weil „[...] Habitusformen als Systeme dauerhafter und übertragbarer Dispositionen, als strukturierte Strukturen, [...] wie geschaffen sind, als strukturierende Strukturen zu fungieren [...]“.<sup>163</sup>

Hier wird deutlich, warum Bourdieu seine Position als „*konstruktivistischen Strukturalismus*“<sup>164</sup> bezeichnet. Zunächst einmal ist sein Ansatz kein mechanistischer, sondern ein relationaler und konfigurationsaler, der die Beziehung, ihre spezifische Formung und Ausgestaltung fokussiert, anstatt sich an Dichotomien zu orientieren.<sup>165</sup> Hinzu kommt, dass er einen statistischen Erklärungsanspruch erhebt, mit dem er im Unterschied zu einem deduktiven Ansatz nur Aussagen über Wahrscheinlichkeiten, nicht über Notwendigkeiten macht. Außerdem ist die AkteurIn, wenn auch nur zu einem Anteil von eins zu drei MitgestalterIn, denn ihr Habitus kann in der praktischen Anwendung strukturierend und dabei auch verändernd wirken.<sup>166</sup> Der Habitus bringt als generatives Prinzip zwar Handlungen hervor, diese kopieren die sozialen Strukturen, bestehend in Märkten bzw. Feldern, jedoch selten eins zu eins, da es unendlich viele verschiedene Praxisformen gibt. Darüber hinaus spielt Zeit eine tragende Rolle, unter anderem als Geschichtlichkeit, da die Bedingungen, unter denen ein bestimmter Habitus erworben wurde, meist von jenen abweichen, unter denen er angewendet

<sup>157</sup> Vgl. ebd., S. 94; Rehbein: Soziologie Bourdieus, S. 94.

<sup>158</sup> Vgl. Schwingel: Bourdieu Einführung, S. 62.

<sup>159</sup> Vgl. Rehbein: Soziologie Bourdieus, S. 87; Schwingel: Bourdieu Einführung, S. 59, 75-77, 81.

<sup>160</sup> Rehbein: Soziologie Bourdieus, S. 95.

<sup>161</sup> vgl. auch Schwingel: Bourdieu Einführung, S. 69.

<sup>162</sup> Rehbein: Soziologie Bourdieus, S. 87.

<sup>163</sup> Bourdieu, Pierre: Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft, Frankfurt a. M., 1987, S. 98, siehe auch 102f. (im Folgenden: Bourdieu: Sozialer Sinn).

<sup>164</sup> Rehbein: Soziologie Bourdieus, S. 83.

<sup>165</sup> Beispielhaft ist dafür seine Darstellung des Verhältnisses von Kapital und Markt in den Feinen Unterschieden. S. 193ff.

<sup>166</sup> Vgl. Rehbein: Soziologie Bourdieus, S. 81-84, 96f.; Schwingel: Bourdieu Einführung, S. 69ff..

wird. Auch wenn diese Inkongruenz häufig kein großes Ausmaß annimmt, müssen zum Verständnis der Praxisformen die Erwerbskonditionen zu jenen der Anwendung in Beziehung gesetzt werden.<sup>167</sup>

„Als einverlebte, zur Natur gewordene und damit als solche vergessene Geschichte ist der Habitus wirkende Präsenz der gesamten Vergangenheit, die ihn erzeugt hat. Deswegen macht gerade er die Praktiken *relativ unabhängig* von den äußeren Determiniertheiten der unmittelbaren Gegenwart. [...] Als Spontaneität ohne Willen und Bewusstsein steht der Habitus zur mechanischen Notwendigkeit nicht weniger im Gegensatz als zur Freiheit der Reflexion, [...]“<sup>168</sup>

Markus Schwingel verortet das Potential zur Kontingenz folgendermaßen:

„Die Individualität von Praktiken, so könnte man sagen, liegt gerade in der akteurspezifischen Nutzung des (gruppen- bzw. klassenspezifischen) Spielraumes, der mit dem Habitus verinnerlicht wurde; sie kommt in der jeweiligen Verwendung klassenspezifisch verteilter Ressourcen und Möglichkeiten zum Ausdruck.“<sup>169</sup>

Somit stehen auch der sprachliche Habitus und das sprachliche Feld bzw. der sprachliche Markt in einem dialektischen Verhältnis zueinander, welches den Ausdrucksstil bedingt. Dabei bilden die 'Praxisformen, und als Teil dieser auch Sprechweisen, die Synthese, in der Habitus und Feld aufeinander bezogen sind' und ohne die jegliche soziale Struktur undenkbar wäre.<sup>170</sup>

### Exkurs 1: sprachlicher Habitus, sprachlicher Markt und Kontingenz: Überlegungen mit Ludwig Wittgenstein

Wie bereits angedeutet wurde, ist die Sprechweise im buchstäblichen Sinne inkorporiert und in Form einer physischen, erlernten Fertigkeit der Artikulation und des Akzents in hohem Maße in den Körper eingebrannt. Das spricht für verhältnismäßig geringe Spielräume im sprachlichen Habitus. Die unendliche Vielfalt von Handlungen, die mittels des Habitus hervorgebracht werden können, gilt aber auch für den sprachlichen Habitus. Diesen Aspekt betont insbesondere auch Ludwig Wittgenstein in seinem Begriff der „*Sprachspiele*“, mit dem jene Spielräume gut beschrieben werden können. Sprachspiele sind endlos vielfältig und lediglich in ihrem Charakter des Spiels ähnlich. In ihnen werden Ziele in Regeln be- und verfolgt; worin jene bestehen und in welcher Art man sich nach ihnen richtet, ist jedoch variabel. Das gilt auch für die Spiel-Räume im Bourdieuschen Feld.<sup>171</sup> Die Sprachspiele sind alle jeweils Bestandteil einer „Lebensform“<sup>172</sup>, denn

„die Dinge werden nicht benannt und auch nicht mehr in ihren Konstellationen strukturell abgebildet. Im Sprachspiel selbst ist Welt geordnet – als Praxis.“<sup>173</sup>

Das bedeutet aber nicht, dass sie willkürlich verändert werden können, da die Lebenspraxis trotz unbestreitbarer Entwicklung nicht nach Belieben wandelbar ist, somit beides,

<sup>167</sup> vgl. auch Rehbein: Soziologie Bourdieus, S. 87-93; Schwingel: Bourdieu Einführung, S. 77f..

<sup>168</sup> Bourdieu: Sozialer Sinn, S. 105.

<sup>169</sup> Schwingel: Bourdieu Einführung, S. 72.

<sup>170</sup> Vgl. ebd., S. 76f..

<sup>171</sup> Vgl. Schwingel: Bourdieu Einführung, S. 96.

<sup>172</sup> Wittgenstein, Ludwig: Philosophische Untersuchungen I, Frankfurt, 1971, S. 250, § 23. (im Folgenden: Philosophische Untersuchungen I)

<sup>173</sup> Goppelsröder, Fabian: Zwischen Sagen und Zeigen. Wittgensteins Weg von der literarischen zur dichtenden Philosophie, Bielefeld, 2007, S. 71. (im Folgenden: Goppelsröder: Zwischen Sagen und Zeigen).

Sprachspiele und Lebensweise, bis zu einem gewissen Grad beständig sind. Hier ist die Parallele zu der Trägheit des Habitus als generativem Prinzip von Handlungen bei Bourdieu offensichtlich.<sup>174</sup>

Trotz gewisser Ähnlichkeit kollidiert Bourdieus Begriff des Feldes mit der Konzeption des Sprachspiels, denn in diesem werden „Regeln“ befolgt, anstatt dass „Strategien“ auf Feldern wirken. Wittgensteins „Regel“ wird als reine Praxis realisiert, als nicht bewusst befolgt. „Wenn ich der Regel folge, wähle ich nicht. Ich folge der Regel *blind*.“ [Hervorhebung i. Orig.]<sup>175</sup>  
Derart ist sie

„[...] auf Einübung beruhende Verlässlichkeit. Diese muss die Richtung weisen, den Zusammenhang des Sprachspiels sichern – sie ist jedoch bei weitem keine eindeutige Definition.[...] Sie ist vielmehr, was jeder einzelne im Sprachspiel als anschlussfähige Handlung vollzieht.“<sup>176</sup>

Folglich haben die Wörter, mit denen die Regeln befolgt werden, den Zweck, „handlungsauslösendes Moment“<sup>177</sup> zu sein, indem sie immer neue Möglichkeiten für Anschlusshandlungen bereitstellen. Dadurch birgt das Sprachspiel eine Veränderungsvielfalt, da im praktischen Vollzug die Regel ständig abgewandelt und „as we go along“<sup>178</sup> variiert wird. Bei Goppelsröder ist solch schleichende Veränderung auch in jeder Reproduktion angelegt, denn

„[d]ie absolute Selbigkeit ist keine Möglichkeit für raum-zeitlich Gebundenes, für wiederholte Praxis. [...] so [...] ist jede Wiederholung zugleich der Ursprung von Veränderung.“<sup>179</sup>

Bourdieu ersetzt jedoch den Begriff der Regel durch den der Strategie, obwohl auch er Regelmäßigkeiten an den Praxisformen abliest:<sup>180</sup> Denn da Art und Wahl der Strategien eng mit dem Habitus verbunden und durch diesen begrenzt sind, begründen jene die relative Ähnlichkeit der Handlungs- und Sprechweisen einer AkteurIn; dieses Agieren wirkt regelhaft vor allem dadurch, dass die spezielle Weise zu handeln und zu sprechen sowie die demgemäß verwendeten Strategien aus der spezifischen Position im sozial strukturierten Raum erwachsen.<sup>181</sup>

„Gleich Trümpfen in einem Kartenspiel, determiniert eine bestimmte Kapitalsorte die Profit Chancen im entsprechenden Feld [...]“<sup>182</sup>

Der Strategiebegriff impliziert in seiner herrschenden Konnotation in jedem Fall einen höheren Grad von Bewusstsein als der der Regel. Von bewusster Berechnung und Intentionalität grenzt Bourdieu selber die strategische Praxis ab, durch die man sich unterscheidet und von anderen abgrenzt bzw. abhebt.

<sup>174</sup> Vgl. Rehbein: Soziologie Bourdieus, S. 103f..

<sup>175</sup> Wittgenstein, Ludwig: Philosophische Untersuchungen I, S. 351, § 219.

<sup>176</sup> Goppelsröder: Zwischen Sagen und Zeigen, S. 73.

<sup>177</sup> Ebd., S. 71.

<sup>178</sup> Wittgenstein: Philosophische Untersuchungen I, S. 287, § 83.

<sup>179</sup> Ebd., S. 73, inklusive Fn. 42.

<sup>180</sup> Vgl. Rehbein: Soziologie Bourdieus, S. 106f..

<sup>181</sup> Vgl. Bourdieu: Whs, S. 101.

<sup>182</sup> Bourdieu: Sozialer Raum und >Klassen<, S. 10.

Die Tatsache, daß diese Distinktionspraktiken nur mit Bezug auf das Universum der gleichzeitig möglichen Praktiken verständlich werden, heißt nicht, daß ihr Ursprung in einem bewussten Streben nach Distinktion zu suchen wäre. Alles deutet daraufhin, daß er vielmehr in einem praktischen Sinn für den Seltenheitswert von (sprachlichen oder nicht-sprachlichen) Distinktionsmerkmalen und ihren zeitbedingten Wandel liegt.<sup>183</sup>

Der Sprechakt, in dem Strategien am Werk sind, fungiert als Mittel in symbolischen Kämpfen zum Erhalt und zur Verbesserung der sozialen Position.<sup>184</sup> Er ist also in den Handlungsmöglichkeiten, für die er Anschlüsse bietet, gerichtet, im Unterschied zum regelfolgenden Sprechakt, der diesbezüglich unbestimmt bleibt, denn der Regel folgt man „blind“. Somit besagt die Verwendung des Begriffs der „Regel“, auch wenn diese erst im praktischen Vollzug entsteht, dass die SprecherIn ihr gegenüber gewissermaßen passiv ist und in dieser Weise gleichsam mit ihr konfrontiert ist. Die Strategie ist zwar keinesfalls frei wählbar, beschreibt die AkteurIn jedoch insofern als aktive, als ihr ihr Handeln als aktives erscheinen kann.

Bemerkenswert ist jedoch, dass entgegen dem gängigen Parallelogramm, bestehend aus den Frontstellungen von Individuum und Gesellschaft und entsprechend von Konstruktivismus und Strukturalismus, bei Wittgenstein und Bourdieu, die sich beide diesen scheinbaren Antagonismen entgegenstellen, der größere *Spielraum* bei Wittgenstein und der „blind“ Sprechenden angelegt ist. Bei Bourdieu ist die Reproduktion von Herrschaft, wie in den Erläuterungen zu Habitus deutlich wurde, auch nicht die einzige Möglichkeit, aber dennoch eine zentrale Tendenz und einer seiner Analyseschwerpunkte.<sup>185</sup> Diesbezüglich muss jedoch mitgedacht werden, dass Wittgenstein den Gebrauch in all seiner Vielfalt und dessen spielerische Praxis fokussiert; Bourdieu hingegen untersucht Sprache als symbolische Gewalt, die, wie noch erläutert wird, von einer gewissen Fügsamkeit seitens der Beherrschten gekennzeichnet ist.<sup>186</sup> Jene Fügsamkeit ist durch einen Zwischenstatus jenseits von freiwilliger Unterwerfung und erzwungenem Gehorsam gekennzeichnet, womit auch das Maß angedeutet ist, in dem Strategien wählbar sind. Vor diesem Hintergrund erscheinen sie wiederum wenig bewusst und mehr wie eine Neigung oder ein Hang zu einer bestimmten Weise Einsätze zu spielen, wie Bourdieu es auch mehrfach darlegt.<sup>187</sup> Auf den Feldern sind auch Interessen wirksam, die wiederum teils bewusst teils unbewusst vorzustellen sind.<sup>188</sup>

In welchem Maße solche Strategien jedoch reflektiert und kalkuliert werden, hängt erstens von der behandelten Praxisform, dem *empirischen Gegenstand*, hier des Sprechens, ab. Während der Sprechhandlung kann der Stil jedoch nur begrenzt gleichzeitig reflektiert und abgewandelt

<sup>183</sup> Ebd., S. 71.

<sup>184</sup> Vgl. Rehbein: Soziologie Bourdieus, S. 107.

<sup>185</sup> Vgl. Schwingel: Bourdieu Einführung, S. 80.

<sup>186</sup> Vgl. Goppelsröder: Zwischen Sagen und Zeigen, S. 70-73; Rehbein: Soziologie Bourdieus, S. 194-199.

<sup>187</sup> Vgl. Bourdieu: Whs, S. 56ff., 84ff..

<sup>188</sup> Vgl. ebd., S. 63-66.

werden, ohne dabei die Tätigkeit zu unterbrechen oder zumindest zu zögern. Außerdem spielen unzählige Faktoren wie der Wortschatz, das Wissen um die richtige Verwendung von Begriffen und Formulierungen, um die richtige Stelle, den richtigen Zeitpunkt - eben jenes "Takt- und Fingerspitzengefühl"<sup>189</sup>, eine Rolle. Für sie alle gilt aber, dass sie innerhalb von Sekundenbruchteilen meist gleichzeitig zur Anwendung kommen und dementsprechend sehr schnelle Reaktionen erforderlich sind. Das macht eine überlegte Entscheidung unwahrscheinlicher und begünstigt intuitive, auf Inkorporiertes zurückgreifende reflexhafte Handlungen. Demnach ist es selbst bei dem Versuch, die eigene Sprechweise anzupassen, eher schwer diese zu beeinflussen. Hier stellt sich die Frage, ob nicht gerade aus diesem Grund der Begriff der Regel für den Gegenstand des Sprechens angemessener wäre, da er nicht wie der Begriff Strategie die Assoziation des Kalküls in sich birgt. Zweitens muss die *Interviewsituation* berücksichtigt werden, die bedingt, dass der Reflektionsgrad, mit dem gesprochen wird, eher höher als beim alltäglichen Sprechen ist, so dass für meine Analysen auch der Strategiebegriff passender sein könnte. Drittens ist von Bedeutung, wie stark die bestehenden *Machtverhältnisse* im jeweiligen analysierten Kontext gewichtet werden.

Diese Entscheidungen lassen sich im empirischen Teil im Zuge der Analyse spezifischer Praxisformen nur am Einzelfall treffen. Daher werden zur Interviewanalyse in Anbetracht der zwar unterschiedlichen, für beide Begriffe aber in sich stimmigen Schwerpunktsetzung von blind, passiv und unbewusst befolgten Regeln bzw. gerichtet, aktiv und teilweise bewusst operierenden Strategien je nach gewünschtem Fokus und Akzent beide Begriffe verwendet.

### **B.II.2. Distinktion und symbolische Macht der Sprache**

Zu Beginn wurde Sprache in ihrer sozialen Dimension mit Bourdieu als Mittel zur Distinktion und als Machtinstrument bestimmt. Verhältnisse sozialer Ungleichheit sind für Bourdieu immer auch ungleiche Machtverhältnisse, in denen Geltung und Herrschaft umkämpft sind.

Das ergibt sich auch aus der Vorstellung einer „Ökonomie des sprachlichen Tauschs“, in der Sprechakte auf einem sprachlichen Markt angesiedelt und im Verhältnis zu diesem betrachtet werden. Durch die relationale Betrachtung wird die soziale Ungleichheit in der Praxis aufgedeckt, die im Habitus und den entsprechend ungleichen feldbedingten Handlungsoptionen manifestiert ist. Zusätzlich sind die Akteure durch die Selbst- und Fremdpositionierung, die mit jedem Sprechen einhergeht, derart zueinander in Beziehung gesetzt, dass Konkurrenz entsteht; denn nach Bourdieu streben „alle Menschen nach dem Erhalt oder der Verbesserung ihrer sozialen Position“.<sup>190</sup> Das äußert sich auch in dem Willen zu bedeuten, d.h. sich zu unterscheiden, so dass die Unterschiede zugleich als Unterscheidungsmerkmal dienen.<sup>191</sup> Derart entsteht auch die Dynamik der Sprechsituation, denn in jeden Sprechakt fließt die

<sup>189</sup> Vgl. Bourdieu: Whs, S. 88.

<sup>190</sup> Rehbein: Soziologie Bourdieus, S. 101.

<sup>191</sup> Vgl. Bourdieu: Praktische Vernunft, S. 18, 21f..

spezifische Sprachkompetenz der SprecherIn bewusst oder unbewusst ein; somit offenbart die AkteurIn ihr Sprachkapital, vermittels dessen sie je nach Beschaffenheit, Qualität und Volumen, einen „*Distinktionsprofit*“ erzielt.

„Die Entstehung eines Sprachmarktes schafft die Voraussetzungen für die objektive Konkurrenz, in der und durch die die legitime Sprachkompetenz als sprachliches Kapital fungieren kann, das bei jedem sozialen Austausch einen Distinktionsprofit abwirft.“<sup>192</sup>

Die einzige zwingende Voraussetzung für „Distinktionseffekte“ sind „Ermessensspielräume“, wie Bourdieu im Anschluss an Pierre Encavré hinzufügt. Diese bestehen jedoch außer in ein paar festgeschriebenen und tatsächlich auch in der Sprachpraxis in Form von Automatismen stets korrekt umgesetzten Formulierungen fast immer.<sup>193</sup> Das Maximum an *Sprachkompetenz* besteht entsprechend den beiden Dimensionen von Sprache in „Distinktion und Korrektheit“<sup>194</sup>. Ziel ist es, eine „sozial akzeptable“ Sprache zu sprechen, d. h. eingebettet in eine Sprechsituation und einen bestimmten sprachlichen Markt, „Gehör und Glauben“ zu finden, um auf diese Weise die eigene soziale Position zu verteidigen oder zu optimieren.<sup>195</sup> Ob das gelingt, hängt von dem Verhältnis ab, in dem die eigene Äußerung zu den auf diesem Markt geltenden Bewertungskriterien steht und davon, inwieweit diese zu den eigenen Gunsten beeinflusst werden können, wobei im Falle einer solchen Einflussnahme oder Prägung das Vermögen, es zu tun, wiederum Zeichen der eigenen sozialen Position bzw. distinguierten Stellung ist.<sup>196</sup> Daher sind die sozialen Verhältnisse von Konkurrenz und Auseinandersetzungen gekennzeichnet, in denen die AkteurInnen die mit dem jeweiligen Habitus korrespondierenden, da mit dessen Entstehung erworbenen, Strategien einsetzen und die analogen Interessen verfolgen.<sup>197</sup>

Die sprachlichen Auseinandersetzungen sind demnach symbolische Kämpfe um die legitime Sprache, also um Deutungsmacht, die auf dem sprachlichen Markt mit ungleich verteilten Mitteln bzw. Strategien ausgefochten werden. Dabei besteht die Ungleichheit in den verschiedenen sprachlichen Habitus und den entsprechend unterschiedenen Sprachkapitalien.

### Exkurs 2: Kenntnis und Anerkennung

Die Machtverhältnisse in den symbolischen Kämpfen sind an der Verteilung von Kenntnis und Anerkennung abzulesen. Bourdieu verwendet alternativ zu diesen Begriffen auch Anerkennung, wobei jedoch alle diese Begriffe bei ihm anders konnotiert sind als *Anerkennung* bei Honneth und Voswinkel, daher im Folgenden unterschieden werden müssen. Bourdieu bezieht *Kenntnis* und *Anerkennung* auf Macht- und Herrschaftsbeziehungen oder einen Status im Sinne geltender und Maßstäbe setzender Strukturen oder Konfigurationen. Er referiert nicht

<sup>192</sup> Bourdieu: Whs, S. 61.

<sup>193</sup> Vgl. ebd., S. 60, Fn. 23.

<sup>194</sup> Ebd., S. 66.

<sup>195</sup> Ebd., S. 60, 84.

<sup>196</sup> Vgl. ebd., S. 74.

<sup>197</sup> Rehbein: Soziologie Bourdieus, S. 107f..



auf die einzelne Person und deren Wunsch, Anspruch oder Streben nach Geltung, Achtung oder Wertschätzung. Demnach spricht er kaum über Reziprozität und Intersubjektivität; bei Bourdieu sind diese Begriffe vielmehr Ausdruck der sozialen Position des Sprechers und fungieren als deren Indiz. Über die *Kenntnis* der legitimen Sprache verfügen lediglich jene, die die Definitionsmacht über konsensuellen sozialen Sinn<sup>198</sup> innehaben, der 'Rest' *anerkennt* d. h. akzeptiert diese Sprachautorität im Streben nach Distinktionsprofit. Das bedeutet jedoch nicht, dass Bourdieu *Anerkennung* im Sinne Honneths und Voswinkels nicht thematisiert, sondern er operiert hier mit anderen Begrifflichkeiten und fokussiert Macht, nicht Moral oder Identität, als Bezugspunkt von Anerkennung. Schließlich zielt die AkteurIn, indem sie versucht, mit ihrem Ausdrucksstil „Gehör und Glauben“ zu finden und ihre Sprechhandlungen unbewusst daran auszurichten, auf eben jene Bedeutung, die ihr, abhängig von der Sprechsituation, dem Sprachmarkt und sprachlichen Habitus verschiedene Formen der Anerkennung, Nichtanerkennung oder Missachtung einbringen kann. Demnach bildet die Bedeutungslosigkeit, der im Streben nach dem Erhalt oder der Verbesserung der sozialen Position mittels einer möglichst sozial akzeptablen Sprache entgegengearbeitet wird, ein Antonym zur *Anerkennung* Honnethscher und Voswinkelscher Prägung. Dieses Streben der AkteurIn ist also gespeist aus der Angst indifferent zu sein: Im Willen und Streben zur Bedeutung geht es also auch bei Bourdieu um Anerkennung in der Konnotation wie sie in B.I ausgeführt ist.

Im Folgenden werden die Begriffe in der hier erläuterten Unterscheidung benutzt; d.h. Anerkenntnis bildet den Gegensatz zu Kenntnis und bezeichnet die Akzeptanz geltender Konfigurationen seitens der Beherrschten, die an der Kenntnis der Herrschenden und den Maßstab Definierenden orientiert ist. Wenn von *Anerkennung* gesprochen wird, bezeichnet diese weiterhin, auch wenn der Begriff im theoretischen Rahmen Bourdieus verwendet wird, personenbezogene Achtung und Wertschätzung, wie es in Anschluss an Honneth und Voswinkel entwickelt wurde.

#### B.II.2.1. Legitime Sprache als symbolische Macht

Sprache ist Medium, also die Gewalt(-form) und zugleich Gegenstand dieser symbolischen Kämpfe, die folglich auch um die legitime Sprache und Sprechweise ausgetragen werden, um deren Form, d. h. wie man „richtig“, korrekt, distinguierend, sozial akzeptabel, wahrgenommen und glaubwürdig spricht.<sup>199</sup> Bourdieu zeichnet die Schaffung und Durchsetzung einer einheitlichen Sprache für eine „Sprachgemeinschaft“ historisch am Beispiel Frankreichs nach. Er stellt heraus, dass dieser sprachliche Homogenisierungsprozess nicht einseitig analysiert werden kann und setzt sich mit verschiedenen politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Faktoren und deren Zusammenwirken auseinander. Seine Analyse lässt sich keinesfalls eins zu

<sup>198</sup> Bourdieu: Whs, S. 100.

<sup>199</sup> Zur Recht setzenden Macht der Sprache, vgl. auch ebd., S. 45f..

eins auf die deutschsprachige oder andere Sprachgemeinschaften übertragen, weshalb diesbezüglich die für meine Fragestellung relevanten und auch für diese deutschsprachigen Daten gültigen Aspekte in den Vordergrund gestellt sind. Er nennt erstens die Produktion einer normierten Hochsprache, der „*offiziellen Sprache*“<sup>200</sup>, mittels restriktiver Sprachpolitik gegenüber Dialekten und Mundarten im Zuge, im Dienste und als Instrument politischer Einheit, transferiert über staatliche Institutionen. Als Institution versteht Bourdieu

„[...] jedes einigermaßen dauerhafte Ensemble von sozialen Beziehungen, das Individuen Macht, Status und Ressourcen verschiedenster Art *verleiht*. [Hervorhebung i. Orig.]“<sup>201</sup>

Diese sind Teil der „objektiven“ Strukturen, 'materieller und ideeller'<sup>202</sup> Art. Sie erheben häufig u.a. als staatliche und von oberster Stelle beauftragte und daher machtbefugte Ministerien, an die staatliche Souveränität delegiert wurde, den Anspruch auf Deutungsmacht. Aufgrund ihres Status' als Repräsentant ist diese Forderung nach Anerkennung der von ihnen als legitim behaupteten offiziellen Sprache durchaus aussichtsreich.<sup>203</sup> Zweitens macht er auf die Effekte der ökonomischen Vereinheitlichung des Marktes aufmerksam, welche die symbolische und kulturelle „Produktion und Zirkulation“ vereinnahmt, die die Varianz in der Reproduktion von Dispositionen aufgrund der allumfassenden und homogenen Ökonomie minimiert. Dadurch ist die Anerkennung in Form einer habituellen Bestätigung der Rechtmäßigkeit der sich als legitim setzenden und behauptenden Herrschaft gesichert, da die Beherrschten über die inkorporierten sozialen Verhältnisse die Herrschaft an sich selbst vollziehen. Solche Verhältnisse, die wie ein stilles Einvernehmen wirken, bezeichnet Bourdieu als *symbolische Herrschaft*.<sup>204</sup>

„Jede symbolische Herrschaft setzt von Seiten der Beherrschten ein gewisses Einverständnis voraus, das keine passive Unterwerfung unter einen Zwang von außen, aber auch keine freie Übernahme von Wertvorstellungen darstellt. Die Anerkennung der Legitimität der offiziellen Sprache hat mit einem freiwilligen und widerrufbaren Glaubensbekenntnis ebensowenig zu tun wie mit einem bewussten Akt der Anerkennung einer „Norm“. Sie ist als Praxis bereits in den Dispositionen angelegt, [...]“<sup>205</sup>

Drittens hebt er das distinktive Potential von Sprache am Beispiel des literarischen Feldes hervor, in dem der Glaube an die Legitimität der hier produzierten Sprache über die internen, aber veröffentlichten Auseinandersetzungen ständig reproduziert und von der „normalen“ Sprache abgegrenzt wird. Auch vermittelt dieses hier intern geschaffenen Diskurses wird die Sprachautorität, die Definitionshoheit über die offizielle Sprache postuliert.<sup>206</sup>

<sup>200</sup> Die Bedeutung von „offiziell“ beschreibt Bourdieu auch mit dem englischen „formal“.

<sup>201</sup> Thompson, John B.: Einführung, in: Bourdieu: Whs, S. 1-35, hier S. 10.

<sup>202</sup> Vgl. Rehbein: Soziologie Bourdieus, S. 94.

<sup>203</sup> Vgl. Bourdieu: Whs, 47-55. Vgl. diesbezüglich auch Bourdieus Ausführungen zum „Mysterium des „Ministeriums“, des Amtes [...]als] Delegation von Macht [...]“, ebd., S. 82.

<sup>204</sup> Vgl. ebd., S. 55-58; vgl. auch Bourdieu, Pierre: Die männliche Herrschaft, Frankfurt, 2006, S. 63ff., besonders S. 74f.. (im Folgenden: Männliche Herrschaft)

<sup>205</sup> Bourdieu: Whs, S. 56.

<sup>206</sup> Vgl. ebd., S. 63-68.

### B.II.2.2. Reproduktion sozialer Ungleichheit als symbolische Herrschaft

Hinsichtlich der (Re-) Produktion von legitimer Sprache stellt Bourdieu die Bedeutung von Familie und Bildungssystem heraus, da Sprachkompetenz durch Nachahmung, Übung und Gewohnheit erworben wird. Wie von Bourdieu stetig scharf kritisiert, herrscht im *Bildungssystem* die „Illusion der Chancengleichheit“, bei der unter dem Deckmantel der Gleichberechtigung die Sprache der Herrschenden als legitime, somit als Maßstab gesetzt und über Schule und weiterführende Ausbildungsstätten durchgesetzt wird. Auf diese Weise werden jene doppelt benachteiligt, die von der zur Norm erhobenen Sprechweise am stärksten abweichen. Für sie ist die Aneignung offizieller Sprache relativ schwieriger, demnach bedürften sie der Korrekturen dieses Apparats eigentlich umso länger, um eine sozial akzeptable Sprachkompetenz auszubilden. Anstatt dessen tendieren sie aufgrund ihrer weniger adäquaten Leistungen dazu, entweder selber oder angehalten von den Sanktionen und Selektionsmaßnahmen des Bildungswesens den Zeitraum dieser „Erziehungsmaßnahme“ zu verkürzen. So werden die herkunftsbedingten Unterschiede im Verlauf des Bildungswegs noch dadurch verstärkt, dass „[...] alle ein Spiel mitspielen müssen, das unter dem Vorwand der Allgemeinbildung eigentlich nur für Privilegierte bestimmt ist [...]“<sup>207</sup>, die eben bestimmen, worin die erforderliche (Allgemein)- Bildung besteht.

„Die unterschiedlichen Ausgangslagen werden also insofern tendenziell reproduziert, als auch die Dauer des Einübens tendenziell entsprechend dem zu erwartenden Ergebnis variiert: diejenigen, die am wenigsten bereit und in der Lage sind, die Bildungssprache zu akzeptieren und für sich zu übernehmen, sind dieser Sprache und den Kontrollen, Korrekturen und Sanktionen des Bildungssystems auch am wenigsten lange ausgesetzt.“<sup>208</sup>

Über das Bildungssystem wird somit zwar verhältnismäßig flächendeckend die Anerkennung jener legitimen Sprache als Richtmaß im Sinne einer rechtmäßig geltenden und wirkungsmächtigen produziert, jedoch nur in sehr viel geringerem Maße deren Kenntnis, so dass die kompetente Anwendung zu einem Privileg und Teil des symbolischen kulturellen Kapitals der Herrschenden wird.<sup>209</sup>

Zusätzlich wird in offiziellen Sprachfeldern, in denen die Sprachnorm der legitimen Sprache sehr nahe kommt, die Durchsetzungskraft, Wirkungsmacht der SprecherInnen mit steigender Sprachkompetenz noch potenziert. Jedoch bildet, wie bereits erläutert, nicht in erster Linie fachliche Kompetenz, sondern der *Status samt Habitus* und die diesem zugeschriebene Autorität die Grundlage der Sprachkompetenz, als habitusbedingte „Produktions- wie Aneignungs- und Bewertungsfähigkeit“<sup>210</sup> hinsichtlich des legitimen, adäquaten Sprechens.<sup>211</sup> Im Gegenzug verstummt die „volkstümliche Sprachkompetenz“ umso mehr, je offizieller die Sprechsituation aus ihrem Kontext heraus ist. Bourdieu betont diese Konstellation, da sie auch

<sup>207</sup> Bourdieu; Passeron: Illusion der Chancengleichheit, S. 39.

<sup>208</sup> Wbs, S. 69.

<sup>209</sup> Vgl. ebd., S. 69f..

<sup>210</sup> Ebd., S. 74.

<sup>211</sup> Vgl. ebd., S. 76.

in der Befragungssituation selber gegeben ist, und selten in angemessener Weise berücksichtigt wird.<sup>212</sup> In dieser Weise reproduziert, symbolisiert und manifestiert Sprechen, als unter spezifischen Marktbedingungen, also in einem partikularen Feld offenbarter Habitus, die in diesem eingeprägte soziale Struktur der Ungleichheit.

„[...] der Ursprung des Distinktionsprofits, den jeder Gebrauch der legitimen Sprache erbringt, [ist] in der sozialen Welt und den ihre Struktur bestimmenden Herrschaftsverhältnissen insgesamt angelegt [...]“<sup>213</sup>

Im Widerspruch dazu steht der Eindruck, dass erfolgreiche Distinktion den persönlichen Eigenschaften der AkteurInnen zuzuschreiben sei.<sup>214</sup> Diesen Anschein zu erwecken ist von grundlegender Bedeutung, da mit der Behauptung, die erlangte Geltungsmacht und Bedeutung beruhe auf persönlicher Kompetenz, die eigene Macht legitimiert wird. Die Legitimationsrhetorik setzt sich folglich aus dem Postulat von fachlicher Kompetenz, kombiniert mit der Behauptung einer günstigen Veranlagung, persönlicher Merkmale und Dispositionen zusammen.

Die Wirkungsmacht einer Sprechhandlung wird von Zeichen der Autorität, wie Amtskleidung, Uniform, Orden sowie in Form einer sich unterscheidenden Aussprache nach außen sichtbar und vernehmbar. Derart beanspruchen und stützen jene *Insignien der Macht* Autorität.<sup>215</sup> Das gilt besonders für performative Äußerungen im Sinne von Amtshandlungen, bei denen die geltend gemachte Macht des Setzens an die Institution gebunden ist, die hinter diesem Akt steht. Für Bourdieu ist sie durch ihren amtlichen Charakter, den Akt der Delegation gekennzeichnet, der darauf hinweist und symbolisiert, dass nicht eine einzelne Person handelt, sondern die sich in der Institution niederschlagende, in diese eingelassene soziale Welt. Die Magie der performativen Äußerung besteht somit darin, dass das, was gesagt wird, durch diese Sprechhandlung geschieht und entsteht. In dieser Weise ist die performative Aussage genauso bedingt durch den jeweiligen Markt und dessen Möglichkeiten wie alle Sprechhandlungen.<sup>216</sup>

Doch auch vermittelt der Sprache selber wird durch die Sprechweise die Rechtmäßigkeit des erhobenen Geltungsanspruchs, der schon mit der Struktur des Amtes verknüpft ist, untermauert, wie Bourdieu am Beispiel der Ärzte und Juristen darlegt. Durch die *Form* und den *Stil* wird die beanspruchte Autorität legitimiert, denn in der elaborierten, distinguierten,

---

<sup>212</sup> Vgl. ebd., S. 78f..

<sup>213</sup> Ebd., S. 79.

<sup>214</sup> Vgl. ebd., S. 80. Hier offenbart sich ein wichtiger Unterschied zwischen Bourdieus und Voswinkels Denken. Denn im Unterschied zu Voswinkel, der zwischen Würdigung und Bewunderung als durch verschiedene Merkmale gekennzeichnete Formen differenziert, gibt es bei Bourdieu nur graduelle Abstufungen, wie deutlich oder wie wenig sich jemand unterscheiden kann; Daher gibt es bei ihm keine zwei wesentlich unterschiedenen Kategorien von jenen, die sich distinguieren können und jenen, die dieses nicht tun und auch kaum dazu fähig sind. Solche würden auch seiner relationalen Wissenschaftstheorie widersprechen, da sie als substanzialistische Kategorien aufgefasst werden könnten. Bei Voswinkel ist zwar die Transformation von Würdigung in Bewunderung möglich, doch kennzeichnet eben jener Begriff der Transformation, dass diese Formen der Anerkennung bei Voswinkel nicht auf einer Linie liegen, sondern als charakteristische von einander getrennt bestehen.

<sup>215</sup> Vgl. ebd., S. 77, 82.

<sup>216</sup> Vgl. ebd., S. 80-83.

fachmännischen<sup>217</sup> Sprache wird gezeigt und somit scheinbar nachträglich begründet, warum der erhobene Machtanspruch mit Verweis auf das vorgeführte ansehnliche Sprachkapital gerechtfertigt und verdient ist:

„Der Stil ist [...] ein Teil des Apparats [...], mit dem die Sprache die Vorstellung von ihrer Wichtigkeit zu erzeugen und durchzusetzen sucht und so zur Absicherung ihrer eigenen Glaubwürdigkeit beiträgt.“<sup>218</sup>

Damit ist der Stil der Teil der Sprache, an dem die Praxis der Distinktion direkt abzulesen ist, da er nur aufgrund seiner Unerlernbarkeit, daher Unerreichbarkeit für bestimmte Klassen, also wegen des Habitus', den er erfordert, zum Ziel des Sprechens in seiner sozialen Dimension wird. Er dient nicht nur der Distanzierung, der Abgrenzung und Hervorhebung der Sprechenden Person als ganzer, sondern vor allem auch dem Beweis des Vermögens, solche Distanz zu anderen und zu sich selbst halten zu können.<sup>219</sup>

### B.II.2.3. Stilsicherheit als Distinktion

Der Grad der Distinktion und des symbolischen Profits einer Sprechhandlung ist von der Art und Weise abhängig, in der die 'Gesetze des sprachlichen Marktes' in die Produktion der Äußerung miteinbezogen wurden. D. h., dass die „zu erwartenden Rezeptionsverhältnisse“ in die aufgrund des sprachlichen Habitus nur bedingt freie Wahl des Stils einfließen also Teil der Produktionsverhältnisse sind. In dieser Art übt die SprecherIn eine Selbstzensur aus, mittels derer er den sprachlichen Marktverhältnissen in einer seinem Habitus möglichen Art und Weise vorgreift.<sup>220</sup> Die Fähigkeit abschätzen zu können, wie die eigenen Äußerungen und jene der Anderen wahrscheinlich wirken, wie sie aufgenommen und bewertet werden, bezeichnet Bourdieu als „Sinn für die Akzeptabilität“.<sup>221</sup> Dieser zeugt von der eigenen, unter anderem vom Sprachkapital bestimmten Stellung im sozialen Raum sowie von dem Gespür für die Positionen der anderen SprecherInnen dieses Sprachfeldes und deren Sprachbeherrschung. Der praktische Sinn dafür, wie man der eigenen Aussage Gehör und Glauben verschafft, ist auch Ursprung der aufbotenen Strategien, da er jenes Feingefühl für die Einsätze auf dem jeweiligen Markt bezeichnet.<sup>222</sup> Derart konstituiert er den Preis, den Wert der Äußerungen mit, der sich aus der konkurrierenden Beziehung ergibt, in die die unterschiedlichen Kapitalien der vorhandenen AkteurInnen zueinander gesetzt werden.<sup>223</sup> Dabei stützt sich die Einschätzung der spezifischen Rezeptionsverhältnisse, deren bevorstehende Rückwirkung prognostizierend vorweggenommen wird, auf die bisherigen Erfahrungen. Zu diesen gehören auch die

<sup>217</sup> Ich benutze hier bewusst die männliche Form, da es an dieser Stelle um Herrschaftsverhältnisse geht, in denen die herrschenden Positionen entsprechend der zu beklagenden geschlechtlichen Herrschaftsverhältnisse weitestgehend von Männern besetzt und umfassend von diesen geprägt sind. Vgl. diesbezüglich: Bourdieu: Männliche Herrschaft, S.156ff..

<sup>218</sup> Ebd., S. 83.

<sup>219</sup> Vgl. Bourdieu: Die feinen Unterschiede, S. 396-399.

<sup>220</sup> Vgl. Bourdieu: Whs, S. 84f..

<sup>221</sup> Ebd., S. 84.

<sup>222</sup> Vgl. Schwingel: Bourdieu Einführung, S. 97.

<sup>223</sup> Vgl. Bourdieu: Whs, S. 74f..

„Sanktionen des Marktes“, die inakzeptable, taktlose, ungläubwürdige Sprechhandlungen treffen: Z. B. können Äußerungen übergangen, oder aber offen korrigiert, abgewertet, oder auch falsch verstanden werden, bzw. können Irritationen, Unsicherheit, Verlegenheit, Schweigen, Stottern Provokationen hervorrufen.<sup>224</sup> In Rekurs auf diesen Erfahrungsschatz, der seinerseits wiederum von den habitusbedingten Wahrnehmungs- und Interpretationsschemata geprägt ist, versucht die SprecherIn nach Bourdieu, die drohenden Sanktionen präventiv zu berücksichtigen und in die stilistische Gestaltung ihrer Rede einfließen zu lassen. Deshalb

„[...] gehört zur Ausübung symbolischer Macht eine Arbeit an der *Form*, die [...] dazu bestimmt ist, die Sprachbeherrschung des Redners zu beweisen und ihm die Anerkennung der sozialen Gruppe zu verschaffen.“<sup>225</sup>

Nach Bourdieu sind „[...] alle Arten der Selbstzensur [...] Zugeständnisse an das soziale Universum, die man schon damit macht, dass man akzeptiert, sich akzeptabel zu machen.“<sup>226</sup> Sie sind charakteristisch für die Art, in der symbolische Herrschaft ausgeübt wird. Die symbolische Macht der Sprache ist jedoch je nach Markt und der sozialen Distanz der dortigen AkteurInnen und deren Sprachkompetenz unterschiedlich stark wirksam. Wie bereits erläutert, tritt die legitime Sprache mit einem desto zwingenderen Geltungsanspruch auf, je offizieller der Markt ist, und sie nötigt zu nur scheinbar freiwilliger Unterwerfung unter ihre Autorität; denn der Habitus wurde im Verlauf der Sozialisation seinerseits auch durch Sanktionen konstituiert.<sup>227</sup> Analog dazu setzt diejenige SprecherIn in einer spezifischen Sprechsituation den Maßstab, an dem sich die Sprachbeherrschung der Beteiligten messen lassen muss, deren Ausdrucksstil am ehesten dem offiziellen Sprachgebrauch entspricht.<sup>228</sup> Somit ist auch die Verteilung von Kenntnis und Anerkenntnis auf dem bestimmten Sprachmarkt für das Ausdrucksstreben und den Grad der Selbstzensur ausschlaggebend. Große soziale Distanzen zwischen den Sprechern erhöhen demnach den Druck der symbolischen Gewalt, Nähe der sozialen Positionen verringert ihn bis zur Absenz. In Feldern, die hinsichtlich der sozialen Stellung ihrer AkteurInnen sehr heterogen sind, herrscht folglich auch ein höheres „Spannungsniveau“. Dessen Kraft beugen sich die SprecherInnen in der Regele so weit sie können und kontrollieren ihren Ausdrucksstil entsprechend streng. Aufgrund dieses Zwangs zur Form, tendenziell zur herrschenden, wird je nach Spannungsniveau des Marktes mehr oder weniger stark in „Euphemismen“ gesprochen. Diese sind eine „Kompromissbildung“ aus

<sup>224</sup> Vgl. ebd., S. 88f..

<sup>225</sup> Ebd., S. 83.

<sup>226</sup> Ebd., S. 84. Die Frage sozialer Akzeptabilität sowie die damit einhergehenden Sanktionen des Marktes, die als Ausschließungsmechanismen gewisse Zugangsbedingungen konstituieren, thematisiert Foucault in seiner Analyse des Diskurses. „Es geht darum, die Bedingungen ihres Einsatzes (der Diskurse) zu bestimmen, den sprechenden Individuen gewisse Regeln aufzuerlegen und so zu verhindern, daß jedermann Zugang zu den Diskursen hat. Niemand kann in die Ordnung des Diskurses eintreten, wenn er nicht gewissen Erfordernissen genügt, wenn er nicht von vornherein dazu qualifiziert ist.“ Foucault: Ordnung des Diskurses, S. 26. vgl. auch ebd. S. 27.

<sup>227</sup> Vgl. Bourdieu: Whs, S. 87.

<sup>228</sup> Vgl. ebd., S. 85.

„dem, was gesagt werden soll“<sup>229</sup> und der Art und Weise, der Form, in der es unter den spezifischen Marktverhältnissen mit Chancen auf Akzeptabilität, daher entsprechend zensiert, formuliert werden kann.<sup>230</sup> Der soziale „Sinn für die Akzeptabilität“ eines Sprechaktes besteht also in einem gewissen Orientierungsvermögen im sozialen Raum, vermittels dessen es möglich ist auch soziale Distanzen „notfalls dank der Euphemisierungsarbeit rituell zu überschreiten.“<sup>231</sup> Diese Fertigkeit bezeichnen für Bourdieu die Begriffe „Takt oder Fingerspitzengefühl“, die natürlich voraussetzen, dass das Spannungsniveau des Marktes angemessen, also auch nicht übertrieben wahrgenommen und bewertet wurde. Es sei noch einmal nachdrücklich darauf hingewiesen, dass der „Sinn für die Akzeptabilität“ nicht Taktiken zur Durchsetzung der eigenen Interessen in Form von bewusst kalkulierten Handlungen bezeichnet. Denn

„[d]ie praktische Vorwegnahme der zu erwartenden Sanktionen ist ein praktischer, fast schon körperlicher Sinn für die Wahrheit des objektiven Verhältnisses zwischen einer bestimmten sprachlichen und sozialen Kompetenz und einem bestimmten Markt, über den dieses Verhältnis zustandekommt, [...]“<sup>232</sup>

Daher wehrt Bourdieu sich gegen den Eindruck, die Sensibilität für spezifische Marktverhältnisse, also auch die Wahrnehmungs- und Denkschemata, lägen auf der „subjektiven Ebene“. Dieses Gespür birgt als habitusbedingtes inkorporierte soziale Tatsachen und in Anbetracht des Entstehungsprozesses dieser Dispositionen auch den durchlaufenen geschichtlichen Prozess der Strukturen des sozialen Raums, seiner Felder und Märkte in sich. Paradebeispiele für stark historisch bedingte Dispositionen sind jene, die das Geschlechterverhältnis betreffen und sich erstaunlich konstant und hartnäckig behaupten.<sup>233</sup>

#### B.II.2.4. Klassenspezifische Ausdrucksstile

Bourdieu stellt analog zum Modell sozialer Klassen den sozialen Positionen entsprechende typische Sprechweisen heraus. Dabei behandelt er besonders die Unterschiede des Ausdrucksstils der unterschiedenen Klassen: Herrschende Klasse, Kleinbürgertum als mittlere Klasse und Unterklassen. Für alle AkteurInnen im sozialen Raum gilt, dass sie als SprecherInnen auf einem bestimmten sprachlichen Markt mit ihrem jeweiligen sprachlichen Habitus, in den die bereits erlebten Rezeptionsverhältnisse schon vielfach eingegangen sind, „zugleich Produzenten und Konsumenten“<sup>234</sup> ihrer Äußerungen sind. Unterschiedlich ist jedoch das Verhältnis von Produktions- und Wahrnehmungsschemata, und ihre Haltung zu diesen.

Die Sprachkompetenz der *Herrschenden* zeichnet sich dadurch aus, dass sie unter den Bedingungen erworben und verinnerlicht wurde, unter denen sie später zur Anwendung

<sup>229</sup> Bourdieu: Whs, S. 86.

<sup>230</sup> Vgl. ebd., S. 87.

<sup>231</sup> Ebd., S. 88.

<sup>232</sup> Ebd., S. 89.

<sup>233</sup> Vgl. Bourdieu: Männliche Herrschaft, S. 63ff.-78.

<sup>234</sup> Bourdieu: Whs, S. 90.

kommt. Somit decken sich hier die Produktions- und Wahrnehmungsschemata, sie verfügen also über die Kenntnis der legitimen Sprache, welche jene Selbstsicherheit und Gelassenheit im Umgang mit einem hohen Spannungsniveau auf dem Markt bedingt.<sup>235</sup> Bourdieu bezeichnet diese Lockerheit auch als *Ungezwungenheit* in Form der Freiheit von sozialen Zwängen und des Ausdrucks von großem Kapitalvolumen. Außerdem bedingt diese Ungebundenheit die Freiheit Regeln zu übertreten, weil die Unkorrektheit mittels der Autorität, die in anderen Bereichen durch die Praxis zelebriert und behauptet wird, kompensiert werden kann: Solche Kompensation ist in Form von Komplexität, Genauigkeit, Spitzfindigkeit vorstellbar, je nachdem, wo der Regelverstoß in Aussprache, Wortwahl, Syntax, Stil, Gesprächs-, Argumentationsführung etc. lag.

„Sprachliche Gewandtheit z. B. mag durch Übererfüllen der rein grammatischen und pragmatischen Gebote glänzen, etwa im Substituieren gebräuchlicher Worte und Wendungen durch erlesenere Ausdrucksformen, oder sich auch in Eigenwilligkeit und Regelverstoß gegenüber sprachlichen und situativen Zwängen offenbaren.“ [...] die »Lockerung« etwa auf der Ebene des Wortschatzes kann durch verstärkte Rigidität im Syntaktischen oder in der Diktion (wie auch umgekehrt) wettgemacht werden (klar zeigt sich das in den *Strategien der Herablassung*, [...])<sup>236</sup>

Solche Strategien der Herablassung bestehen in einer scheinbaren Annäherung oder Angleichung gehobener Positionen an sozial niedrigere. Dabei wird jedoch die Distanz, während sie scheinbar verneint, aufgehoben bzw. nivelliert wird, in Form des Status bewahrt, der an der Sprechweise vernehmbar und/oder an Insignien und rituellen Gegebenheiten sichtbar bleibt; bewusst oder unbewusst möglich, zeigt sich in dem Akt der Neigung zum weniger privilegierten Standort also stets wieder der Unterschied. Der Profit geht wiederum an die Kenntnisreichen, indem honoriert wird, dass sie auf die offensichtliche Unterscheidung verzichten, was jedoch das Verhältnis von Kenntnis und Anerkenntnis reproduziert und die Position, die Befugnisse wie die Praxis der Kenner bestätigt. Derart gilt, dass die Ungebundenen, „[...] die einfach aufgrund ihrer Existenz Einfluss ausüben, nur zu sein brauchen, was sie sind, um das zu sein, was man zu sein hat.“<sup>237</sup> Für Bourdieu besteht die Zwanglosigkeit eben in dieser „Koinzidenz von Sein und Sein-Sollen“, aus der die „Kraft zur Selbstaffirmation“ jener Herrschenden entspringt.<sup>238</sup>

Charakteristisch für den Ausdrucksstil der *Kleinbürger* ist nach Bourdieu eine so hohe Sensibilität für die Marktverhältnisse und deren soziale Struktur, dass sie ihnen selber Unbehagen und Stress bereitet. Das ist darin begründet, dass bei ihnen Produktions- und Wahrnehmungsschemata auseinander fallen: Denn in Folge ihres sich aus der sozialen Position ergebenden Lebensstils, charakterisiert durch den aufstiegsorientierten „Bildungseifer“<sup>239</sup> als Mittel, den Status ein Stück weit kompensieren und aufbessern zu können, verfügen sie häufig über eine ansehnliche Sprachkompetenz. Da diese aber lediglich schulisch erlernt, also nicht

<sup>235</sup> Vgl. ebd., S. 93f..

<sup>236</sup> Bourdieu: Die feinen Unterschiede, S. 397.

<sup>237</sup> Bourdieu: Die feinen Unterschiede, S. 399.

<sup>238</sup> Ebd., S. 399.

<sup>239</sup> Ebd., S. 503.



unter komplexen Marktverhältnissen angeeignet und in diesen erprobt ist, schwingt hier immer die Angst vor dem Fehler und Fehlverhalten mit. Besonders in der Praxis auf offiziellen Feldern und gegenüber Kennern der legitimen Sprache neigen sie nach Bourdieu daher zu *Überkorrektheit*, zum Fehler, der nicht dauerhaft zu vermeiden ist, und realisieren so die eigene Befürchtung. Daher ist das Spannungsniveau auf Feldern „[...] in den mittleren Bereichen des sozialen Raums[...]“ am höchsten.<sup>240</sup> Merkmal der kleinbürgerlichen Sprechweise ist eben die *Anspannung* der SprecherIn, in die sie sich selber durch die ständigen Anstrengungen begibt, der offiziellen Sprache gerecht zu werden und ihre Anerkennung wie Kenntnis erscheinen zu lassen. Die Bürger der mittleren Klasse können also trotz ihrer relativ hohen Sprachbeherrschung ihre eigenen Sprachprodukte selber nicht so wahrnehmen wie deren Produktionsweise es nahe legt, da sie ihre Lage und die dementsprechende Neigung zum Handeln zu gut durchschauen. Sie sind stetig bemüht und trotzdem bleibt ihr Sprechen nach Bourdieu eine ständige Bemühung, nie eine erlangte Fähigkeit und Kür. Sie sind sich der Differenz ihres Sprachvermögens und ihrer sozialen Position zu sehr bewusst, um selber an den Versuch, ihre weniger privilegierte Stellung zu verbergen, zu glauben und sind in dieser Weise komplexbehaftet.<sup>241</sup> Diesbezüglich konstatiert Bourdieu, „[...] dass im Sprachhabitus der ganze Klassenhabitus zum Ausdruck kommt (von dem der Sprachhabitus nur einen Teil darstellt) [...]“;<sup>242</sup> denn die

„[...] Strategien [der Herablassung C.S.] [...] bilden die unangreifbarste Replik auf die grundsätzliche Überkorrektheit der präntiösen Prätendenten, die – dazu verurteilt, stets zu viel oder zu wenig zu tun – sich auf ängstliche Rückfragen nach der Regel und danach, wie ihr auf legitime Weise Folge zu leisten sei, verwiesen finden und, gelähmt durch diese Rückversicherung - das glatte Gegenteil von Ungezwungenheit -, erst recht nicht mehr wissen, wo ihnen der Kopf steht.“<sup>243</sup>

In ihrer mittleren Positionierung sind die Kleinbürger auch prädestiniert für „[...] Vermittlerfunktionen zwischen den Klassen[...]“, die vielfältige Einblicke und somit einen hinsichtlich der „Milieus“ heterogenen Erfahrungsschatz bedingen; aufgrund dessen kann sich „ein quasi soziologisches Bewusstsein“ herausbilden. Beispielhaft regt Bourdieu an, diesen Bestandteil ihres Habitus genauer zu ergründen. Dabei sollten dann auch die Relationen, in denen der Habitus zur sozialen Position und dem Lebenslauf steht, mittels derer innerhalb der einzelnen Klassen differenziert werden kann, berücksichtigt werden.<sup>244</sup>

Hingegen mangelt es den *unteren Klassen* nach Bourdieu in jeder Hinsicht an sprachlichem Kapital. Das bedeutet, dass sie aufgrund ihrer relativen Inkompetenz bezüglich der offiziellen Sprache, die sie weder im Verlauf der Sozialisation inkorporieren noch ausreichend schulisch erlernen, meist keine Chance haben, sich auf einem externen Markt „Gehör und Glauben“ zu verschaffen, also über soziale Distanzen hinweg akzeptabel zu sprechen. Nach Bourdieu

<sup>240</sup> Bourdieu: Whs, S. 70.

<sup>241</sup> Vgl. ebd., S. 91ff..

<sup>242</sup> Ebd., S. 91; vgl. dazu auch: Bourdieu: Die feinen Unterschiede, S. 500ff., 519ff., 531ff..

<sup>243</sup> Bourdieu: Die feinen Unterschiede, S. 397f..

<sup>244</sup> Vgl. Bourdieu: Whs, S. 91f., Fn. 61.

herrscht hier „[...] die totale Übereinstimmung zwischen den Zwängen des Marktes und den Dispositionen des Habitus: [...]“<sup>245</sup> Somit bedarf es meist nicht einmal mehr der negativen Sanktionen des Marktes, um die Akteure der Unterklassen auf offiziellen Märkten zum *Schweigen* zu bringen, denn ihr spezifischer sprachlicher Habitus, der zum Großteil aus der Verinnerlichung der stetigen Sanktionen des Marktes besteht, bedingt ihren Hang sich selber auszuschließen. Selbst im Falle des Versuchs auf einem offizielleren Markt zu sprechen, sind sie zu einer Art Verfremdung gezwungen, indem sie sich notdürftig in einer „geborgten“<sup>246</sup> Sprache ausdrücken müssen; denn sie werden an den hegemonialen Wahrnehmungs-, Gliederungs- und Handlungsschemata der Herrschenden gemessen und unterliegen stetig einer Apperzeption, die nicht die ihre ist. Entsprechend ernten sie fast immer, wie erwartet, negative Sanktionen und werden somit zurück ins Schweigen getrieben.

Für diese Arbeit muss noch hinsichtlich eines anderen Aspektes differenziert werden: es gilt zu fragen, ob die SprecherIn in der gesprochenen Sprache Mutter- oder FremdsprachlerIn ist und wie das ihre Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata beeinflusst. Die Interviews wurden teilweise mit MirgantInnen geführt, die deutsch als Fremdsprache erlernt haben. Bourdieu weist im Kontext des Spracherwerbs auf einen scheinbaren „*Bedeutungsüberschuss*“ der Wörter in der Muttersprache hin. Dieser besteht darin, dass ein einzelnes gesendetes Wort beim Empfänger die Assoziation eines Sinnzusammenhangs, eines ganzen Komplexes verbundener Konnotationen, sogar einer Einstellung zur Welt hervorrufen kann.<sup>247</sup> Bourdieu bezeichnet diesen dichten Ausdrucksreichtum als „Suggestivkraft mancher Wörter, die durch ihre Verbindung mit einer Körperhaltung oder einem affektiven Klima ein ganzes Weltbild und eine ganze Welt heraufbeschwören können.“<sup>248</sup> Hier kommen auch die emotionalen Implikationen der Konnotationen zum tragen, die wiederum in dem Habitus gründen, der im Verlauf der Lebensgeschichte gewachsen ist und angeeignet wurde. Bourdieu leitet den „*Bedeutungsüberschuss*“ davon ab, dass Sprechen im Austausch mit Personen erlernt wird, denen „totale Rollen“ zugewiesen sind, was eben die Assoziation solcher umfassenden Sinnkomplexe bedingt; der ganzheitliche Kontext findet Eingang in die in der grammatikalischen Dimension per definitionem einzelnen Wörter, indem er von den Beteiligten in sie hinein getragen wird.<sup>249</sup> Bezüglich der vorliegenden Daten stellt sich die Frage, wie weit und in welcher Weise dieser *Bedeutungsüberschuss* von FremdsprachlerInnen gehört wird und wie sich die Differenz zwischen Fremd- und MuttersprachlerInnen zu den Unterschieden innerhalb der MuttersprachlerInnen verhält, die wahrscheinlich entsprechend der Sprachkompetenzen variieren. Im methodischen Teil (C) wird dem genauer nachgegangen.

---

<sup>245</sup> Ebd., S. 92.

<sup>246</sup> Ebd., S. 91.

<sup>247</sup> Vgl. diesbezüglich Goffmans Begriff der „Kosmologien“ in B.II.2..

<sup>248</sup> Ebd., S. 90, Fn. 59.

<sup>249</sup> vgl. auch ebd., S. 43f..

Diese Differenzierungen bieten lediglich die Grundlage für die Analyse der verschiedenen Ausdrucksstile je nach sozialer Position anhand von Leitfadengestützten Interviews im empirischen Teil (D) dieser Arbeit.

### **B.III. Kombinierbarkeit von Goffman und Bourdieu: Sprache als öffentliche Praxis –**

#### **Erving Goffman**

Vor der Auswertung des empirischen Materials soll die Sprachstil-Analyse, die mit Bourdieu begründet wurde, noch mit den begrifflichen Instrumentarien Erving Goffmans angereichert werden. Das erscheint hier sinnvoll, da Bourdieu objektive und subjektive Konditionen zwar zusammen denkt<sup>250</sup>, in seiner Analyse des Sprechens jedoch den strukturell bedingten Anteil und die strukturierende Wirkung fokussiert. Hingegen konzentriert sich Goffman bewusst und explizit auf die Interaktionsordnung, verstanden als Verhaltenskonventionen in der „face-to-face interaction“, also der unmittelbaren Interaktion in *sozialen Situationen*.<sup>251</sup> Im Zuge der Bestimmung dieses Untersuchungsgegenstandes thematisiert auch er das Spannungsverhältnis zwischen sozialen Strukturen und dem subjektiv in einzelnen sozialen Situationen Erlebten.<sup>252</sup>

Die soziale Situation ist für Goffman durch die körperliche Ko-Präsenz menschlicher AkteurInnen gekennzeichnet und bedingt als solche den öffentlichen Charakter der Interaktion.<sup>253</sup> Die physische Anwesenheit ist für sprachliche Kommunikation natürlich nicht zwingend notwendig, doch erachtet Goffman auch andere Kommunikationsformen wie Telefonieren, E-Mail- und Briefeschreiben, die lediglich kognitive Präsenz erfordern, als verwandte Phänomene.<sup>254</sup> Goffman schreibt der sozialen Situation „im wesentlichen den Charakter einer Konfrontation [...]“<sup>255</sup> zu; denn die Situationsteilnehmer sind als Anwesende immer auch gefährdet, da sie 'seelisch' und oder körperlich angreifbar sind.<sup>256</sup> Trotz dieser Risiken beobachtet Goffman in unmittelbarer Interaktion

„die anhaltende, eng synchronisierte Koordinierung von Handlungen, sei es als ein Mittel zur Bewältigung eines gemeinsamen Problems oder als ein Mittel zur Koordinierung nacheinander zu verrichtender, aber einander ähnelnder Aufgaben.“<sup>257</sup>

Auch wenn diese abgestimmte Koordination eventuell seltener vorliegt, als Goffman es hier konstatiert, stimme ich ihm darin zu, dass diese auch eine Funktion von Sprache ist: sich gegenseitig zu vermitteln, worum es der jeweiligen Ansicht nach geht, worauf die

<sup>250</sup> Vgl. Bourdieus Einschätzung dieses Spannungsverhältnisses in Exkurs 1.

<sup>251</sup> Vgl. Goffman, Erving: *Interaktion und Geschlecht*. Herausgegeben und eingeleitet von Hubert Knoblauch, mit einem Nachwort von Helga Koffhoff, Frankfurt a. M., 1994, S. 55-57. (im Folgenden: Goffman: IuG); auch: Knoblauch, Hubert: *Erving Goffmans Reich der Interaktion – Einführung von Hubert Knoblauch*, in: Goffman: IuG, S. 7-49, hier: S. 37. (im Folgenden: Knoblauch: Goffmans Reich der Interaktion).

<sup>252</sup> Vgl. Knoblauch, Hubert: *Erving Goffman. Die Kultur der Kommunikation*, in: Moebius, Stephan; Quadflieg, Dirk (Hrsg.): *Kultur - Theorien der Gegenwart*, Wiesbaden, 2006, S. 157-169, hier: S. 164, Fn. 4 (im Folgenden: Knoblauch: *Kultur der Kommunikation*); Knoblauch, Hubert A.; Leuenberger, Christine; Schnettler, Bernt: *Einleitung. Erving Goffmans Rede-Weisen*, in: Goffman, Erving: *Rede-Weisen. Formen der Kommunikation in sozialen Situationen*. Herausgegeben von Hubert Knoblauch, Christine Leuenberger und Bernt Schnettler, Konstanz, 2005, S. 9-33, hier: S. 19, 22f.. (im Folgenden: Knoblauch et al.: *Goffmans Rede-Weisen*).

<sup>253</sup> Im Folgenden sind hier Intimbeziehungen ausgenommen, da es in dieser Arbeit um Sprechhandlungen in Situationen am Arbeitsplatz oder in der Interviewsituation geht.

<sup>254</sup> Vgl. Goffman: IuG, S. 55.

<sup>255</sup> Vgl. Goffman: IuG, S. 61.

<sup>256</sup> Vgl. ebd., S. 60.

<sup>257</sup> Ebd., S. 59.

Aufmerksamkeit zu richten ist, und damit der eigenen Wahrnehmung und Perspektive Ausdruck zu verleihen. Darüber hinaus weist er darauf hin, dass auch Abwesendes, egal ob Personen, Ereignisse, Erlebtes, thematisiert werden und dadurch in die aktuelle Situation importiert werden kann.<sup>258</sup> Auch in der Analyse der empirischen Quellen werden Goffmans Begrifflichkeiten nicht nur zur Analyse der unmittelbaren Interaktion zwischen InterviewerIn und interviewter Person, sondern auch zur Untersuchung der im Interview von den Befragten nur sprachlich wiedergegebenen erlebten Situationen dienen. Das ist aufgrund des im Anschluss dargelegten Verhältnisses von Interaktionsordnung und sozialer Struktur angemessen, was, wie später erläutert wird, besonders im Dienstleistungsalltag zum Ausdruck kommt, in dem die Befragten der hier verwendeten Interviews tätig sind.

### **B.III.1. Verhältnis von Interaktionsordnung und sozialer Struktur**

Die Rezeption Erving Goffmans ist keinesfalls einheitlich, sondern setzt sich aus durchaus widersprüchlichen und häufig einseitigen Interpretationen zusammen. Daher ist die Positionierung Goffmans strittig, je nach dem, ob seine Bücher im Kontext des Gesamtwerkes und der Entwicklungsgeschichte gesehen, oder ausschnitthaft einzelne Schriften für die eigene Thematik herangezogen werden.<sup>259</sup> Bezüglich der Theorieauswahl muss aus diesem Grund zunächst geklärt werden, in welchem Verhältnis die Konzeptionen Goffmans und Bourdieus zueinander stehen und warum und wie sie sinnvoll kombiniert werden können.

Bourdieu selber distanziert sich in Folge seines strukturell orientierten Ansatzes vom Interaktionismus, da dieser die vorgefundenen Bedingungen des sprachlichen Marktes, des jeweiligen Feldes und des sozialen Raums ausblende; somit konstruiere dieser Ansatz subjektive Wählbarkeiten und Bedingtheiten der Aktionen und Reaktionen, die keine Wahlen sind und die, selbst wenn sie als solche empfunden werden, eigentlich einen anderen Ursprung

---

<sup>258</sup> Vgl. ebd., S. 59.

<sup>259</sup> Dies liegt unter anderem daran, dass Goffman sich bis kurz vor seinem Tod einer Selbstpositionierung enthielt. Außerdem wurden besonders seine späteren Werke wie „Forms of Talk“ (in engl. Sprache 1981 erschienen) und seine Antrittsrede als Präsident der Amerikanischen Soziologischen Gesellschaft „Interaction Order“ (in engl. Sprache 1981 erschienen), in denen er sich diesbezüglich klärend äußert, erst vergleichsweise spät (2005 und 1994) ins Deutsche übersetzt. Hier ist anzumerken, dass, wie häufig bei wissenschaftlicher Literatur, die für ein Verständnis im Sinne des Autors entscheidenden sprachlichen Feinheiten dem nicht muttersprachlichen Leser, besonders ohne entsprechendes Vorwissen auch bei Goffman keinesfalls leicht zugänglich sind. Obwohl ähnliche Schwierigkeiten und Sprachbarrieren sich auch bei anderen Autoren, z. B. Foucault stellten und wohl leichter überwunden wurden, wirken meines Erachtens diese Effekte bezüglich der Goffman-Rezeption beständig fort, weil bisher in den einschlägigen Einführungsreihen kein eigenständiger Band zu Goffman erschienen ist. Es existiert zwar entsprechende Literatur in Form von Kurzeinführungen, die den Büchern von Goffman vorangestellt sind. Hier ist insbesondere Hubert Knoblauch zu nennen, der sich diesbezüglich verdient gemacht hat. An diesem Beispiel treten jedoch die Ausschließungsmechanismen des wissenschaftlichen Feldes zu Tage; denn obwohl Goffman als „Klassiker“ gilt, wird er meist einseitig rezipiert und, seinem Werk unangemessen, auf spezifische Aspekte reduziert, anstatt die Spannungen der vielfältigen von ihm exemplarisch aufgezeigten Zugänge kreativ zu nutzen. (Vgl. Knoblauch: Goffmans Reich der Interaktion, S. 10-16) Die bestehende Literatur in Form von buchinternen Einleitungen und Aufsätzen ist leider in Datenbanken oft nicht separat gelistet. Hier zeigt sich, über welche Medien Wirkungsmacht im Diskurs des wissenschaftlichen Feldes erlangt werden kann und welche Definitionsmacht und Autorität z. B. Einführungsreihen wie Junius, Campus, UTB etc. auf sich konzentrieren.

haben würden. Dabei übergangen die Interaktionisten, dass „[...] in jeder Interaktion [...] die ganze Sozialstruktur präsent [...]“ ist. Andererseits rekurriert Bourdieu in seinem Strategie-Begriff auf Goffman und importiert damit die in Exkurs 1 angedeuteten Ambivalenzen.<sup>260</sup> Ich stimme der Kritik am Interaktionismus, der die Ethnomethodologen rund um Harold Garfinkel und die Konversationsanalyse um Jacqueline Sacks und Emanuel Schegloff kennzeichnet, zwar zu, sie trifft Goffman aber kaum, außer in seinen frühesten Arbeiten, von denen er sich selber später distanzierte,<sup>261</sup> denn Goffman sieht und berücksichtigt die Bedeutung struktureller Faktoren für die soziale Situation.

### B.III.1.1. Rahmen und Rahmung

Goffman differenziert zwischen einer strukturellen Ebene, dem Rahmen, der relativ stabil ist und für den Handelnden kaum zur Disposition steht, und einer praktischen Ebene, der Rahmung; auf dieser sind die Handlungsmöglichkeiten durch den Rahmen, der vorgibt, was hier Sinn und was Unsinn ist, bedingt. Derart ist Vertrauen in den Rahmen, d.h. der Glaube, dass der vorgegebene Sinn auch der von anderen TeilnehmerInnen geteilte, somit der tatsächlich geltende ist, eine Handlungsvoraussetzung. Er wird mittels oft ritualisierter Verankerungen gestützt, die durch Berechenbarkeit und routiniertes Handeln Sicherheit vermitteln.<sup>262</sup> Die Rahmung ist ihrerseits variabel und wird in der unmittelbaren Interaktion teils bewusst teils unbewusst vorgenommen, ist jedoch als in Grenzen beeinflussbare auch anfälliger für mögliche Störungen im interaktiven und kommunikativen Ablauf. Herbert Willems bezeichnet die Rahmung in Anlehnung an Crook und Taylor<sup>263</sup> und in Abgrenzung zum sinnstiftenden Rahmen („*frame-as-structure*“ )als „*frame-in-use*“, als sinnaktualisierende Praxis<sup>264</sup>.

Bezüglich der Rahmen unterscheidet Goffman zwischen primären und sekundären, wobei besonders die Kosmologien als „Primärrahmensysteme“ zu nennen sind, die ein 'auf die Gesamtheit aller diese Deutungsmuster berührenden Kräfte und Wesen bezogenes Verstehen' generieren.<sup>265</sup> Als solche wären zum Beispiel Geschlechterkonzepte zu verstehen. Außerdem könnte die Zugehörigkeit zu einer Kosmologie den von Bourdieu erwähnten „Bedeutungsüberschuss“ mancher Wörter und den Assoziationskomplex, den sie auslösen, zu fassen helfen. Als strukturelle Faktoren nennt Goffman namentlich Klasse, Geschlecht, Ethnie,

<sup>260</sup> Zitat: Bourdieu: Whs, S. 74; Zur Kritik am Interaktionismus Vgl. ebd., S. 72; vgl. auch Rehbein: Soziologie Bourdieus, S. 101f.

<sup>261</sup> Vgl. Knoblauch, Hubert: Die Kultur der Kommunikation, S. 165, Fn.5; vgl. auch Knoblauch: Goffmans Reich der Interaktion, S. 10-14.

<sup>262</sup> Vgl. Knoblauch: Goffmans Reich der Interaktion, S. 28.

<sup>263</sup> Crook, Stephen; Taylor, Laurie: Goffman's Version of Reality, in: Ditton, J. (Hrsg.): The View from Goffman, New York, 1980, S. 233-251.

<sup>264</sup> Willems, Herbert: Rahmen und Habitus. Zum theoretischen und methodischen Ansatz Erving Goffmans. Vergleiche, Anschlüsse und Anwendungen, Frankfurt a. M., 1997, S. 46ff. (im Folgenden: Willems: Rahmen und Habitus).

<sup>265</sup> Vgl. Goffman, Erving: Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen, Frankfurt a. M., 1977, S. 37. (im Folgenden: Rahmen-Analyse).

Alter, Mitgliedschaftsrollen und soziale Netzwerke, die als Kennzeichen einer Person immer noch durch persönliche Merkmale ergänzt werden.<sup>266</sup>

Für ihn befinden sich die Handlungen in unmittelbarer Interaktion in einem Verhältnis der losen Kopplung zu den sozialen Strukturen. Er beschreibt es als „*Verzahnung*“ oder „Membran“, die bedingt, wie extern relevante Entscheidungen in der „face-to-face“ Interaktion gehandhabt werden und welche Wirkungsmacht sie haben.<sup>267</sup> Soziale Strukturen wirken nach Goffman nicht determinierend, sondern prädestinieren spezifische Möglichkeiten.<sup>268</sup> Für die Handelnde stellt der Rahmen eine Art „Verstehensanweisung“ dar, der sie sich in Abhängigkeit von ihrem Rahmungswissen besser oder schlechter zu bedienen weiß und mit der sie sich mehr oder weniger zurechtzufinden weiß.<sup>269</sup>

Entsprechend unterscheidet er auch zwischen zwei Formen der Identifizierung, die in sozialen Situationen wechselseitig vorgenommen werden. Erstens die *kategoriale Identifizierung*, welche die Person entsprechend der strukturellen Einflussgrößen, „sozialer Kategorien“, klassifiziert; diese wird fast immer und meist unbewusst automatisch vollzogen. Zweitens die *individuelle Identifizierung*, bei der über Merkmale wie den äußeren Eindruck, Stimme, Namen, eine einzigartige Identität der wahrgenommenen Person konstituiert wird. Die individuelle Identifizierung ist nicht in allen sozialen Situationen möglich, geschweige denn erforderlich und erwünscht; die kategoriale hingegen, als Positionierung in einem gewissen Raster, ist unvermeidlich mit der körperlichen, oft auch schon der kognitiven Präsenz verbunden, in Form von gesprochenen oder gar schriftlichen Äußerungen.<sup>270</sup> Goffman spricht hier auch von einem „psychobiologischen Charakter“ sozialen Handelns, da hier emotionale, physische, kognitive und psychische Faktoren wie „Gefühle, Stimmungen, Wissen, Körperstellungen und Muskelbewegungen“ ineinander verschränkt sind.<sup>271</sup> Derart überlagern sich in der sozialen Situation häufig strukturelle Einflussfaktoren und von der spezifischen Situation abhängige Bedingungen. Die situationsimmanenten Bedingungen bezeichnet Goffman als Struktur der Interaktion, daher als Interaktionsordnung, zu deren Erforschung die Mikroanalyse für ihn angemessen ist.

Analog zu der allgegenwärtigen kategorialen Charakterisierung ist für Goffman Handeln immer sozial „*situiert*“, da es bestimmten sozialen Kategorien zugeordnet ist und im Verhältnis zu diesen wahrgenommen wird.<sup>272</sup> Im Unterschied dazu bezeichnet er die Regeln, die sich aus der unmittelbaren Konfrontation sozialer Situationen ergeben und herausbilden, als das „*Situative*“, das die situationsimmanenten Konditionen umfasst.<sup>273</sup> Die soziale Situation ist

---

<sup>266</sup> Vgl. Goffman: IuG, S. 75.

<sup>267</sup> Vgl. ebd., S. 85.

<sup>268</sup> Vgl. ebd., S. 83.

<sup>269</sup> Vgl. Willems: Rahmen und Habitus, S. 35.

<sup>270</sup> Vgl. Goffman: IuG, S. 59, 93.

<sup>271</sup> Ebd., S. 57.

<sup>272</sup> Vgl. Goffman: Rahmen-Analyse, S. 51, Fn.: 25.

<sup>273</sup> Vgl. Goffman: IuG, S. 55-57; Knoblauch: Einleitung, S. 37.

demnach Ort des interaktiven Handelns und Schnittstelle der strukturellen und subjektiven Ebene, so dass Handlungen immer auch als Zeichen gesehen werden müssen, die bei Goffman auf als Rahmen bezeichnete Kontexte verweisen.<sup>274</sup>

In der sozialen Situation besteht außerdem ein „Interaktionszwang“ in Form eines „Interpretations- und Kundgabezwangs“<sup>275</sup>, dem die Anwesende in der „(rahmen-)strukturellen Realität“<sup>276</sup> des sozialen Daseins unterliegt. Innerhalb dieser durch Rahmen und Kosmologien vorgegebenen, gestifteten Sinnstrukturen und Sinnstrukturierungen können diese durch die Einzelne und die von ihr vorgenommene Rahmung im praktischen Vollzug aktualisiert werden. Außerdem finden auf dieser Ebene Transformationen, Modulationen und Rahmungen sekundärer, tertiärer etc. Ordnung statt, die jeweils neue Anschlussmöglichkeiten bieten und auch bewusst eingeleitet werden können.

Hieran anschließend arbeitet Willems *Parallelitäten* zwischen Goffmans *Rahmenkonzeption* und Bourdieus *Habitus*theorie heraus. Er begreift die Interaktionsordnung als ein „Feld“, das in Rahmen untergliedert und strukturiert ist. Diese Sinnstrukturierungen bilden das Fundament der sinnaktualisierenden Rahmungspraxis und wirken somit ähnlich wie der Habitus: Die AkteurIn sieht sich in der Interaktionsordnung auch bei Goffman Strukturen in Form von Rahmen gegenüber, wirkt jedoch mit ihrer Rahmungspraxis gleichzeitig strukturierend auf den vom Rahmen als sinnvoll vorgegebenen Möglichkeitsraum zurück. Mit Bourdieu können diese Sinnstrukturierungen der Rahmen demnach auch als Dispositionen bzw. als habituelle Schemata verstanden werden. Entsprechend entstehen bei beiden Theoretikern aus der Vielfalt der Rahmen mit jeweils mehreren adäquaten Rahmungen bzw. durch die verschiedenen Habitus als Generatoren mannigfaltiger Handlungen „(gruppen-) kulturspezifische“<sup>277</sup> Stile in Form von je spezifischen „Ressourcenkontinuitäten“<sup>278</sup>. Demnach fungieren die AkteurInnen bei Goffman wie bei Bourdieu als „»Mediatoren« sozialen Sinns“, wobei jener Sinn, bzw. jene Rahmen seitens der AkteurInnen situationsadäquat gestaltet werden.<sup>279</sup>

In der sinnaktualisierenden Praxis wird dabei ein erster Eindruck unweigerlich hinterlassen, der auf strukturelle, situationsexterne Faktoren verweist. Dieser wird in den „Informations-, Signifikations- und Identifikationsspielen“<sup>280</sup> zwar versucht zu manipulieren, das Ergebnis ist jedoch für die einzelne AkteurIn nicht kontrollierbar. Eine Eindrucksmanipulation, welche das

<sup>274</sup> Willems: Rahmen und Habitus, S. 33.

<sup>275</sup> Ebd., S. 53.

<sup>276</sup> Ebd., S. 47.

<sup>277</sup> Ebd., S. 213.

<sup>278</sup> Hahn, Alois: Soziologische Relevanzen des Stilbegriffs, in: Gumbrecht, Hans Ulrich; Pfeiffer, K. Ludwig; unter Mitarb. von Biermann, Armin (Hrsg.): Stil. Geschichten und Funktionen eines kulturwissenschaftlichen Diskurselements, 1. Aufl., Frankfurt a. M., 1986, S. 603-611, hier: S. 604. (im Folgenden: Stilbegriff).

<sup>279</sup> Zitat: Willems: Rahmen und Habitus, S. 213. Vgl. insgesamt: ebd., S. 191f., S. 212-219. Zum Stilbegriff bei Goffman und Bourdieu vgl. auch Willems, Herbert: Stile, Stilgeneratoren und Stilfunktionen, in: Habscheid, Stephan; Fix, Ulla (Hrsg.): Gruppenstile. Zur sprachlichen Inszenierung sozialer Zugehörigkeit, Frankfurt a. M. u.a., 2003, S. 15-32. (im Folgenden: Stile).

<sup>280</sup> Willems: Rahmen und Habitus, S. 53.



eigene Image wahr, ist aber normalerweise Bedingung der Interaktion<sup>281</sup>, zu der man gezwungen ist.<sup>282</sup> Daher sind für die je nach Status variierende sprachliche Vermittlung von Anerkennung die „Techniken der Imagepflege“ relevant. „Image ist demnach eine Funktion strategischer Selbststilierungen im Rahmen gegebener symbolischer Ordnung.“<sup>283</sup> Zur Wahrung des eigenen Images benötigt man jedoch eine gewisse „Wahrnehmungsfähigkeit“, den Willen diese zu nutzen sowie soziale Geschicklichkeit, um für die symbolisch vom Gegenüber übermittelte Beurteilung empfänglich zu sein.<sup>284</sup> Das wird in Kapitel B.IV.2. ausführlicher erläutert.

### B.III.1.2. Sprachliche Interaktion

Auch hinsichtlich sprachlicher Interaktion, die, wie Goffman stetig betont, nur einen Teilbereich der Interaktion ausmacht, betont er die soziale, auch *rahmenbezogene Dimension*. Mit „Sprechen, Sprache und Gespräch als einem zentralen Gegenstand der Soziologie“<sup>285</sup> befasste er sich in seiner späteren Schaffensphase, insbesondere in dem letzten Kapitel der Rahmen-Analyse (1977) sowie den Rede-Weisen (1976-83)<sup>286</sup>. Hier untersucht er Sprache als eine Art Index, denn er beschäftigt sich mit der Regelmäßigkeit von Redezugwechselln und dem über Teilnahmestatus und Produktionsformat bestimmten Standort der SprecherIn im sozialen Kontext, mittels derer er differenziert, wie jemand einer Situation beiwohnt: ob aktiv, akzeptiert, passiv, ausgeschlossen, geduldet, etc..<sup>287</sup> Derart will Goffman Konstellationen von Situationsbeteiligten vielfältiger fassen können und den zu groben, zu simplen Begriff des Hörers dekonstruieren, den auch Bourdieu in seiner Kritik am interaktionistischen Ansatz angegriffen hatte.<sup>288</sup> Darüber hinaus thematisiert er die impliziten Vorannahmen der Äußerungen, die von sozialen Regeln zeugen.

Goffman unterscheidet zwischen Handlungsfeldern, in denen die strukturierte Interaktion zwar stattfindet, die als solche Felder aber weder an das Subjekt gebunden noch auf dieses bezogen sind, und Elementen der Interaktion selber, die sehr wohl ausgehend vom Subjekt entwickelt werden. Gleichzeitig warnt er davor, die „Interaktionsgeschichte“ und den „breiten Satz kultureller Selbstverständlichkeiten“ auszublenden, die seitens der Subjekte in die Interaktion hineingetragen und zu Teilen als Gemeinsames unterstellt werden. Die Tatsache, dass es sich bei den Präsuppositionen hinsichtlich des Gegenübers lediglich um Annahmen handelt, scheint dabei niemand zu beunruhigen, sondern wird eher als eine schon völlig naturalisierte

<sup>281</sup> Goffman: Interaktionsrituale, S. 17.

<sup>282</sup> Vgl. Willems: Rahmen und Habitus, S. 53-55.

<sup>283</sup> Willems: Stile, S. 26.

<sup>284</sup> Vgl. Goffman: Interaktionsrituale, S. 19.

<sup>285</sup> Vgl. Knoblauch et al.: Goffmans Rede-Weisen, S. 11.

<sup>286</sup> Vgl. dazu: Goffman: Rede-Weisen, S. 271 Nachweise.

<sup>287</sup> Vgl. Goffman: Interaktionsrituale, S. 40-42. vgl. auch Fn. 24.

<sup>288</sup> Vgl. Goffman, Erving: Rede-Weisen. Formen der Kommunikation in sozialen Situationen, Konstanz, 2005, S. 42ff., 51, 54, 58, 61, 68; Bourdieu: Whs, S. 72.

notwendige Praxis vollzogen. Die „kognitive Bezugnahme“ auf die Andere ist ein weiteres Merkmal der Interaktion, über die die Beziehung zwischen den Anwesenden hergestellt und auch verändert wird.<sup>289</sup> Goffman kennzeichnet diese Beziehung aber als „*transsituativ*“, denn

„sie besteht aus dem Wissen, das zwei Menschen darüber haben, was sie jeweils über die Welt wissen, und aus dem Wissen darüber, ob der ja andere auch über dieses Wissen verfügt oder nicht.“<sup>290</sup>

Demnach können bei Goffman Handlungen und Äußerungen als spezifische Form dieses Wissens erst in Bezug zu ihrem jeweiligen Rahmen angemessen gelesen werden,<sup>291</sup> adäquat zu (re-)agieren bedeutet hier, keine Störungen im Interaktionsprozess hervorzurufen, indem laufend Anschlussmöglichkeiten für weitere Handlungen bereit gestellt werden. Darauf wird an anderer Stelle noch eingegangen.

### B.III.1.3. Differenzen Bourdieu- Goffman

Hier werden aber auch die Unterschiede zu Bourdieus Perspektive sichtbar: Trotz der Indexikalität und des Rahmenbezugs von (Sprech-) Handlungen, die Goffman berücksichtigt, betrachtet er Sprache, wie Knoblauch betont, weder als Abbild der oder als Entsprechung zur Sozialstruktur, noch bewertet er sie als Indikator für die soziale Stellung.<sup>292</sup> Im Zentrum der Goffmanschen Analysen steht die „*kognitive Bezugnahme*“ auf die anderen Teilnehmer als Personen, die das Situative, z. B. den Grad der (In-) Formalität, aktiv mitgestalten, auch wenn sie den Rahmen, indem sie handeln, - d.h. die transsituativen Zwänge, denen sie dabei unterliegen - nicht mitbestimmen.<sup>293</sup> Eine „kognitive Bezugnahme“ auf das Gegenüber erfolgt auch bei Bourdieu, jedoch in erster Linie auf im sozialen Raum positionierte und situierte AkteurInnen, die besonders hinsichtlich ihrer positionstypischen Merkmale untersucht werden. Eben diese Situiertheit stellt bei Goffman nur eine, wenn auch gewichtige, Kontextbedingung dar, die „einen Wirklichkeitsraum als Möglichkeitsraum“ bedingt.<sup>294</sup> Von diesen Rahmenbedingungen hängt jedoch, wie im Begriff der „*losen Kopplung*“ schon anklang, keinesfalls alles und auch weniger als bei Bourdieu ab. Das kommt ebenfalls darin zum Ausdruck, dass Goffman sich dagegen wehrt, die Abhängigkeit von transsituativen, somit außerhalb der unmittelbaren Interaktion liegenden Faktoren mit der generellen Abhängigkeit von sozialen Strukturen gleichzusetzen.<sup>295</sup>

### B.III.1.4. Goffmans Positionierung

Vor diesem Hintergrund kann Goffman jedoch weder, wie durchaus üblich, *Situationalismus*, noch *Psychologismus* oder *Interaktionismus* vorgeworfen werden. Diesbezüglich irrt auch

<sup>289</sup> Vgl. Goffman: IuG, S. 62f.; Knoblauch: Goffmans Reich der Interaktion, S. 32; Knoblauch et al.: Rede-Weisen, S. 25.

<sup>290</sup> Goffman: IuG, S. 63.

<sup>291</sup> Vgl. ebd., S. 58.

<sup>292</sup> Vgl. Knoblauch: Goffmans Reich der Interaktion, S. 32; Goffman: IuG, S. 75, 86.

<sup>293</sup> Vgl. Goffman: IuG, S. 85.

<sup>294</sup> Willems: Rahmen und Habitus, S. 35.

<sup>295</sup> Vgl. Goffman: IuG, S. 86,

Rehbein in der Annahme, Goffman wolle die „[...] Gesellschaft aus dem Bewusstsein entwickeln[...]“<sup>296</sup>.

Zum Einen grenzt Goffman selber sich immer wieder gegen diese Zuordnungen ab, bezeichnet diese Perspektiven als „reduktionistisch“ und „unangemessen“<sup>297</sup>, und plädiert für eine differenzierende Anreicherung von Makrountersuchungen mittels Mikroanalysen.<sup>298</sup> Auch verneint er explizit einen Vorrang der Ebene unmittelbarer Interaktion vor der Ebene struktureller Interaktion und bezeichnet erstere lediglich als direkter zugänglich und daher für empirische Untersuchungen besonders geeignet. Weiterhin konstatiert er mit Berufung auf Charles Tilly<sup>299</sup> die Interaktionsordnung als eigenständiges Forschungsfeld.<sup>300</sup> Angesichts seiner teilweise subjektzentriert anmutenden Darstellungen argumentiert er eher instrumentell, dass diese wie auch sein Schreibstil der LeserIn die Identifikation erleichtern und zusätzlich die Attraktivität insbesondere für fachfremde LeserInnen steigern solle.<sup>301</sup>

Zum anderen verleiten seine vielfältigen, wechselnden Perspektiven zu Missverständnissen in der Rezeption. Knoblauch unterscheidet vor allem zwei grobe Tendenzen: den „existenzialistischen und dramatologischen“ sowie den „ethnomethodologischen und systemtheoretischen Ansatz“.<sup>302</sup> Er weist jedoch darauf hin, dass diese unterschiedlichen Analysepositionen, in denen mit ebenso diversen Metaphern operiert wird, als „[...] heuristische Zugänge zu einem gleichbleibenden Thema[,] der Interaktionsordnung“ gesehen werden müssen.<sup>303</sup> Entsprechend betont er auch, dass Goffmans einzelne Schriften mit der Entwicklungsgeschichte seines Gesamtwerks in Beziehung gesetzt werden müssen. Hinsichtlich seiner *Begriffsbildung* muss analog dazu außerdem berücksichtigt werden, dass sie am empirischen Gegenstand erfolgte, dass sie dementsprechend instabil, da stetig abgewandelt ist, also „*konsekutiv*“ im Forschungsprozess entwickelt wurde.<sup>304</sup> Damit richtet er sich gegen den Versuch, Goffmans Gesamtwerk als ein einheitliches zu betrachten und entsprechend zu systematisieren. Einem solchen Anliegen widerspricht auch, dass Goffman selber nicht beansprucht, eine Theorie zu begründen, sondern die Akzeptanz der „Interaktionsordnung als einen Gegenstand in eigenem Recht [...]“<sup>305</sup> fordert. Daher ist auch die gängige Zuordnung zum symbolischen Interaktionismus unangemessen: Aufgrund des gemeinsamen Untersuchungsgegenstandes lässt sich lediglich von einer Nähe sprechen.<sup>306</sup> Das betont auch

<sup>296</sup> Rehbein: Soziologie Bourdieus, S. 101.

<sup>297</sup> Goffman: IuG, S. 75.

<sup>298</sup> Vgl. ebd., S. 76.

<sup>299</sup> Vgl. Tilly, Charles: From Mobilization to Revolution, New York, 1978.

<sup>300</sup> Vgl. Goffman: IuG, S. 77; Goffman: Rahmen-Analyse, S. 22f..

<sup>301</sup> Vgl. Goffman: IuG, S. 78; Knoblauch: Goffmans Reich der Interaktion, S. 12; zu Goffmans Positionierung siehe auch: Goffman: Interaktionsrituale, S. 8; Goffman: IuG, S. 61f., 81, 84f.; Goffman: Rahmen-Analyse, S. 19, 51, Fn. 25; Knoblauch: Goffmans Reich der Interaktion, S. 10-14.

<sup>302</sup> Vgl. Knoblauch: Goffmans Reich der Interaktion, S. 12.

<sup>303</sup> Ebd., S. 16.

<sup>304</sup> Vgl. Knoblauch: Kultur der Kommunikation, S. 159.

<sup>305</sup> Goffman: IuG, S. 55; Vgl. Knoblauch: Goffmans Reich der Interaktion, S. 15.

<sup>306</sup> Vgl. Knoblauch: Kultur der Kommunikation, S. 158; Knoblauch: Goffmans Reich der Interaktion, S. 10f..

Willems, der den maßgeblichen Zugangsschlüssel zu Goffmans Werk in seiner Konzeption des Rahmens sieht. Aufgrund dieses starken Fokus auf einen Bestandteil der Interaktionsordnung steht er für Knoblauch aber auch unter Verdacht, eine zu enge Systematisierung anzustreben.<sup>307</sup>

Hinsichtlich Goffmans soziologischer Positionierung argumentiert er jedoch in Einklang mit Knoblauch, dass die VertreterInnen des symbolischen Interaktionismus in ihren Studien vom Selbst ausgehen und die subjektive Innenseite - Auffassung, Motive und Intentionen – analysieren, also den Aspekt, dass soziale Realität konstruiert ist. Goffman hingegen suche in der Rahmen-Analyse in der Einheit der sozialen Situation nach den Strukturen, die „Bedeutungs-, Handlungs- und Erlebensfelder präkonfigurieren.“<sup>308</sup> Demnach müssen hier unterschiedliche Blickrichtungen differenziert werden: einerseits die des symbolischen Interaktionismus, die vom Subjekt ausgehend über die in Interaktion generierte Bedeutung zur konstruierten Realität gelangt; andererseits die Goffmansche, die Interaktion und das Verhalten der Akteure als Verweis auf einen Kontext betrachtet, die Art der Rahmung untersucht und in Form des Rahmens eine strukturelle Realität sozialen Daseins berücksichtigt.

Diese Arbeit knüpft an Goffman vor allem als Analytiker der Interaktionsordnung in sozialen Situationen und des Rahmens als strukturelle Bedingung und Begrenzung von Handlungsmöglichkeiten an. Entsprechend wird hauptsächlich auf die späteren Werke, Interaktionsrituale, Rahmen-Analyse, Rede-Weisen und die Interaktionsordnung rekurriert. Derart ergänzt seine Interaktionsanalyse in dieser Arbeit Bourdieus Struktur fokussierten Ansatz.

---

<sup>307</sup> Vgl. Knoblauch: Kultur der Kommunikation, S. 159, Fn. 2.

<sup>308</sup> Willems: Rahmen und Habitus, S. 44.

#### **B.IV. Identitäts- und Ordnungstiftung an Schnittstellen - Erving Goffman**

Rituale und Ritualisierungen stellen bei Goffman Berührungspunkte von interaktionsinternen und interaktionsexternen Faktoren dar. Da er diese Begriffe in Bezug auf unmittelbare Interaktion bestimmt, muss hier die je nach Situation mehr oder weniger genutzte Möglichkeit der Darstellung und Inszenierung bedacht werden;<sup>309</sup> in den darstellenden Aspekten des Handelns wird u.a auf ritualisierte, d.h. konventionalisierte und spezifisch konnotierte Verhaltensmuster zurückgegriffen, die die einzelne Interaktion überschreiten und dementsprechend auch von gesellschaftlichen Faktoren abhängen. Im Begriff des Rituals schließt er einerseits an Durkheim an, attestiert jedoch einen Funktionswandel weg von „traditionellen Großritualen“<sup>310</sup>, die der „symbolischen Repräsentation der Gesellschaft“<sup>311</sup> dienen, hin zu kleinen z. B. Höflichkeitsritualen in der Interaktion. In dem Begriff der Ritualisierung rekurriert Goffman auf die Verhaltensforschung. Darunter versteht er ein im Verlauf der Sozialisation angeeignetes konventionalisiertes, d. h. standardisiertes, kulturell bedingtes<sup>312</sup> Verhalten, das in mechanischer Weise praktiziert wird.<sup>313</sup> Solches formalisierte, auch stereotypisierte Handeln kann in unterschiedliche Kontexte übertragen werden, wodurch seine Wirkung als Zeichen nicht zwingend geschwächt, aber immer verändert wird.<sup>314</sup> Goffman selber verbindet beide Begrifflichkeiten<sup>315</sup>, wobei mit Ritual wohl mehr der Ereignis-, bei Ritualisierungen mehr der Prozesscharakter des Verhaltens und Handelns betont wird. Die von ihm vorrangig untersuchten kleineren Interaktionsrituale sind als konventionalisierte und mit symbolischer Bedeutung und Signalwirkung aufgeladene Verhaltensweisen bei Begrüßung, Abschied, Vermittlungssituationen, Schlichtungsversuchen etc. zu verstehen. Goffman sieht in Ritualen soziale Einflussgrößen als kulturell spezifische Standards verdichtet und verkörpert, doch sind sie aufgrund des diagnostizierten Funktionswandels seiner Meinung nach nicht mehr Stabilisator solcher Ordnung, sondern, indem sie Identifikationsangebote machen, eher Motivationsmittel für Engagement.<sup>316</sup> Derart wirken Rituale *ordnungstiftend*, fungieren in Gestalt der Ritualisierungen als Regulatoren des zwischenmenschlichen Umgangs<sup>317</sup> und erfüllen so eine „kommunikative Funktion“.<sup>318</sup>

In den „kleinen“ Interaktionsritualen sind nach Goffman die Individuen die Götter, denen man in Form von Respekt und Achtung in der sozialen Situation gerecht werden muss: Denn mittels

---

<sup>309</sup> Vgl. Goffman: IuG, S. 78.

<sup>310</sup> Knoblauch: Goffmans Reich der Interaktion, S. 14.

<sup>311</sup> Knoblauch: Kultur der Kommunikation, S. 161.

<sup>312</sup> Zu je nach Kultur spezifischen Ritualen und Ritualisierungen als Bestandteil der Interaktionsordnung und Generator des Images siehe: Goffman: Interaktionsrituale, S. 35, Fn. 22.

<sup>313</sup> Vgl. Goffman: IuG, S. 59.

<sup>314</sup> Vgl. Helga Kotthoff: Geschlecht als Interaktionsritual? Nachwort von Helga Kotthoff, in: Goffman: IuG, S. 159-194, hier: S. 172. (im Folgenden: Kotthoff: Geschlecht als Interaktionsritual?)

<sup>315</sup> Knoblauch: Kultur der Kommunikation, S. 161, Fn. 3.

<sup>316</sup> Vgl. Goffman: IuG, S. 79-82.

<sup>317</sup> Vgl. Knoblauch: Goffmans Reich der Interaktion, S. 22.

<sup>318</sup> Goffman: IuG, S. 59.

Ritualen werden, je nach dem, ein Verhältnis, eine Ordnung oder auch die persönliche Wahrnehmung der Situation sowie der Charakter dargestellt.<sup>319</sup> Entsprechend dienen solche Mikrorituale insbesondere dem Aufbau, Schutz und der Wahrung des Images der Anwesenden.<sup>320</sup> Demnach ist die rituelle Ordnung als symbolische und konventionalisierte auch eine *expressive Ordnung*, da auch die nach außen gekehrte, ausgedrückte Seite des Individuums, das „Image“, vermittels Ritualen erstellt wird.<sup>321</sup> Goffmans Ansatz oszilliert somit zwischen einer AktuerIn, die in Bezug auf die Ordnung ritualisiert und mechanisch handelt, jedoch hinsichtlich ihres Images, der dargestellten Identität, strategisch interagiert. Die von ihm analysierte Ordnung der Interaktion ist zugleich Ursprung und Resultat, also auch Ort von Ritualisierungen, die somit einerseits die Strukturierung der Interaktion ausmachen, hervorbringen und abändern, andererseits durch die verhärteten geordneten Mechanismen und Abläufe bedingt sind.<sup>322</sup>

„Die Orientierung eines Menschen am Image, besonders am eigenen, ist der Punkt, wo die rituelle Ordnung Einfluß auf ihn hat, außerdem ist gerade in die Gesprächsstruktur das Versprechen eingebaut, rituelle Sorge für sein Image zu tragen.“<sup>323</sup>

In diesem Sinn kann von einer expressiven, darstellenden sowie einer reflexiven, im Rückbezug bindenden und das Handeln bedingenden Wirkung von Ritualisierungen gesprochen werden.<sup>324</sup>

Besonders der *expressive Aspekt* zielt auf die Sichtbarkeit, somit auch auf die Wahrnehmung und Deutung des Dargestellten und fordert zu dessen Entzifferung auf.

„Diese indexikalischen Kommunikationsverfahren funktionieren als Frühwarnsysteme von Identitäten, als Wegweiser der Wahrnehmung.“<sup>325</sup>

Derart wird mittels ritualisierter Handlungen, die der Wahrnehmung eine Fährte legen, in der Situation eine „aktuelle soziale Identität“ konstituiert, die dem Image entspricht und analog zu diesem stetig zur Disposition steht, d. h. angegriffen, bestätigt, behauptet, verteidigt, vernichtet und ignoriert etc. werden kann. Sie bezeichnet jene Attribute, die in der Praxis unter Beweis gestellt wurden. Davon unterschieden ist die „virtuale soziale Identität“, die transsituativ ist, da sie konstant, unabhängig und außerhalb von speziellen Situationen beständig „in latenter Rückschau“ und Relation zu Anderen zugeschrieben wird.<sup>326</sup> Entsprechend dieser Unterscheidung ist auch das Selbst als Doppelrolle definiert. Einerseits die des Images, andererseits analog zur virtualen Identität die des strategischen Spielers.<sup>327</sup> Folglich stiften Rituale und Ritualisierungen vermittels des Images zumindest teilweise Identität, indem

<sup>319</sup> Vgl. Kotthoff: *Geschlecht als Interaktionsritual?*, S. 172.

<sup>320</sup> Vgl. Knoblauch: *Goffmans Reich der Interaktion*, S. 14; Knoblauch: *Kultur der Kommunikation*, S. 162.

<sup>321</sup> Vgl. Knoblauch: *Goffmans Reich der Interaktion*, S. 24.

<sup>322</sup> Vgl. ebd., S. 14f.; Goffman: *Interaktionsrituale*, S. 38.

<sup>323</sup> Goffman: *Interaktionsrituale*, S. 48.

<sup>324</sup> Vgl. Kotthoff: *Geschlecht als Interaktionsritual?*, S. 173.

<sup>325</sup> Ebd..

<sup>326</sup> Goffman, Erving: *Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität*, Frankfurt a. M., 1967, S. 10. (im Folgenden: Goffman: *Stigma*); Knoblauch: *Goffmans Reich der Interaktion*, S. 24.

<sup>327</sup> Vgl. Goffman: *Interaktionsrituale*, S. 38.

Goffman sie auf Handlungen bezieht, „durch deren symbolische Komponente der Handelnde zeigt, wie achtenswert er ist oder für wie achtenswert er andere hält.“<sup>328</sup>

#### B.IV.1. Image als 'rituelles Element sozialer Interaktion'<sup>329</sup>

Nach Goffman konvergieren die rituelle Ordnung der Interaktion und die rituellen Rollen des Selbst in der sprachlichen Interaktion. Für meine Fragestellung sind Rituale und Ritualisierungen vor allem als Teilgeneratoren des Images, der aktuellen sozialen Identität, die von einem bestimmten Stil gekennzeichnet ist, und als Bezugspunkt der Anerkennung in sprachlicher Kommunikation relevant.<sup>330</sup> Hinsichtlich der Anerkennung spielt nonverbale Kommunikation zwar eine sehr entscheidende Rolle, aufgrund der Datenlage kann diese jedoch hier nicht untersucht werden. Durch die Interviewsituation sind für die Beteiligten auch jeweils spezifische „Produktionsformate“ und „Teilnahmerahmen“ vorgegeben.

Das Image ist also Produkt ritualisierter Handlungen als Teil der rituell organisierten sozialen Begegnung und bezeichnet bei Goffman den Eindruck, den jemand in einer sozialen Situation vermittelt, somit den ihm zugeschriebenen „positiven sozialen Wert“, der ein „Selbstbild“ begründet. Geltender Maßstab ist soziale Anerkennung im Sinne von Achtung.<sup>331</sup> Gemäß dem Maßstab der Anerkennung, die in einem minimalen Grad die Voraussetzung für das Fortbestehen der Interaktion darstellt, ist nach Goffman auch die Ordnung auf das Ziel hin eingerichtet, die Interaktion aufrechtzuerhalten. Daher werden die Bedingungen zur Wahrung der Images der Beteiligten geschaffen.<sup>332</sup> Demnach stehen sprachliche Interaktion und das sozialisierte Individuum, das in Bezug auf sein Image gemäß der rituellen Ordnung handelt, in einer funktionalen Beziehung.<sup>333</sup>

##### B.IV.1.1. Rituelle Kompetenz

Auch für sprachliche Interaktion gilt, dass eine gewisse „rituelle Kompetenz“<sup>334</sup> bezüglich der als akzeptabel etablierten Interaktionsordnung notwendig ist, um sich in den rituell organisierten sozialen Begegnungen zurecht zu finden; d.h. weder das Image anderer noch das eigene zu gefährden und im Falle von Image-Angriffen auf diese angemessen schlichtend reagieren zu können. Da mit jeder Äußerung Risiken für Images verbunden sein können, kann nach Goffman von allen Beteiligten eine gewisse „rituelle Sorgfalt“ eingefordert werden. Sie besteht darin, das eigene Verhalten stetig daraufhin zu befragen, was die eigene Handlung oder ihr Unterlassen für das eigene Image oder jenes der Anderen bedeutet, und sich diesbezüglich

<sup>328</sup> Ebd., S. 25. In dem „identitäts- und ordnungsstiftenden“ Charakter von Ritualisierungen besteht eine weitere Parallelität zu Bourdieu, denn er kennzeichnet ebenfalls dessen Distinktionspraktiken. Vgl. Kotthoff: *Geschlecht als Interaktionsritual?*, S. 173, Fn. 17.

<sup>329</sup> Ebd., S. 10.

<sup>330</sup> Vgl. ebd., 38, 40f., 43f., 50.

<sup>331</sup> Vgl. ebd., S. 10, 53.

<sup>332</sup> Vgl. ebd., S. 17f..

<sup>333</sup> Vgl. ebd., S. 43, 45, Fn. 29.

<sup>334</sup> Knoblauch: *Kultur der Kommunikation*, S. 161.

mit Bedacht zu verhalten.<sup>335</sup>

„Dieser strukturelle Aspekt von Gespräch entspringt der Tatsache, daß man mit jeder noch so trivialen oder allgemeinen Behauptung oder Mitteilung, die man freiwillig anbietet, sich und denen, die man anspricht, verpflichtet ist und in gewissem Sinn bringt man jeden Anwesenden in Gefahr. Sobald jemand zu sprechen beginnt, macht er es dem gemeinten Empfänger möglich, ihn zu beleidigen, indem dieser ihm nicht zuhört oder ihn für naseweis, verrückt oder beleidigend hält mit dem, was er gesagt hat.“<sup>336</sup>

Um das situationsadäquat abzuschätzen, bedarf es einer Kenntnis der Gesellschaft und ihrer gängigen Interaktionsrituale sowie der Feinfühligkeit für die ort- und zeitgebunden passende Anwendung, das „*savoir-faire*“.<sup>337</sup> Diese Kenntnis setzt wiederum ein gewisses Wahrnehmungsvermögen voraus, das im Sozialisationsprozess herausgebildet wird, indem man erlernt, wie welche Handlungen meist aufgenommen, interpretiert werden und wie man selber es beeinflussen kann oder auch nicht;<sup>338</sup> es ist, entsprechend vielfältiger, differenter Sozialisierungen, oft unterschiedlich stark und mit verschiedenen Schwerpunkten ausgebildet. Besonders, wenn das Wahrnehmungsvermögen der Situationsbeteiligten sehr unterschiedlich ausgeprägt ist und die Anwesenden sehr verschieden sensibel für die Spannungen der sozialen Situation sind, kann es leicht zu Störungen, Verlegenheit, langen Pausen, Unsicherheit und Imagezweifeln aufgrund eines „*faux pas*“ kommen.<sup>339</sup> In der spezifischen Situation zu einem bestimmten Image gelangt, bedingt und begrenzt dieser zugeschriebene soziale Wert auch den von den anderen Anwesenden akzeptierten Geltungsanspruch.<sup>340</sup> Goffman spricht diesbezüglich von „*Gebietsansprüchen*“<sup>341</sup>, die hier bezeichnen, welches Image mit Aussicht auf Erfolg erhoben werden kann, welches vermessen und welches bescheiden oder gar irritierend zurückhaltend, verheimlichend, vorenthaltend wäre;<sup>342</sup> konkret sind sie im Sinne von Redeanteilen und Gesprächsrollen zu verstehen, seien sie leitend, folgend, anmerkend, zuhörend, urteilend, fragend etc.. Um den Fortbestand der Interaktion zu sichern, ist jedoch ein gewisses Gleichgewicht erforderlich, dass mittels der „Techniken der Imagepflege“, der Arbeit am Image<sup>343</sup>, in der sozialen Begegnung rituell hergestellt und gewahrt werden muss. Das darf nicht in normativer Weise missverstanden werden, denn worin die rituelle Ordnung inhaltlich besteht, ist nicht nur kulturell, sondern auch historisch innerhalb einer Gesellschaft schneller und leichter wandelbar als die Sozialstruktur, wie Goffman am Beispiel von Moden erklärt.<sup>344</sup> Strukturiert bleibt die Interaktion dennoch. Er betont außerdem, dass die (Selbst-)

<sup>335</sup> Vgl. Goffman: Interaktionsrituale, S. 43.

<sup>336</sup> Ebd., S. 44f..

<sup>337</sup> Ebd., S. 47.

<sup>338</sup> Vgl. ebd., S. 19, 52.

<sup>339</sup> Vgl. ebd., S. 34, 47.

<sup>340</sup> Hier drängen sich die Parallelen zu Bourdieu auf, der von einer habitusbedingt unterschiedlichen Sensibilität für das Spannungsniveau des Marktes spricht, die ausschlaggebend dafür ist, in welcher Weise die zu erwartenden Rezeptionsverhältnisse in die Produktion der Äußerung miteinbezogen werden.

<sup>341</sup> Goffman: IuG, S. 60.

<sup>342</sup> Vgl. Goffman: Interaktionsrituale, S. 43.

<sup>343</sup> Vgl. ebd., S. 10.

<sup>344</sup> Vgl. Goffman: IuG, S. 88.



Regulation<sup>345</sup>, die erfolgt, indem meistens der rituellen Ordnung (un-)bewusst gefolgt wird, nicht in erster Linie moralisch oder solidarisch motiviert ist; stattdessen erwächst sie aus dem Bemühen, den eigenen Gesichtsverlust zu vermeiden, besser noch, einen guten Eindruck zu vermitteln und sich in einem guten Licht darzustellen. Der demnach selbstschützende bis egoistisch profitorientierte Antrieb führt zu eben jener Eindrucksmanipulation, dem „*impression management*“, das der Übereinstimmung des Selbst, wie die anderen es wahrnehmen und des Selbst, wie man wahrgenommen werden möchte, dient.<sup>346</sup> Gelingt dies, wirkt eine Person taktvoll, wobei die gängige Konnotation von Takt die reflexive Dimension, die eigennützig motiviert ist, verschleiert und aus einer Außenperspektive nur die expressive Dimension der Ordnung im Blick hat, unabhängig davon, ob diese Darstellung unbewusst vollzogen wurde oder bewusst kalkuliert war. Solcher Takt kann als Tribut an das rituelle Gleichgewicht in reinen „Lippendiensten“ bestehen, die Zustimmung trotz bestehender Ungleichheit schaffen, und den „Schein der Übereinstimmung“ aufrechterhalten. Dabei werden anerkennende Antworten aus dem formalen, strukturellen Grund gegeben, die von jeder Veräußerung ausgehende Gefahr für die Images der Anwesenden zu lindern und somit den weiteren möglichst ungestörten Verlauf des Gesprächs mit unverletzten Teilnehmern zu gewährleisten.<sup>347</sup> Hier drängt sich der von Goffman als Element strategischer Interaktion thematisierte Begriff der Täuschung auf, der jedoch nicht zwingend mit einer negativen Absicht, die dem Getäuschten und dessen Image schaden will, verbunden sein muss. Er betont nämlich seine Auffassung:

„[...] das, was ein Mensch schützt und verteidigt und worin er seine Gefühle investiert, [das Image] ist eine Idee von sich selbst; Ideen sind aber nicht verletzbar durch Tatsachen und Dinge, sondern nur durch Kommunikationen.“<sup>348</sup>

Kommunikationen bergen schließlich immer das Risiko von Missverständnissen. Diese „Idee von sich selbst“ schließt ein, was andere darüber denken sollen, wie man ihnen gegenüber stehe und sich zu ihnen verhalte. Das erfordert jedoch eine bedachte Darstellungs- und sprachliche Ausdrucksweise, die mit restloser Ehrlichkeit nicht immer konform gehen muss. Takt, Rücksichtnahme und die Wahrung des Stolzes können manchmal nur mittels Täuschungen möglich sein, die Situation jedoch erheblich angenehmer machen, selbst wenn die Täuschung den Anwesenden bewusst ist. Das funktioniert, insofern die rituelle Ordnung mittels der kleinen, zwar ritualisierten, durch ihre Form trotzdem häufig Respekt anzeigenden Höflichkeiten bestehen bleibt.<sup>349</sup> In Anbetracht dieser interaktiven Variationen ist das *rituelle Gleichgewicht* also keinesfalls mit einer Ebenbürtigkeit der Situationsbeteiligten in der expressiven Dimension der Ordnung gleichzusetzen. Auch Missachtung kann „selbst ein

<sup>345</sup> Hier ist die Ähnlichkeit zu Bourdieus „Selbstzensur“ auffällig.

<sup>346</sup> Knoblauch: Kultur der Kommunikation, S. 160f.; Goffman: Interaktionsrituale, S. 46.

<sup>347</sup> Vgl. Goffman: Interaktionsrituale, S. 34, 36, 42, 45.

<sup>348</sup> Ebd., S. 51.

<sup>349</sup> Vgl. Willems: Rahmen und Habitus, S. 69-73.

akzeptierter Teil der Beziehung“ sein, worin wiederum zum Ausdruck kommt, dass der „Gebietsanspruch“ dem „relativen sozialen Wert“ entsprechen muss.<sup>350</sup>

### Exkurs 3: Achtung und Statusdifferenzen

Im Begriff des Images und im Streben, dieses zu wahren, ist bei Goffman eine Konzeption der Achtung enthalten, die zusammen mit anderen Bestandteilen konstitutiv für die Ordnung der Interaktion ist. Er entwickelt sie unter dem Begriff der *Ehrerbietung*, die er als

„Handlungskomponente bezeichnet [...], durch die symbolisch die Wertschätzung des Empfängers dem Empfänger [sic!] regelmäßig übermittelt wird oder die Wertschätzung dessen, wofür dieser Empfänger [sic!] als Symbol oder Repräsentant gilt.“<sup>351</sup>

Er begrenzt seine Analyse jedoch auf die Fälle, in denen die Ehrerbietung Menschen gilt und charakterisiert die Wertschätzung dahingehend, dass sie „ein Gefühl von Achtung“ impliziert, die oft auf einer, schwer bestimmbaren, eher intuitiven Bewertung beruht. Des Weiteren bestimmt er sie entsprechend dem Image, dem sie dient, als rituelle Handlungen, die nur dann ihre Funktion erbringen, wenn sie intersubjektiv, also einer Person von einer anderen zugeschrieben werden. Die Wertschätzung kann zwar einseitig sein, jedoch nicht sich selber entgegengebracht werden. Daher sieht er in dem Streben nach Ehrerbietung ein *Mittel der gesellschaftlichen Kohäsion*.<sup>352</sup>

Goffmans Konzeption der Achtung wird nur in Bezug auf Statusdifferenzen ausgeführt, ansonsten speist sich der Anerkennungsbegriff in der vorliegenden Arbeit weiterhin in erster Linie aus Stephan Voswinkels, in Teilen auch aus Axel Honneths Konzeption.

Wie schon beim Image erwähnt, beschreibt Goffman auch in Bezug auf Achtung die Möglichkeit, diese vorzutäuschen und sich, indem man sie rein formell, oberflächlich gewährt, eine „innere Autonomie“ vorzubehalten. Weitergehend ist sogar möglich, durch eine überzeichnete und übertrieben genaue, in Bezug auf die Konventionen legalistische Handhabung implizit Missachtung zum Ausdruck zu bringen. „[D]urch sorgfältiges Ändern der Betonung der Aussprache, des Sprachrhythmus usw. [...]“<sup>353</sup> kann die soziale Regel verhöhnt werden, so dass der Spottenden schwer direkte Vorwürfe gemacht werden können, da die Missachtung „eingeschmuggelt“<sup>354</sup> wurde. Auch geht er auf die „Unterwürfigkeit und Suche nach Gunst“<sup>355</sup> der von Autoritäten Abhängenden gegenüber diesen ein und beschreibt damit Achtung in ungleichen Verhältnissen und Konstellationen.

Darüber hinaus betont Goffman die Komplexität der Beziehungen, die wiederum die Vielfalt der Formen von Ehrerbietung bedingt. Das illustriert er an der Herr-Diener-Beziehung, wie sie nach den Anforderungen der Etiquette im 19. Jh. gestaltet war.

<sup>350</sup> Vgl. Goffman: Interaktionsrituale, S. 43.

<sup>351</sup> Ebd., S. 64.

<sup>352</sup> Vgl. ebd., S. 64-66.

<sup>353</sup> Ebd., S. 66.

<sup>354</sup> Ebd..

<sup>355</sup> Ebd..

„Perfektes Benehmen in dieser Hinsicht besteht darin, durch die Sprache zum Ausdruck zu bringen, daß die Verrichtung eine Gefälligkeit ist, und durch den Ton, daß sie eine Selbstverständlichkeit ist.“<sup>356</sup>

Hier kommt die subtile Machtausübung, Manifestation und Bestätigung der Machtverhältnisse mittels eines distinguierenden spezifischen Stils zum Ausdruck, dessen Analyse sich Bourdieu widmete. Goffman dient dieser unterscheidende Stil jedoch als Ausgangspunkt der Analyse von je nach Status variierender *sozialer Distanz*.<sup>357</sup> Dabei kommt er zu dem Ergebnis, dass

„Hier [...] einer der wichtigen Unterschiede der sozialen Klassen in unserer Gesellschaft [liegt]: es differieren nicht nur die Symbole zur Anerkennung der Privatsphäre der anderen, sondern auch der Grad der Abwehr gegen Kontakte ist, je höher die Klasse, desto umfassender und vollendeter.“<sup>358</sup>

Somit thematisiert er zwar soziale Ungleichheit in Form von Statusdiskrepanzen, doch bleibt sie in Bezug auf Ehrerbietung eine spezifische Variante, die eine spezifische Form der Achtung Großteils determiniert, aber selber nicht als eigenständiges Phänomen im Zentrum seiner Analyse steht. Bei Bourdieu hingegen ist sie omnipräsent; wie bereits erwähnt, stimme ich einer fast allgegenwärtigen Relevanz sozialer Ungleichheiten in Form von unterschiedenen gesellschaftlichen Positionen, Statusdiskrepanzen und der dadurch bedingten Machtverhältnisse insofern zu, als sie fast alle sozialen Beziehungen durchziehen, und positioniere mich somit näher an Bourdieu als an Goffman.

## **B.IV.2. Techniken der Imagepflege**

Trotz dieser Ordnung, die teils bewusst teils unbewusst meist regelhaft befolgt wird, funktioniert Interaktion keinesfalls reibungslos. Goffman untersucht detailliert, wie die einzelne AkteurIn in der sozialen Situation mit der stetigen potentiellen Gefährdung ihres Images umgeht.<sup>359</sup> Goffman unterscheidet hauptsächlich zwei Techniken. Zum einen beschreibt er „Vermeidungsprozesse“, die „defensive“ und „protektive Manöver“ umfassen. Zum anderen befasst er sich mit „korrektiven Prozessen“, genauer mit der analytischen Kategorie der „Ausgleichshandlungen“, die in einem dem chronologischen Handlungsablauf folgenden Vierstufen-Modell das gestörte rituelle Gleichgewicht wieder herstellen. Anschließend geht er auf spezifische Anwendungsweisen dieser Techniken ein.

### B.IV.2.1. Vermeidungsprozesse

Als „*defensive Manöver*“ fasst er Versuche, Begegnungen oder bestimmte Themen zu vermeiden, indem man z. B schnell zu anderen Inhalten übergeht. Dazu rechnet er auch eine misstrauische Zurückhaltung, mittels der zunächst ausgelotet wird, welches Verhalten und welche Strategie der Selbstauskunft und Darstellung beim Gegenüber ankommt, also auf

<sup>356</sup> Anonym: The Laws of Etiquette, in: Carey; Lee; Blanchard (Hrsg.), Philadelphia, 1836, S. 188. Zitiert nach Goffman: Interaktionsrituale, S. 70.

<sup>357</sup> Vgl. ebd., S. 70f..

<sup>358</sup> Ebd., S. 71.

<sup>359</sup> Ich habe hier den Begriff der Strategie bewusst vermieden, da auch die im Folgenden beschriebenen Prozesse nicht alle bewusst, geschweige denn geplant vollzogen werden müssen, sondern häufig intuitive Redezüge sind, die dem persönlichen Feingefühl für die soziale Situation und die rituelle Ordnung entspringen.

Zustimmung stößt, bzw. ratifiziert wird.<sup>360</sup> Diesen stellt er die „*protektiven Manöver*“ gegenüber, welche der Ehrwürdigkeit und dem Stolz der Anderen und ihrer selbst, nicht nur zwischen zwei Individuen, sondern in der „Öffentlichkeit“ der sozialen Situation, durch bedachtes respektvolles Verhalten Tribut zollen. Hier sind Störungen vorbeugende von Schaden begrenzenden Maßnahmen zu unterscheiden. Imageverletzungen vermeidend wirken erstens Diskretion, die in akzeptierter Weise ermöglicht, sich widersprechende Ansprüche zu übersehen, absichtlich nicht anzusprechen, sondern unverfängliche Themen zu wählen, und zweitens präventive Erklärungen darüber, wie die folgende Äußerung aufzufassen sei.

Hingegen dienen „taktvolle Blindheit“ und „schützendes Abwenden“, wenn ein Image kurzzeitig nicht gewahrt wurde, dazu, die in Folge der Störung meist entstehende Verlegenheit zu mindern, um möglichst schnell zu einer „normalen“ rituell geordneten Gesprächssituation zurückzukehren. Bei den letzten beiden Formen sind die Personen, die die Störungen oder Imageangriffe verursacht haben, jedoch auf die „kooperative Nachsicht“ der anderen Anwesenden angewiesen.<sup>361</sup> Ob diese Nachsicht geübt wird, hängt meist davon ab, ob die Anwesenden die Imagebedrohung als grobe Fahrlässigkeit einschätzen, oder ob der Verursacher aufgrund von mangelndem Feingefühl, jedoch ohne Böswilligkeit gehandelt hat. Auch spielt eine Rolle, ob die Reaktion der Angegriffenen als angemessen und souverän oder sensibel bis überempfindlich angesehen wird, weil das deren Schutzbedürftigkeit anzeigt. Natürlich kommen hier auch persönliche Komplexe oder Neurosen zum tragen, die, wenn die Beteiligten sich nicht kennen, kaum vorbeugend in Rechnung gestellt werden können, aber ein Unvermögen, die rituelle Ordnung in bestimmten Momenten zu befolgen und zu bewahren, bedingen können.

#### B.IV.2.2. Korrektive Prozesse

Für Goffman wird üblicherweise ein korrektiver Prozess eingeleitet, wenn eine Handlung allgemein als Bedrohung eines Images wahrgenommen wird, um das *rituelle Ungleichgewicht* zu beheben, das durch die Missachtung einer Person entstanden ist. Es handelt sich um ein rituelles Gleichgewicht, da hier die gegenseitigen Einschätzungen, wie achtens- und anerkennungswürdig die Anwesenden sind, symbolisch zum Ausdruck kommen und das Ausmaß der Korrektur dem Grad der vorangegangenen Bedrohung genau entspricht.<sup>362</sup> Goffman dient die *Ausgleichshandlung* in erster Linie als Analyseinstrument und er unterteilt sie in vier Handlungsschritte: Erstens die Herausforderung, in der die TeilnehmerInnen das Fehlverhalten monieren, zweitens das Angebot der Wiedergutmachung an die MissetäterIn, drittens die Annahme und Akzeptanz der Korrektur als angemessener, die gleichzeitig das Signal ist, dass die Korrektur nun abgeschlossen werden kann und viertens die Dankbarkeit

<sup>360</sup> Vgl. Goffman: Interaktionsrituale, S. 21f..

<sup>361</sup> Vgl. ebd., S. 22-24.

<sup>362</sup> Vgl. ebd., S. 25.

seitens der OrdnungsbrecherIn dafür, dass sie die Chance erhalten hat, ihren Fehler zu korrigieren.

Bezüglich des Angebots unterscheidet Goffman verschiedene Varianten. Eine Möglichkeit besteht in der Relativierung und Umdeutung des Geschehenen als bedeutungslos, unbeabsichtigt, scherzhaft Gemeintes, oder aber als entschuldbaren Ordnungsbruch, da er aufgrund spezifischer Umstände nachvollziehbar ist. Eine andere Form ist das Eingeständnis des Fehlverhaltens als persönlicher Makel, wodurch die Störung zwar nicht behoben wird, jedoch als Hypothek eines spezifischen Selbst ohne Imageverlust in den weiteren Interaktionsverlauf integriert werden kann. Die dritte von Goffman herausgestellte Variante ist die „Entschädigung“, die der verletzten Person seitens der TäterIn angeboten werden kann, soweit ihr eigenes Image unbehelligt geblieben ist. Sie besteht in der freiwilligen Selbstzüchtigung, die von Einsicht zeugt, ohne dass diese wirklich bewiesen werden könnte und dient dazu, das Vertrauen der Situationsbeteiligten wieder zu erlangen; denn in einer solchen selbstreflexiven Haltung werden indirekt die Ordnung und die sie erhaltenden Sanktionen anerkannt. Das wirkt der Befürchtung entgegen, der Ordnungsbruch könne auf einer generellen Missachtung jener Struktur beruhen und somit öfter drohen.

Auch in Bezug auf das gesamte Muster von Ausgleichshandlungen betont Goffman, dass es sich lediglich um ein „Modell“ handelt und entsprechende *Spielräume* vorhanden sind. Zum Beispiel kann der MissetäterIn gutwillig unterstellt werden, sie fordere sich gewiss gleich selbst heraus und leite dann die Ausgleichshandlung ein, so dass seitens der Anderen zunächst auf die Herausforderung verzichtet wird. Außerdem mindert frühzeitige Einsicht die Tragweite des Vergehens und analog dazu die hervorgerufenen Irritationen und Befürchtungen.<sup>363</sup> Hier ist ersichtlich, dass es nicht vorrangig darauf ankommt, wer die Initiative für eine Ausgleichshandlung ergreift, sondern nur, dass die Korrektur stattfindet. Diese erfolgt z. B., indem die Ausgleichshandlung, obwohl sie bereits angenommen wurde, fortgesetzt wird, um die Akzeptanz als eine ehrliche abzusichern und ausschließen zu können, dass sie aus bloßer Form, als oberflächlicher Takt, inhaltlich aber widerwillig ratifiziert wurde. Probleme entstehen jedoch, wenn die VerursacherIn den geforderten und angebotenen korrektiven Prozess ablehnt und sich weigert, ihre Bedrohung zurückzunehmen oder auszugleichen, und ihre Wirkung damit fortsetzt. Dann verlieren jene, die eine Ausgleichshandlung eingefordert haben, ihr Image, da sie ihre Ansprüche nicht geltend machen können, so dass nur noch Vergeltung oder Rückzug bleibt. Als offizielle Sanktion im Notfall kann dabei der Verantwortlichen zumindest der „Status als Interaktionspartner“ aberkannt werden, solange die verletzend empfundene Empfindung ausreichend von anderen geteilt wird.

Die beschriebenen korrektiven Prozesse zeigen auch, dass generell in Ausgleichshandlungen „[...] Emotionen als Handlungsschritte fungieren[...]“, da die Beurteilung, wann eine

---

<sup>363</sup> Vgl. ebd., S. 25-28.

Bedrohung eine Korrektur erfordert und wann eben jenes Vermeidungsverhalten angebracht ist, von der u.a emotionsgeleiteten Wahrnehmung und Empfindung abhängt.<sup>364</sup>

#### B.IV.2.3. Image und die Frage der Angemessenheit

Viel entscheidender für diese Untersuchung ist die Frage, was ausschlaggebend dafür ist, ob die angewendeten Techniken der Imagepflege als angemessen empfunden werden. An dieser Stelle kann nur aus dem von Goffman dargestellten Spektrum geschöpft werden, dessen Funktionalität für die vorliegenden Daten und dessen Aktualität sich im empirischen Teil an der Praxis erweisen muss. Diesbezüglich spielt *Gelassenheit* eine gewichtige Rolle, wobei es stets von der Situation und der Art des Vergehens an der rituellen Ordnung abhängt, wann sie in welchem Maß erforderlich ist. Einerseits können die Beteiligten freiwillig bereit zur taktvollen Blindheit sein und sich seitens der ÜbeltäterIn, die, indem sie sich grämt und schämt, den Interaktionsverlauf weiter anormalisiert, mehr Gelassenheit wünschen. Andererseits kann der Eindruck unangemessener Gelassenheit entstehen, wenn eine Person das rituelle Ungleichgewicht nicht so erfasst wie ihre Umgebung. In diesem Fall gibt es zwei Möglichkeiten: diejenige kann entweder gelassen sein, da sie ihr Verhalten nicht für bedrohlich, sondern eher ihr Gegenüber für überempfindlich erachtet, oder gelassen sein und vor allem so wirken, weil sie für die Wahrnehmung der anderen relativ weniger sensibel ist. In beiden letzteren Fällen erhoffen sich die anderen Beteiligten eine intensivere Thematisierung des Vorfalls. Ein Gegenteil von Gelassenheit besteht wohl in der Unsicherheit darüber, welche Technik überhaupt angewendet werden soll, denn solches Zögern bringt alle Anwesenden in Verlegenheit, da ihr nächster Handlungs- oder Redezug von der Wahl der Technik der MissetäterIn oder der Angegriffenen abhängt. Nach Goffman wird Gelassenheit gemeinhin der Oberschicht nachgesagt, da ihre Mitglieder weniger sozio-ökonomischen Zwängen unterliegen und auch in geringerem Maß von der Gunst irgendwelcher Gönner abhängen, daher souveräner sind und weniger gefallen müssen. Außerdem könnten sie im Zweifel die Anerkennung und den Respekt vor ihrer Person eher erzwingen, so dass sie leichter über kleine wahrscheinlich unbeabsichtigte Bedrohungen hinweg sehen können. Auch in diesem Punkt stimmt er mit Bourdieu überein.<sup>365</sup>

Hinsichtlich der angemessenen, die Interaktion in ihrer Ordnung aufrechterhaltenden Maßnahmen beschreibt Goffman noch einen *Takt zweiter Ordnung*, der in einer taktvollen Handhabung jener den Takt erst inhaltlich bestimmenden Techniken der Imagepflege besteht. Das bedeutet, seine Techniken so zu wählen, dass und damit insgesamt gute Bedingungen zur allseitigen Imagewahrung herrschen, die auch die eigene Imagepflege erleichtern. Darunter fällt die Vorwarnung und vorsorgliche Entschuldigung für persönliche Mängel, Merkmale oder Stigmata, um es den Anderen zu ermöglichen, diese von vornherein in ihre Strategien mit

<sup>364</sup> Vgl. ebd., S. 28-30.

<sup>365</sup> Vgl. ebd., S. 32f.; Goffman: IuG, S. 101f..

einzu beziehen, so dass unangenehme Situationen und „faux-pas“ vermieden werden können. Der große Vorteil solcher oft über Anspielungen, Andeutungen oder auch nonverbale Mittel gesendeten Signale besteht darin, dass die Warnung selbst nicht zum Zwischenfall wird; denn aufgrund der impliziten Form ist für alle Beteiligten klar, dass die SenderIn weiter so handeln kann, als wäre diese Information nur in ihre Äußerung hinein interpretiert worden. Die EmpfängerInnen hingegen können, so weit sie die Anspielung verstanden haben, im eigenen Interesse die Information bei der Ausrichtung ihrer Handlungen in Rechnung stellen. Diesbezüglich betont Goffman den *kooperativen Aspekt* der Imagepflege, der auch in der begrifflich paradox anmutenden 'bescheidenen Selbstdarstellung' zum Ausdruck kommt. Dabei wird das eigene Selbst z. B. in Konfrontation mit der Zuschreibung positiver Eigenschaften von außen nur kritisiert, um erstens den Eindruck übertriebenen Selbstbewusstseins zu vermeiden, zweitens im Zuge dessen zu garantieren, dass man sich selber nicht über die rituelle Ordnung erheben und diese missachten wird.<sup>366</sup> In der Funktion und Wirkung ist die Manifestation der Fähigkeit zu bescheidenem Verhalten demnach keinesfalls paradox; wird sie jedoch zu exzessiv betrieben, gerät sie in den Verdacht, auf die positiven Entgegnungen, die die eigene „Selbstverleugnung“ kompensieren, hin zu spekulieren. Das gilt dann als „fishing for compliments“ und ist aufgrund seines berechnenden Charakters eher verrufen.

Im Kontext der Kooperation bei der Wahl angemessener Techniken der Imagepflege erwähnt Goffman die „Noblesse oblige“, die bei ihm eine Verpflichtung zur Höflichkeit von Personen mit hohem sozialen Status gegenüber Statusniedrigeren bezeichnet. An dieser Stelle kann die „Noblesse“ zwar eher als Beispiel für den Takt zweiter Ordnung gesehen werden, da sie den weniger Privilegierten in manchen Fällen die Wahrung des eigenen Images erleichtern kann. Doch werden damit trotzdem, wenn auch beiläufig, spezifische Probleme der Imagepflege in Situationen, in denen soziale Ungleichheit in Form von Macht- und Statusdiskrepanzen zu Tage tritt, angedeutet.<sup>367</sup> Diese werden später in B.IV.3.2. behandelt.

Abschließend ist festzuhalten, dass Goffman „[t]rotz dieser der Organisation des Gesprächs inhärenten »Pathologien« [...] die funktionale Entsprechung zwischen dem sozialisierten Individuum und sprachlicher Interaktion [als] eine lebensfähige und praktikable [...]“<sup>368</sup> bewertet.

### **B.IV.3. Hinsichtlich der empirischen Quellen anwendungsbezogene Aspekte**

Da es sich in den später verwendeten empirischen Quellen Großteils um Interviews mit Personen mit Migrationshintergrund handelt, wird in B.IV.3.1 kurz auf einige Aspekte eingegangen, die Goffman in seiner Untersuchung „Stigma“ herausstellt. Das bedeutet nicht, dass das Vorliegen eines Migrationshintergrundes gleichbedeutend mit einer Stigmatisierung

<sup>366</sup> Vgl. Goffman: Interaktionsrituale, S. 35-37.

<sup>367</sup> Vgl. ebd., S. 35.

<sup>368</sup> Ebd., S. 48.

sein muss. Es geht lediglich darum, im Falle etwaiger partieller Analogien zwischen Goffmans Analysen und den in den vorliegenden Interviews sprachlich dargestellten Verhaltensweisen das potentielle Spektrum und die Reichweite meines Analysewerkzeugs durch zusätzliche Differenzierungen mit den folgenden Ausführungen zu erweitern. Außerdem wurden die in dieser Arbeit verwendeten Daten seitens des BIBB mit besonderem Interesse am Arbeitsalltag und in Dienstleistungsberufen erhoben.<sup>369</sup> Goffman analysiert „Dienstleistungstransaktionen“<sup>370</sup> als Beispiel für die Einflussnahme von Statuskategorien, insbesondere von „Alter, Geschlecht, Klasse und ethnische[r] Zugehörigkeit“, auf die Interaktionsordnung der sozialen Situation. Das kommt der Konzeption der vorliegenden Arbeit in Bezug auf die Forschungsfrage wie auf die empirischen Quellen sehr entgegen und wird in B.IV.3.2. ausgeführt.

#### B.IV.3.1. Stigmatisiert - normal: konstruierte Perspektiven als Interaktionsrollen

Goffman untersucht das Stigma als Form beschädigter Identität, die stetig, auch gegen widrige Bedingungen, nach Bewältigung verlangt. Die Beschädigung leitet er aus der *'Diskrepanz von virtueller und aktueller sozialer Identität'* her<sup>371</sup>, die in ihrer Konstitution bereits erläutert wurden.<sup>372</sup> Goffman unterscheidet drei Arten von Stigmata: „physische Deformationen“, „individuelle Charakterfehler“ - darunter fasst er auch Geisteskrankheit, sämtliche Süchte, Straffälligkeit etc. - und die hier relevanten „phylogenetischen Stigmata von Rasse, Nation und Religion.“<sup>373</sup> Außerdem differenziert er anhand des Zeitpunkts der Stigmatisierung und des „moralischen Werdegangs“<sup>374</sup> im Verlauf der Sozialisation zwischen vier Mustern von Stigmata. Hier ist nur das vierte Muster relevant: Es bezeichnet eine Stigmatisierung aufgrund der Tatsache, dass man in einer anderen 'Gesellschaft sozialisiert wurde', als man jetzt lebt, und daher „eine zweite Seinsweise erlernen[...]“ muss.<sup>375</sup> Dabei müssen mögliche Subunterteilungen z. B. hinsichtlich des Zeitpunkts des Gesellschaftswechsels, des familiären und weiteren Umfeldes sowie der „Prä- und Post-Stigma-Bekanntschaften“<sup>376</sup> bedacht werden. Derart betont Goffman, dass Stigmatisierte keinesfalls eine homogene Gruppe bilden und vor allem durch ihre Abweichung vom sogenannten Normalen, die aus der Außenperspektive, mit der sie dauerhaft konfrontiert sind, hervorgeht, zum Zusammenschluss getrieben werden. Daher ist die Kategorie Stigmatisierte nicht mit üblichen sozialen Gruppen gleichzusetzen, denn

„[e]ine Kategorie kann [...] so funktionieren, daß sie ihre Mitglieder disponiert zur Bildung von Gruppen und Verbindungen, aber ihre Gesamtmitgliedschaft konstituiert dadurch keine Gruppe [...]“<sup>377</sup>

<sup>369</sup> Vgl. Kapitel C.I..

<sup>370</sup> Vgl. Goffman: IuG, S. 93f..

<sup>371</sup> Goffman: Stigma, S. 30, 10ff..

<sup>372</sup> Vgl. Kap. B.IV..

<sup>373</sup> Ebd., S. 12f..

<sup>374</sup> Ebd., S. 45.

<sup>375</sup> Zitat: ebd., S. 49; Hinsichtlich der anderen Muster vgl. auch.: ebd., S. 45-49.

<sup>376</sup> Ebd., S. 49.

<sup>377</sup> Ebd., S. 35.



Entsprechend sind in einer sogenannten Gruppe von Stigmatisierten die Mitglieder auch nicht zwingend zu gemeinsamen Aktionen oder stabiler Interaktion fähig. Daher wird im Folgenden nicht mehr von *Gruppe*, sondern von *Kategorie* gesprochen, um den aus der Außenperspektive hervorgehenden Charakter ihrer Konstitution anzudeuten.

In dieser Arbeit ist besonders das Verhältnis wichtig, in dem die mit je nach Kontext stigmatisierenden Merkmalen behafteten Menschen zu der in solchem Fall „übrigen sozialen Welt“<sup>378</sup> stehen, von der sie mehr augenscheinlich als tiefgründig, aber praktisch bedeutsam, abweichen. Übertragen auf die heutige deutsche Gesellschaft<sup>379</sup>, gilt das sicherlich auch für die Weise, in der Personen mit Migrationshintergrund wahrgenommen werden. Goffman rückt also die Differenz und Unterscheidungskriterien zu scheinbar Normalen ins Zentrum der Aufmerksamkeit. Er stellt heraus, „dass Stigma-Management ein allgemeiner Bestandteil von Gesellschaft ist [...]“<sup>380</sup>, da es überall Identitätsnormen und überall mehr oder weniger starke Abweichungen von diesen gibt. Demzufolge sind die Attribute normal und stigmatisiert als zwei Seiten derselben Medaille zu betrachten, da beide „Zuschnitte des gleichen Standardstoffes“<sup>381</sup> sind. Analog dazu kann nach Goffman auch jede in ihrem menschlichen Sein und Vermögen, zumindest in der Vorstellung, beide Rollen übernehmen und die entsprechenden Strategien nachvollziehen, die, wie er betont, auch bei dem Versuch der Stigmabewältigung einer als ganz normalen, geltenden Psychologie folgen. In Anbetracht der normalen 'Sorgen und Strategien' plädiert er für den Begriff des „*normal abweichenden*“.<sup>382</sup> Die beiden Rollen der Normalen und Stigmatisierten sind jedoch nicht nur komplementär sondern entwickeln sich und verlaufen auch in vielem parallel und ähnlich: Denn in der sozialen Situation der Ko-Präsenz von normal und stigmatisiert sind genauso „adaptive Taktiken“ hinsichtlich der Aufgeschlossenheit gegenüber der Rolle der Anderen zu finden. Nach Goffman besteht der bezeichnende Unterschied der als Stigmatisierte kategorisierten zu als Normale kategorisierten eben nicht in ihrem Sein, sondern in dem erheblich höher trainierten Grad, in dem sie sich dessen, was andere über Personen wie sie meist denken, bewusst sind.<sup>383</sup> Er beschreibt ein Stigma als

„einen durchgehenden sozialen *Zwei-Rollen-Prozess*, in dem jedes Individuum an beiden Rollen partizipiert, zumindest in einigen Zusammenhängen und in einigen Lebensphasen.“<sup>384</sup> [Hervorhebung, C.S.]

Demnach stellen die Rollen der Normalen und der Stigmatisierten zwei Perspektiven dar, die erst durch ungleiche Kontakte erzeugt werden, weil die Norm erst dann nicht erfüllt ist. Dabei

<sup>378</sup> Goffman: Stigma, S. 156.

<sup>379</sup> Die deutsche Gesellschaft ist hier weniger ein ausdrücklicher Analyse Rahmen, als der Rahmen, in dem die verwendeten Daten erhoben wurden. Sie dienen als empirische Quelle zur bisher theoretisch behandelten Forschungsfrage.

<sup>380</sup> Goffman: Stigma, S. 160f..

<sup>381</sup> Ebd., S. 161.

<sup>382</sup> Vgl. ebd., S. 161f..

<sup>383</sup> Vgl. ebd., S. 30, 165f..

<sup>384</sup> Ebd., S. 169f..

ist die Häufigkeit, mit der man eine bestimmte Interaktionsrolle spielt, für die Zuordnung von außen und seitens der Person selber, für ihre Identifikation entscheidend.

Trotzdem warnt Goffman davor, die, wenn auch sehr häufige, Rolle einer Person als stigmatisierte oder normale mit dem Sein der Person schlechthin gleichzusetzen: jene, die sich üblicherweise in der normalen Rolle befinden, können in spezifischen Situationen, in denen sie abweichen, eine stigmatisierte Perspektive einnehmen; jene, die eher an die stigmatisierte Rolle gewöhnt sind, können gegenüber anderen stigmatisierten Attributen und den sie tragenden Personen genauso befremdet, gehemmt sein und die als normal geltenden Vorurteile empfinden.<sup>385</sup> Am Beispiel der „professionellen Repräsentanten“ einer bestimmten Stigma-Kategorie, die versuchen, zwischen beiden Rollen zu vermitteln und Verständnis zu erlangen, wird das insofern sichtbar, als sie meist zwei Rollen bzw. Gesichter managen. In Relation zu den „normal abweichenden“ Mitgliedern ihrer Kategorie übernehmen sie normalere Rollen und scheinen in ihrem Verhalten weniger abzuweichen, andererseits bleibt ihr Stigma soweit offenbar, dass sie aus der Perspektive der in Bezug auf ihr Stigma normalen Rolle Teil dieser Kategorie sind.<sup>386</sup>

Darüber hinaus hebt Goffman hervor, dass das, was in einer Gesellschaft, in seinem Fall der amerikanischen, als Unerwünschtes diskreditiert und stigmatisiert wird, je nach Stigmatisierungstyp auch spezifische *soziale Funktionen* erfüllt. Abgesehen von der über die Stigmatisierung von moralisch verwerflicher Vergangenheit ausgeübten sozialen Kontrolle und der von Goffman vermuteten Einschränkung der Partnerwahl durch die Diskreditierung physischer Deformationen ist hier besonders die Funktion von phylogenetischen Stigmata relevant. Sie „hat offensichtlich funktioniert als ein Mittel der Ausschaltung dieser Minoritäten aus verschiedenen Bereichen der Konkurrenz“<sup>387</sup>

Für die in den vorliegenden Daten vorhandenen Stigmaformen ist diese Rollen-Perspektive insofern bereichernd, als anhand der relativen Bestimmung der Rollen normal und stigmatisiert die verschiedenen relativen Positionierungen der Betroffenen ansatzweise erfasst werden können. Auch bei den Interviewten mit Migrationshintergrund muss untersucht werden, ob die Rolle des Fremden, wenn sie eingenommen wird, erst in der Konfrontation mit dem als einheimisch wahrgenommenen Gegenüber - ob KollegInnen, ChefInnen oder auch InterviewerIn - als „aktuelle soziale Identität“ entsteht, oder ob sie bereits verinnerlicht ist und inkorporiert als „virtuale“ fortbesteht; auch stellt sich die Frage, ob das Gegenüber die komplementäre Rolle übernimmt oder eher adaptive Taktiken wählt. Schlichtweg gilt es, das Zusammenspiel der Perspektiven im zwei- oder auch mehrfachen Rollenprozess und dessen spezifischen Funktionen darzulegen.

---

<sup>385</sup> Vgl. ebd., S. 170.

<sup>386</sup> Vgl. ebd., S. 166.

<sup>387</sup> Ebd., S. 171.

### B.IV.3.2. Statusbedingtheit in Dienstleistungen

Das relevante Kennzeichen von Dienstleistungstransaktionen besteht für Goffman wiederum in der Ko-Präsenz einer oder mehrerer Dienstleistenden und LeistungsempfängerInnen, weshalb er sie auch als „Dienstleistungsbegegnungen“<sup>388</sup> bezeichnet. Daher thematisiert er auch die Sichtbarkeit solcher den Status indizierenden Merkmale. Hinsichtlich der Sichtbarkeit betont er wiederum die Bedeutung der Sozialisation, denn

„in den meisten Fällen, stellt die[se] [...] auf subtile Art und Weise sicher, dass unsere Verortung hinsichtlich dieser Attribute besser wahrnehmbar ist, als sie es ohne die Sozialisation wäre[,]“<sup>389</sup>

auch wenn umgekehrt die Sichtbarkeit nicht der Maßstab für die Bedeutsamkeit dieser Merkmale ist.<sup>390</sup> Er stellt zwei zumindest konstatierte Grundprinzipien, *Gleichheit und Höflichkeit*, heraus, die eine respektvolle Behandlung aller gewährleisten sollen. Dieser Anspruch kommt in der „Institutionalisierung“ und „Kommerzialisierung [...] von Achtung [...] [als] etwas, das die Routinisierung der Dienstleistung zu erleichtern scheint“<sup>391</sup>, zum Ausdruck. Trotzdem kann er nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Praxis diese diskursiv überstrapazierten Versprechungen Lügen straft, da tatsächlich erhebliche exklusive Bedingungen hinsichtlich „Alter, Nüchternheit, Sprachfähigkeit und Solvenz“ sowie Aussehen herrschen. Dementsprechend wird je nach Kunde z. B. die Anrede oder die Sprachwahl an das Geschlecht, Alter sowie an das dem Gegenüber zugeschriebene Sprachvermögen angepasst.<sup>392</sup> Derart wird der Bedienten durch die Art der Behandlung „ein Gefühl für ihre eigene Position in einem größeren gesellschaftlichen Zusammenhang [...]“<sup>393</sup> vermittelt. Hier unterscheidet Goffman zwei Kennzeichen des Umgangs mit solchen „diffusen Statuskategorien in Dienstleistungstransaktionen“<sup>394</sup>: Erstens *Diskriminierung bzw. Bevorzugung* und zweitens die *Komplexität der Gleichheit* und der diesbezüglichen Umsetzungsstrategien.

Bei Ersterem handelt es sich um ungleiche Behandlung, die aufgrund des offiziellen und formellen Anspruches der Gleichbehandlung verdeckt vollzogen wird, indem man das, was per definitionem irrelevant ist, in einer stets bestreitbaren, also auch abstreitbaren Weise zum Thema macht. Goffman sieht in solcher strukturellen Diskriminierung einen Bezug auf 'interaktionsextern verankerte Attribute', der gegen die normativen Ansprüche und ideologischen Behauptungen der hier untersuchten Gesellschaft verstößt.<sup>395</sup> Die komplexen Aspekte der Gleichbehandlung veranschaulicht er am Beispiel der Warteschlangen. Diesbezüglich existieren verschiedene Organisationsformen, die eine gewisse Alltagskompetenz und Kenntnis der möglichen Varianten erfordern, um diesen Regelungen zu

<sup>388</sup> Vgl. Goffman: IuG, S. 97.

<sup>389</sup> Goffman: IuG, S. 93.

<sup>390</sup> Vgl. ebd., S. 94.

<sup>391</sup> Ebd., S. 96.

<sup>392</sup> Vgl. ebd., 97f..

<sup>393</sup> Ebd., S. 95.

<sup>394</sup> Ebd., S. 98f..

<sup>395</sup> Vgl. ebd., S. 99f..

entsprechen.<sup>396</sup> Hinzu kommt, dass eine exakte Gleichbehandlung auch aufgrund der unterschiedlichen Anliegen verschiedener Personen in differenten Lebenslagen und entsprechend variabel aufgewendeter Zeit unmöglich ist. Auch können sich persönliche Beziehungen auf die Behandlung auswirken. Dabei kann die ungleich verteilte Zeit je nach Ursache als akzeptabel und nicht gegen den Gleichheitsanspruch verstoßend oder aber als Ungerechtigkeit empfunden werden. Eine vorgegebene Schlängenzuordnung per Nachname reduziert zwar die seitens der Empfänger erforderliche Alltagskompetenz, gewährleistet aber genauso wenig eine objektive Gleichheit. So kann lediglich versucht werden, die Auswirkung bestimmter Faktoren auszuschließen.<sup>397</sup> Bezüglich der Organisation des Wartens sieht Goffman in dieser Variante des spezifischen Ausschlusses oder zumindest der Minderung unerwünschter Einflussgrößen auch die einzige Möglichkeit, überhaupt einigermaßen glaubwürdig das Ziel der Gleichbehandlung, zumindest als angestrebtes, zu vermitteln.

Generell beurteilt und deklassiert er die Annahme, in Dienstleistungsinteraktionen würden „[...] situative Faktoren vorherrschen [...]“ und wären Statuskategorien oder andere externe Einflüsse verbannt, als „Wunschdenken“.

„Denn äußere Merkmale wirken sich tatsächlich routinemäßig und systematisch auf die Dienstleistungstransaktion aus, und abgesehen von der Regel des »wer zuerst kommt, mahlt zuerst« ignoriert die Wahrnehmung systematisch verschiedene situative Faktoren [...]“<sup>398</sup>

Stattdessen ist die Wahrnehmung an situierten Faktoren orientiert, aufgrund derer dann jene Annahmen über das Gegenüber und dessen Wissen gemacht werden. In diesem Kontext kommt Goffman wiederum auf das Phänomen der „*Noblesse oblige*“ zu sprechen, die für ihn, wie bereits erwähnt, in der Verpflichtung seitens Statushöherer, „[...] ihr Einschüchterungsvermögen gegenüber Statusniedrigeren[...] zu zügeln [...]“<sup>399</sup>, besteht. Sie entspringt bei Goffman der Tatsache, dass SituationsteilnehmerInnen als Anwesende Macht über einander haben, da sie meist vom Handeln der Anderen irgendwie tangiert sind und sich dadurch teilweise in ihrem Verhalten gegenseitig mitbedingen. Goffman konstatiert diese „unabhängig von der relativen sozialen Stellung, die jemand einnimmt [...]“<sup>400</sup>, obwohl er in Form jener „*Noblesse oblige*“ auf die größere oder niedrigere, also ungleiche Macht, z. B je nach Status, Bezug nimmt. Goffman sieht zwar, dass eine solche Höflichkeit seitens derjenigen, die den persönlichen Vorrang wahrscheinlich erzwingen könnten, von der EmpfängerIn auch als Herablassung empfunden werden kann: In der gewährten Höflichkeit sieht sie sich dann als offensichtlich auf die Gnade Privilegierter Angewiesene und von dieser Abhängige eingeschätzt. Daher ist solche „*Noblesse*“, je nach sozio-kulturellem Umfeld und dessen Ordnung, keinesfalls immer verpflichtend, sondern kann auch bei Goffman

<sup>396</sup> Vgl. ebd., S. 95-97, 99f..

<sup>397</sup> Vgl. ebd., S. 100f..

<sup>398</sup> Ebd., S. 102.

<sup>399</sup> Goffman: Interaktionsrituale, S. 35.

<sup>400</sup> Ebd..

diskriminierend und wie bei Bourdieu distinguierend sein. Zudem kann sie im empirischen Teil als begriffliches Instrument alternativ und konkurrierend zu Bourdieus „Strategien der Herablassung“ fungieren; denn wie an der Benennung schon ersichtlich, ist die Provokation oder eben die Herablassung bei Bourdieu viel präsenter und durch Höflichkeit nicht zu überdecken. Bei ihm haftet dem Verhalten der Oberklasse auch ungewollt fast immer jene Überheblichkeit an, die Goffman nicht für zwingend hält. Aufgrund ihres Habitus, der inkorporiert ist, bleibt ihnen nach Bourdieu selbst auf Feldern mit extremem Spannungsniveau eine relativ hohe Gelassenheit, die nur die Sicherheit ihrer sozialen Position und deren gesellschaftlicher Wirkungs- und Legitimationsmacht verleihen kann. Obwohl sie sich derart mehr oder weniger mit demselben Phänomen auseinandersetzen, wird hier ihr unterschiedliches Erkenntnisinteresse an der anderen Benennung, mit der sich beide zu dem Sachverhalt positionieren, deutlich. Goffman geht es vor allem um die Form, die Struktur und Regelmäßigkeit des Verhaltens als in unmittelbarer Interaktion beobachtbares. Damit steht die Form als solche im Mittelpunkt und auch, wenn diese von situationsexternen Faktoren bedingt ist, nicht wie bei Bourdieu, deren Ursache und Entstehung. Insgesamt sieht Goffman in der unmittelbaren sozialen Situation, abgesehen von Dienstleistungstransaktionen, mehr Möglichkeiten, dass die spezifische „Gewichtung der verschiedenen offensichtlichen und situativen Merkmale [...]“ nicht nur zur „Verkrustung strukturell bedingter Selektion [...]“, sondern „auch genauso gut zu ihrer Auflockerung beitragen“<sup>401</sup> kann. In diesem „genausogut“ kommt ein entscheidender Unterschied hinsichtlich der Kontingenz zum Ausdruck, dem in diesem Grad nicht zustimmen kann. Goffman legt in seiner Darstellung einen starken Akzent auf Takt und Höflichkeit, die seines Erachtens für das empirische Untersuchungsfeld, die amerikanische Mittelschicht seiner Zeit, die er als normsetzende untersuchte, Teil des rituellen Kodexes war. Erst als Teil dieser Ordnung kann er jene Noblesse überhaupt als verpflichtend bezeichnen. Diesbezüglich liegt jedoch die Vermutung nahe, dass Goffman hier zu sehr von seinem spezifischen Forschungsgegenstand geblendet war. Daher folgt der Ansatz dieser Arbeit hinsichtlich der Bedeutung struktureller Faktoren Bourdieu und nicht Goffman, da letzterer die Statusdifferenzen und allgemein ungleiche, soziale Machtverhältnisse generell für die Fragestellung dieser Untersuchung nicht ausreichend thematisiert und beides auch kaum in seine Begriffsbildung eingeht.<sup>402</sup> In Folge dessen erfolgt in der vorliegenden Arbeit auch bezüglich der Frage der Kontingenz eine Positionierung näher an Bourdieu als an Goffman.

---

<sup>401</sup> Goffman: IuG, S. 75.

<sup>402</sup> Ich möchte in Referenz auf Knoblauch jedoch betonen, dass Goffman dieses Defizit durchaus bewusst war und er diese Kritik als berechtigte anerkannte. Demnach galt sein Forschungsinteresse nicht sozialer Ungleichheit, sondern der Lebensrealität in sozialen Situationen der amerikanischen Mittelschicht. Vgl. Knoblauch: Kultur der Kommunikation, S. 166.

## **C. Methodisches Vorgehen**

Im Anschluss an die theoretischen Erörterungen in Teil B widmet sich Teil D der Arbeit der Untersuchung der Fragestellung anhand empirischer Quellen. Zunächst werden daher die methodischen Gesichtspunkte eines solchen Vorgehens erläutert. Da es sich um Datenmaterial handelt, das nicht eigens für diese Arbeit erhoben wurde, lege ich zu Beginn dessen spezifische Merkmale dar und zeige die Konsequenzen für die vorgenommene Sekundäranalyse auf. (C.I.) Anschließend wird der Arbeitsprozess in seinem chronologischen Ablauf dargestellt, um der LeserIn das Vorgehen transparent zu machen. (C.II.) Schließlich erfolgt die methodische Positionierung, aus der die Techniken zur Analyse der Interviewpassagen entwickelt werden. (C.III.) In Hinblick auf die sich im empirischen Teil anschließenden Analysen folgen einige Hinweise zur Auswahl der Passagen und zur Darstellungsform. (C.III.1.; C.III.2.)

### **C.I. Merkmale des Datenmaterials und deren Bedeutung für die Fragestellung**

In der Studie des BIBB wurden in deutschen Großstädten mit hohen AusländerInnenanteilen von damals 12,9% bis zu 30,1% insgesamt 55 Interviews geführt. Dabei wurden 38 Fachkräfte (ca. 69%) und 17 Vorgesetzte (ca. 31%) befragt, „um damit zur gleichen Thematik unterschiedliche Sichtweisen herausstellen zu können.“<sup>403</sup> Die Interviewten setzten sich aus ArzhelferInnen, ÄrztInnen, Kaufleuten aus dem Einzel-, Groß- und Außenhandel sowie Speditionskaufleuten zusammen.<sup>404</sup>

In Bezug auf meine Fragestellung bedeutet das erstens, dass vermutet werden kann, aufgrund der durch die berufliche Stellung gegebenen Hierarchie und diesen verschiedenen Stellungen eventuell entsprechenden unterschiedlichen Rekrutierungsgruppen auch sozial-lebensweltliche Ungleichheiten innerhalb der Befragten vorzufinden.

Zweitens wurden vom BIBB für diese Untersuchung Berufe mit viel Kundenkontakt auch zu ausländischen Kunden ausgewählt, damit überhaupt die Gelegenheit zum Einsatz interkultureller Kompetenzen gegeben ist.<sup>405</sup> Aufgrund der Annahme, dass diese Kompetenzen „[...] in Sprachhandlungen zum Ausdruck“ kommen, werden „[...] konkrete berufliche Handlungssituationen [...]“ erfragt.<sup>406</sup> Somit werden in den vorliegenden Interviews verschiedenste Begegnungen thematisiert - sei es zwischen FacharbeiterInnen und Vorgesetzten, FacharbeiterInnen/Vorgesetzten und KundInnen/PatientInnen, oder auch zwischen Mitarbeitern untereinander sowie Interaktionen im sozialen Umfeld der Befragten.<sup>407</sup> Zusätzlich zu der Interaktion zwischen InterviewerIn und Interviewter, konnte in der

<sup>403</sup> Sattelmeyer et al.: Abschlussbericht, S. 2; vgl. auch Sattelmeyer et al.: Zwischenbericht, S. 8f.

<sup>404</sup> Vgl. Sattelmeyer et al.: Zwischenbericht, S. 8; Sattelmeyer et al.: Abschlussbericht, S. 3; für ausführliche Informationen zu Rahmen und Methode der Studie des BIBB siehe auch: Sattelmeyer et al.: Antragstext.

<sup>405</sup> Vgl. Sattelmeyer et al.: Zwischenbericht, S. 4 ff.; vgl. auch Sattelmeyer et al.: Abschlussbericht, S. 2.

<sup>406</sup> Sattelmeyer et al.: Zwischenbericht, S. 5.; vgl. auch Sattelmeyer et al.: Abschlussbericht, S. 2.

<sup>407</sup> Vgl. diesbezüglich die Aspekte in den Interviewleitfäden, die Fachkräfte bzw. Vorgesetzte betreffen: Sattelmeyer et al.: Zwischenbericht, S. 8f..

Sekundäranalyse auf diese beschriebenen Interaktionen zurückgegriffen werden. Diesbezüglich muss auch berücksichtigt werden, dass aufgrund der Rahmenbedingungen der Studie des BIBB bei den Vorgesetzten weniger biographische Informationen zur Verfügung stehen, denn mit diesen wurden kürzere Interviews mit anderen Fragen geführt.<sup>408</sup>

Drittens ist durch den Migrationshintergrund auch die Wahrscheinlichkeit erhöht, dass die Fachkräfte bedeutende kulturelle und auf die Lebenswelt bezogene Differenzerfahrungen gemacht haben, die sie selber auch als solche wahrnehmen; denn es liegt nahe, dass zumindest ein Teil von ihnen im Verlauf der Sozialisation Einblicke in mehr als eine Gesellschaft bekommen hat. Die Studie des BIBB basiert auch auf dieser Annahme und hat sie in der Konzeption entsprechend berücksichtigt.<sup>409</sup> Daher wird vermutet, dass sichtbar wird, ob und gegebenenfalls wie die Fachkräfte von Anerkennungsproblemen in ungleichen Verhältnissen betroffen sind.<sup>410</sup> Diese Annahme wird gestützt durch die Ergebnisse der Workshops, die im Vorfeld der Interviews vom BIBB durchgeführt wurden, um den Einsatz interkultureller Kompetenzen zu sondieren und die Art der Fragestellung zu testen<sup>411</sup>, wie auch durch die Interviews selbst: Denn hier wurde von empfundenen Diskriminierungen berichtet und diese wurden thematisiert, ohne dass die Untersuchung und entsprechend die Fragestellung direkt darauf abzielte.<sup>412</sup>

Insgesamt bietet die Studie des BIBB, trotz ihrer anderen Fragestellung und der von mir nicht gewählten Spezifika, eine geeignete Quelle, um meine theoretisch bearbeitete Fragestellung an die Praxis zurückzubinden.

### **C.I.1. Methodische Bedeutung des Migrationshintergrundes**

#### **C.I.1.1. Fremdheitserfahrung**

Meist bewirkt die Migration eine Konfrontation mit einem anders strukturierten sozialen Raum im Einwanderungsland. Solche Fremdheit, die häufig mit Sprachproblemen einhergeht, kann zu einer veränderten sozialen Stellung als im Herkunftsland führen, die sich unter anderem im Beruf niederschlägt. Dadurch können Menschen mit Migrationshintergrund jedoch gleichzeitig prädestiniert sein, zwischen unterschiedlichen sozialen Positionen und Märkten zu vermitteln, da sie verschiedene Felder erlebt haben und mit diesem vielfältigen Erfahrungsschatz begünstigt sind, ein „quasi soziologisches Bewusstsein“ zu entwickeln.<sup>413</sup> Ein solches Bewusstsein schreibt Bourdieu eigentlich dem Kleinbürgertum zu. Ihre hohe Sensibilität für das Spannungsniveau des Marktes geht einher mit einem Erfahrungswissen über Strukturen und deren strukturierende Wirkung. Aufgrund der Gemeinsamkeit, sich auf heterogenen

---

<sup>408</sup> Vgl. ebd., S. 7-9.

<sup>409</sup> Vgl. Settlemeyer et al.: Abschlussbericht, S. 5; Settlemeyer et al.: Zwischenbericht, S. 4.

<sup>410</sup> Vgl. Settlemeyer et al.: Zwischenbericht, S. 7.

<sup>411</sup> Vgl. Settlemeyer et al.: Antragstext, S. 4; Settlemeyer et al.: Zwischenbericht, S. 6f..

<sup>412</sup> Vgl. Settlemeyer et al.: Zwischenbericht, S. 7.; Settlemeyer et al.: Abschlussbericht, S. 13f..

<sup>413</sup> Vgl. Bourdieu: Whs, S. 91f., Fn. 61; siehe auch Kap.: B.II.1.2.4..

Märkten zu bewegen, wird angenommen, diese Disposition für ein „quasi-soziologisches Bewusstsein“ auf die MigrantInnen übertragen und so methodisch nutzen zu können. Honneth weist bezüglich der unbewusst beherrschten, impliziten „gesellschaftlichen Anerkennungsnormen“ auf den offenbarenden Effekt von Störungen hin. Das tut auch Goffman, für den die Sinnstrukturierungen der Handelnden vor allem in Situationen des Scheiterns oder der Irritation bewusst werden, d.h. wenn die Rahmung nicht mehr zum Rahmen passt. Insofern die AkteurIn solche Vorfälle verstehen will, verleiten diese Situationen zur Reflektion des eigenen Handelns. Nach Willems und in den Worten A. Honers schreibt Goffman solche „Klarsicht“ den Marginalisierten

„als »im Eigenen« Fremden oder Fremdgewordenen [zu, da ihnen, C.S.] »Einsichten möglich (sind, H. W.), die dem >Eingeborenen<, der keine Alternativen kennt oder wahrnimmt oder zur Kenntnis zu nehmen bereit ist, verschlossen sind«<sup>414</sup>

Auch in den Ergebnissen der Studie des BIBB werden die bei den Fachkräften mit Migrationshintergrund bestimmten interkulturellen Kompetenzen als „Vermittlungskompetenz“<sup>415</sup> definiert. Das bekräftigt meine Vermutung, dass jene zuvor erläuterten, von Bourdieu dem Kleinbürgertum zugeschriebenen Merkmale auch bei Personen mit Migrationshintergrund vorliegen.

Außerdem war im Sampling des BIBB eine bevorzugter Weise bis zu 5-, höchstens 10-jährige Berufserfahrung Voraussetzung.<sup>416</sup> Das bedeutet zugleich, dass alle interviewten Fachkräfte die schulische und berufliche Ausbildung erfolgreich abgeschlossen haben und anschließend entweder übernommen wurden oder eine andere Anstellung gefunden haben. Folglich haben sie alle die meist schwierige soziale, kulturelle und häufig auch finanzielle Ausgangsposition, die Migration und Fremdsprachlichkeit mit sich bringt, zumindest bis zum Zeitpunkt des Interviews relativ erfolgreich bewältigt. Das heißt nicht unbedingt, dass die Betroffenen ihre Biographie auch als „Erfolgsstory“ erleben müssen. In der trotz der meist sehr benachteiligten Ausgangslage erlangten guten beruflichen Position können gewisse Ähnlichkeiten zur Aufstiegsorientierung der Kleinbürger bei Bourdieu gesehen werden. Auch in den Workshops des BIBB zur Vorbereitung der Interviews zeigten jene Fachkräfte ein 'zielstrebiges und aufstiegsorientiertes' „Bildungsverhalten“, das eventuell durch die Migration verstärkt wurde.<sup>417</sup> Diese Vorselektion birgt also auch Vorteile: In diesen erreichten beruflichen Positionen kann aufgrund der gesamten obigen Erläuterungen fast ausgeschlossen werden, dass die Interviewten, wie Honer beschreibt, nur einer Variante zu denken, wahrzunehmen, zu handeln, eben zu leben begegnet sind, ohne nicht auch eine Alternative kennen gelernt zu

<sup>414</sup> Honer, Anne: Lebensweltanalyse in der Ethnographie. Ein Vorschlag zur Rekonstruktion subjektiver Erfahrungskorrelate, Unveröffentlichtes Manuskript, 1997, S. 13. Zitiert nach: Willems: Rahmen und Habitus, S. 48; vgl. auch Honer, Anne: Lebensweltanalyse in der Ethnographie, in: Flick, Uwe et al. (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch, Reinbek bei Hamburg, 2000, S. 194-204, hier: S. 202.

<sup>415</sup> Vgl. Sattelmeyer et al.: Abschlussbericht, S. 7.

<sup>416</sup> Vgl. Sattelmeyer et al.: Antragstext, S. 4; Sattelmeyer et al.: Zwischenbericht, S. 4.

<sup>417</sup> Vgl. Sattelmeyer et al.: Zwischenbericht, S. 7.



haben. Diese Annahme wird von der Studie des BIBB geteilt.<sup>418</sup> Auch deshalb werden die Fachkräfte mit Migrationshintergrund als geeignete Interviewpersonen erachtet, um Auskunft über die für die Fragestellung dieser Arbeit relevanten Verhältnisse zu geben.

### C.I.1.2. Fremdsprachigkeit im Deutschen

Problematisch hingegen ist, dass die Fachkräfte mit Migrationshintergrund die deutsche Sprache nicht muttersprachlich erlernt haben. Entsprechend sind die gängigen Bedingungen des sprachlichen Habitus sowie dessen Entstehung und Anwendung häufig in sich gebrochen, da sie einander meistens nur noch zu Bruchstücken entsprechen. Diese Tatsache ist umso wirkungsmächtiger, als die Sprachkompetenz doch gerade von der möglichst adäquaten Passung dieser beiden Generatoren im Ganzen lebt. Deshalb muss mit der Interpretation der Sprachführung, Wortwahl, der feinen Bedeutungsdimensionen und Konnotationen sehr vorsichtig umgegangen werden. Auch kann man nicht selbstverständlich davon ausgehen, dass der ganze muttersprachliche „Bedeutungsüberschuss“<sup>419</sup> mitgehört wird. Mit Blick auf Bourdieu muss hier aber auch hervorgehoben werden, dass zumindest sehr fraglich ist, woher Mängel an Sprachkompetenz rühren. Diesbezüglich sind auch die Unterschiede unter als einheimisch Wahrgenommenen<sup>420</sup> sehr groß, so dass zu vermuten ist, dass das spezifische sprachliche Feld, in dem man sozialisiert wird und zu dem nur die jeweils passenden sozialen Positionen Zugang haben, ausschlaggebender dafür ist, welchen Ausdrucksstil jemand erwirbt, als allein die geographische Herkunft. Insofern besteht die Gefahr bei der Deutung ebenso wie bei Interviews mit Deutsch-Muttersprachlern in erster Linie darin, aus der Wortwahl und aus möglichen mitgelesenen Konnotationen gemeinte oder gar intendierte Bedeutungen hineinzudeutieren. Akribische Mikroanalyse birgt teilweise auch die Gefahr einer psychologisierenden Deutung, die dem praktischen Vollzug des Sprechens unangemessen ist: Denn erstens wird in sehr kurzer Zeit und schneller Abfolge wahr- und aufgenommen, gedacht, bewertet, reagiert, formuliert. Außerdem geschieht das alles zu großen Teilen in routinierter und automatisierter Form. Es kann zwar versucht werden, Regelmäßigkeiten und aufzuzeigen, doch deren Bedeutung bleibt stets eine, wenn auch begründete und mitunter wahrscheinliche, Vermutung.

---

<sup>418</sup> Vgl. ebd., S. 3.

<sup>419</sup> Bourdieu: Whs, S. 90, Fn. 59.

<sup>420</sup> Es steht außer Frage, dass die Bezeichnung Einheimische ebenso wie AusländerInnen und Deutsche sehr problematische Kategorien sind, die differenzierte Unterscheidungen gar nicht erfassen können: Denn ab welcher Generation sind oder gelten Migranten als Einheimische? Formal sind und gelten die Befragten, soweit sie über die deutsche Staatsbürgerschaft verfügen, ohnehin als Deutsche. Empfundener wird dies jedoch von der Umwelt und von ihnen häufig anders. Ein zweifaches Zugehörigkeitsgefühl oder ein „Dazwischen“ kommt in diesen Zuschreibungen keinesfalls zum Ausdruck; sie beruhen oft mehr auf äußeren, offensichtlichen Merkmalen. An dieser Stelle werden sie dennoch verwendet, da es hier gerade um diese unangemessenen Kategorisierungen und Zuschreibungen geht, da sie es sind, die im alltäglichen Leben überwiegen, relevant sind und entsprechend hier berichtet, benutzt und reproduziert werden.

## C.II. Dokumentation des Arbeitsprozesses

Im Folgenden wird kurz der chronologische Verlauf des Arbeitsprozesses beschrieben, der von dem in Teil A erläuterten Aufbau der Arbeit abweicht, um meine Konzeption transparenter zu machen. Die etwas unkonventionelle Vorgehensweise ist dem Umstand geschuldet, dass die verwendete Datenbasis zu einer anderen Fragestellung als jener der vorliegenden Arbeit erhoben wurde, es sich folglich um eine Sekundäranalyse empirischer Quellen handelt. Zunächst wurde die Fragestellung anhand der Interviews des BIBB, die im Rahmen der Studie „Interkulturelle Kompetenzen junger Fachkräfte mit Migrationshintergrund: Bestimmung und beruflicher Nutzen“ erhoben wurden, empirisch fundiert, indem sie an diesem Material ausgearbeitet wurde. Das geschah vor dem Hintergrund verschiedener theoretischer Bezugsmöglichkeiten. Im Laufe des Lektüreprozesses der 55 Interviews in einer durchschnittlichen Länge von ca. 25-30 transkribierten Seiten kristallisierte sich ein Raster heraus, anhand dessen Interviews ausgewählt werden konnten. Die Auswahlkriterien waren durch die Fragestellung vorgegeben. Nur die Interaktion über soziale und lebensweltliche Ungleichheiten hinweg ermöglicht es zu untersuchen, wie sich Statusunterschiede, ungleiche Machtverhältnisse und Hierarchien im Berufsalltag in der Art und Weise zu sprechen niederschlagen. Hinsichtlich Anerkennung wurde im Anschluss an Honneth und an Goffmans Begriff des Images, die beide intersubjektiv bestimmt sind, angenommen, dass besonders in direkter Interaktion die Beteiligten sich unweigerlich zueinander positionieren und damit zum Ausdruck bringen, welche Geltung sie dem Gegenüber beimessen. Diese Bedingungen waren im Kontext jener Studie offensichtlich leicht zu erfüllen, denn von 18 gelesenen Interviews erfüllten lediglich zwei diese Kriterien nicht: In ihnen wurde hauptsächlich über die für ihren Beruf spezifischen Arbeitspraktiken und Abläufe etc. gesprochen. Aufgrund der sonst in einer Studienabschlussarbeit nicht mehr zu bewältigenden Datenmenge und des bereits sehr reichen Materials wurde es bei diesem Einblick belassen.

Insgesamt ist die Art und Weise, wie sich in dieser Studie der methodischen Instrumentarien bedient wird, in erster Linie durch den Forschungsprozess selber bedingt. Damit ist die Gesamtkonzeption dieser Arbeit vor allem auf Jean Claude Kaufmann gestützt, der grundsätzlich für ein Vorgehen plädiert, das stärker am Untersuchungsinteresse als an der strikten Methodenanwendung orientiert ist<sup>421</sup> Die verstehende Soziologie

„stützt sich auf die Überzeugung, daß die Menschen nicht nur einfache Träger von Strukturen sind, sondern aktive Produzenten des Gesellschaftlichen und als solche über ein wichtiges Wissen verfügen, das es von innen zu erkunden gilt, [...]“<sup>422</sup>

Das lässt sich entsprechend den Ausführungen in Teil B.II. mit Bourdieus und Goffmans

<sup>421</sup> Vgl. Kaufmann, Jean-Claude: Das verstehende Interview. Theorie und Praxis, Konstanz, 1999, S. 29f., 33-35. (im Folgenden: Kaufmann: Das verstehende Interview)

<sup>422</sup> Ebd., S. 34.

Perspektive verbinden. Auch die Entscheidung, den Gegenstand zunächst hauptsächlich mittels der Sekundäranalysen zu konstruieren, somit in Form eines empirischen Einstiegs ins Feld eher explorativ vorzugehen, ist von seinem Ansatz inspiriert.<sup>423</sup> Außerdem wehrt sich Kaufmann gegen die Auffassung, Zurückhaltung und offene Fragestellungen seien generell oberstes Gebot. Er plädiert dafür, die Art der Fragestellung von den jeweils spezifischen Untersuchungsbedingungen abhängig zu machen. Zu diesen gehören für ihn der Forschungsgegenstand, die Befragten, die Art und Konstellation, in der befragt wird sowie diverse situative interviewinterne Spezifika.<sup>424</sup> Diese sind später hinsichtlich der Bewertung von offenen oder bereits eine Antwortmöglichkeit beinhaltenden Fragestellungen relevant.

### **C.III. Methodische Positionierung und Analysetechniken**

Weil die hier verwendeten Interviews nicht unter der Fragestellung dieser Arbeit erhoben wurden, folgt auch die Analyse anderen Gesichtspunkten. Da große Teile der Interviews für die hiesige Fragestellung nicht oder höchstens als Kontextwissen relevant sind, hat die Auswahl von Passagen hier eine andere Bedeutung als üblich. Normalerweise ist in den ausgewählten Passagen das Erkenntnisinteresse, auf welches das gesamte Interview ausgerichtet war, verdichtet. In diesem Fall ist der Interviewkontext jedoch oft weniger wichtig als bei eigenen Erhebungen, da hier lediglich diejenigen Auszüge ausgewählt sind, die für meine Fragestellung relevant sind. Diese Passagen werden einer Feinanalyse unterzogen. Wenn für das Verständnis und die Interpretation notwendig, wird auf den Interview-Kontext verwiesen. Häufig ist aber vor allem der transsituative Rahmen relevant, der durch Faktoren gegeben ist, die dieser speziellen interaktiven Situation äußerlich sind. Die empirischen Daten dienen hier somit als eine Quelle wie Sekundärliteratur<sup>425</sup>. An dieser wird aufgezeigt, in welcher Weise in den Eigentümlichkeiten der Sprechhandlungen eines Falls die soziale Herkunft und die Position, die in den gesellschaftlichen Machtverhältnissen eingenommen wird, manifestiert sind.<sup>426</sup> Dabei sollen die Auswirkungen auf die Vermittlung von Anerkennung berücksichtigt und hinsichtlich der Deckung mit den theoretischen Entwürfen geprüft werden. Meine AnalyseEinstellung liegt damit zwischen Bourdieus Praxeologie<sup>427</sup> und der dokumentarischen Methode, wie sie insbesondere Ralf Bohnsack, in der Tradition Karl Mannheims und teilweise inspiriert von der Chicagoer Schule, entwickelt und entscheidend geprägt hat.<sup>428</sup> Diese

---

<sup>423</sup> Vgl. ebd., S. 36-38.

<sup>424</sup> Ebd., S. 29f., 65-67.

<sup>425</sup> Sekundär sind sie insofern, als sie nicht eigens zur Fragestellung der vorliegenden Arbeit erhoben wurden.

<sup>426</sup> Vgl. Meuser, Michael: Repräsentation sozialer Strukturen im Wissen. Dokumentarische Methode und Habitusrekonstruktion, in: Bohnsack, Ralf; Nentwig-Gesemann, Iris; Nohl, Arnd-Michael (Hrsg.): Die dokumentarische Methode. Grundlagen qualitativer Sozialforschung, Opladen, 2001, S. 207-221, hier: S. 216. (im Folgenden: Meuser: Repräsentation).

<sup>427</sup> Vgl. Rehbein: Soziologie Bourdieus, S. 57f..

<sup>428</sup> Auch Przyborski und Wohlrab-Sahr beziehen sich in ihren Ausführungen zur dokumentarischen Methode Großteils auf Ralf Bohnsack. Dessen Vorgehen wird später im Zuge der Konstruktion von Typiken noch relevant werden. Diesbezüglich vgl. auch Bohnsack, Ralf: Typenbildung, Generalisierung und komparative

Positionierung ist dem Erkenntnisinteresse geschuldet, das sich bei der vorliegenden Fragestellung nicht auf den 'subjektiven Sinn, sondern auf die Struktur der Praxis' richtet. Entsprechend geht es um die Regeln der Herstellung sozialer Struktur im praktischen, habituellen Handeln der AkteurInnen.<sup>429</sup> Dabei kann die lokal hergestellte Ordnung zwar für den spezifischen Fall relevant sein, jedoch nur als Mittel zum Zweck. Dieser besteht darin, den Einzelfall im Vergleich mit anderen in den ihn umfassenden „sozialstrukturellen Zusammenhängen“, also dem sozialen Raum zu verorten.<sup>430</sup> In dieser Positionierung folgt die vorliegende Untersuchung Michael Meuser, der herausarbeitet, inwiefern die 'Habitus-theorie Bourdieus mittels der Instrumente der dokumentarischen Methode als sinnrekonstruierendes Verfahren empirisch adaptiert werden kann'.<sup>431</sup> Entsprechend läuft dieses Vorgehen auf eine komparative Analyse hinaus, in der die 'besonderen „Habitusformationen“ mittels des Vergleichs empirischer Gegenhorizonte' rekonstruiert werden.<sup>432</sup> Die kontrastierende Gegenüberstellung ist erforderlich, denn

„[e]rst die Beachtung des transsituativen Kontextes, genauer: erst dessen Rekonstruktion auf der Basis der (Verhaltens-)Äußerungen der Handelnden ermöglicht eine wissenssoziologische Analyse der sozialstrukturellen Einbindung des Handelns. Eine solche Analyse kann erklären, wie die Geordnetheit und Regelmäßigkeit sozialen Handelns zustande kommt, ohne daß die Handelnden intentional eine Regel befolgen.“<sup>433</sup>

Genau darauf zielte auch schon die theoretische Erörterung der Fragestellung ab. Dabei erfasst der Begriff des Habitus gleichzeitig die ermöglichende und begrenzende Dimension der regelhaften Ordnung.<sup>434</sup> Außerdem ermöglicht diese Verbindung der Verfahren der dokumentarischen Methode mit Bourdieus praxeologischer Erkenntnisweise die Analyse symbolischer Gewalt: Denn sie kann die Praktiken offenlegen, vermittels derer einerseits die Unterwerfung, andererseits die Herrschaft reproduziert oder auch der soziale Aufstieg zumindest hinsichtlich der sozialen Position vollzogen wird.<sup>435</sup> Dazu muss in der Analyse das inkorporierte (Bourdieu), d.h. das vorreflexive (Bohnsack) oder atheoretische (Mannheim)<sup>436</sup> Wissen, das (Sprach-)Handlungen anleitet, zu Tage befördert werden.<sup>437</sup>

Das erfolgt über die Vorgehensweise der dokumentarischen Methode, die jedoch leicht abgewandelt ist, da, wie bereits erwähnt, die verwendeten Interviews unter einem anderen

Analyse: Grundprinzipien der dokumentarischen Methode, in: Bohnsack, Ralf; Nentwig-Gesemann, Iris; Nohl, Arnd-Michael (Hrsg.): Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Opladen, 2001, S. 225 – 252. (im Folgenden: Bohnsack: Komparative Analyse).

<sup>429</sup> Przyborski, Aglaja; Wohlrab-Sahr, Monika: Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch, München, 2008, S. 32-34. (im Folgenden: Przyborski; Wohlrab-Sahr: Qualitative Sozialforschung).

<sup>430</sup> Vgl. Meuser: Repräsentation, S. 216f., für die Parallelität zu Bourdieu vgl. auch. Ebd.: S. 213.

<sup>431</sup> Vgl. ebd., S. 214.

<sup>432</sup> Vgl. ebd., S. 218.

<sup>433</sup> Vgl. ebd., S. 218.

<sup>434</sup> Vgl. ebd., S. 216.

<sup>435</sup> Vgl. ebd., S. 219.

<sup>436</sup> Vgl. Bohnsack: Komparative Analyse, S. 229.

<sup>437</sup> Vgl. Meuser: Repräsentation, S. 220; Przyborski; Wohlrab-Sahr: Qualitative Sozialforschung, S. 34.

thematischen Fokus erhoben wurden. Die „formulierende Interpretation“<sup>438</sup> wird nur in reduzierter Form durchgeführt, da sie andernfalls häufig nur von meinem Erkenntnisinteresse ablenken würde. Sie wird stattdessen in die „reflektierende Interpretation“ eingeflochten, in der die vorhandenen „Diskursbewegungen“ anhand der „Orientierungsrahmen“ „positiver Horizonte“ und „negativer Gegenhorizonte“ herausgestellt werden sowie die 'parallele, divergente oder oppositionelle Diskursorganisation' untersucht werden.<sup>439</sup> Außerdem wird in diesem Analyseschritt zunächst der beschriebene Handlungsverlauf kontingent gemacht, indem andere Möglichkeiten aufgezeigt werden. Anschließend soll die untersuchte Stelle in Hinblick auf die Fragestellung abstrahiert betrachtet und entsprechend kontextualisiert, d.h. orientiert am Erkenntnisinteresse verortet werden.<sup>440</sup> Bei diesem Vorgehen kommen selbstverständlich Aspekte der Positioning-Analyse wie auch gegebenenfalls der Metaphernanalyse zur Anwendung. Das dient erstens wiederum dazu,

„bei den sprachlichen Äußerungen [herauszuarbeiten], wie die Interaktanten den sozialen Raum bestimmen und ihre jeweilige Position darin festlegen, beanspruchen, zuweisen und aushandeln.“<sup>441</sup>

Zweitens sollen im Falle starker Metaphern diese als Ausdruck der Relevanzsysteme und des Weltverständnisses der SprecherInnen berücksichtigt werden.<sup>442</sup> Diese Aspekte dienen jedoch lediglich als Mittel zu dem Zweck, die „sozialstrukturelle Dimension des Handelns“<sup>443</sup> zu erfassen. Daraufhin folgt die bereits beschriebene komparative Analyse.

Im Anspruch weicht das Ziel dieser Arbeit jedoch erheblich von dem der dokumentarischen Methode ab. Diese ist auf die Repräsentanz sozialen Sinns in einer Typik ausgerichtet, die ihrerseits als Basis einer Theorieentwicklung konzeptuelle Repräsentativität erfordert. Dafür müssten jedoch alle für die gegenstandsbezogene Theorie relevanten Fälle der gewählten Problematik im Verlauf des Forschungsprozesses erschlossen und erhoben werden.<sup>444</sup> Das ist im Rahmen einer Studienabschlussarbeit für das Thema jedoch nicht möglich. Daher wird lediglich eine Hypothesenbildung anvisiert, die theoretisch und empirisch fundiert ist. Entsprechend eingeschränkt wird auch die komparative Analyse ausfallen, wobei jedoch die kontrastierende Gegenüberstellung der Interpretationsergebnisse aus den analysierten Passagen erhalten bleibt.

Außerdem wird die Befragungssituation selber, wie von Bourdieu gefordert, als besonderer sprachlicher Markt berücksichtigt.<sup>445</sup> Aus dem Grund, dass hier die InterviewerIn abhängig davon, in welcher Relation sie zu der jeweiligen Befragten steht und in wessen Namen sie

<sup>438</sup> Vgl. Przyborski; Wohlrab-Sah: Qualitative Sozialforschung, S. 287f..

<sup>439</sup> Vgl. ebd., S. 289-296.

<sup>440</sup> Vgl. ebd., S. 336f..

<sup>441</sup> Vgl. Lucius-Hoene, Gabriele; Depperman, Arnulf: Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews, Opladen, 2002, S. 196. Zitiert nach: Kruse, Jan: Reader. Einführung in die Qualitative Interviewforschung, Freiburg, März 2008, S. 112. (Letzterer im Folgenden: Kruse: Reader)

<sup>442</sup> Vgl. Kruse: Reader, S. 113f..

<sup>443</sup> Meuser: Repräsentation, S. 217.

<sup>444</sup> Vgl. Przyborski; Wohlrab-Sah: Qualitative Sozialforschung, S. 46f., 177f..

<sup>445</sup> Vgl. Bourdieu: Whs, S. 78.

auftritt, Autorität ausstrahlen kann. Außerdem ist das Interview besonders für die hier befragten Fachkräfte wahrscheinlich eine ungewohnte, daher schwer einzuschätzende Situation, in der man zudem noch Unbekannten mehr oder weniger Rede und Antwort steht. Falls dieses zusätzlich das erste Interview für die Befragten ist, liegt es durchaus nahe, sich auch auf hier geschilderte Erfahrungen zu beziehen, die die Befragten in gesellschaftlichen Feldern gemacht haben, die ihrer Einschätzung nach der Befragungssituation ähnlich sind. In Anbetracht des BIBB als Initiator der Studie kann demnach von einer gewissen Nähe zu offiziellen Sprechsituationen ausgegangen werden. Auch waren die Interviewten über das Ziel der Studie, die Potentiale von Fachkräften mit Migrationshintergrund zu ergründen, ausreichend informiert, um ihrer Aussage offizielle Relevanz beizumessen.<sup>446</sup> Dadurch kann das stetige Bewusstsein, dass das hier Gesagte analysiert wird, verstärkt und das Spannungsniveau zusätzlich erhöht sein. Das kann wiederum zu Akten der Selbstzensur führen oder diese begünstigen, die wiederum den auf offiziellen Märkten verwendeten Strategien ähnlich sind. Auf die verschiedenen Spielarten und Einzelheiten wird jeweils an gegebener Stelle eingegangen.

Auch die Frage, welche Einflussfaktoren bei der Deutung einer Aussage die gewichtigen, daher ausschlaggebenden sind, ist an der jeweiligen Passage zu beantworten. Generell stehen vier Varianten zur Auswahl, die am einzelnen Fall gewichtet werden müssen: Erstens kann die Äußerung in ihrer Art und Form in erster Linie durch die spezifische Weise der Fragestellung der InterviewerIn bedingt sein, zweitens kann sie vor allem auf die Kombination der Situationsbeteiligten, drittens hauptsächlich auf das besondere Sprechverhalten der Interviewten zurückzuführen sein. Als vierte Variante bleiben strukturelle, der Situation äußerliche Einflussfaktoren, die in alle anderen Varianten mit hineinspielen. Mit Blick auf die Fragestellung dieser Arbeit sind die zweite und dritte dieser Möglichkeiten in Beeinflussung durch die vierte interessant. Die dritte kann Hinweise auf die spezifische Sprechweise der Befragten und deren soziale Verortung enthalten. Die zweite Variante kann aufschlussreich sein, denn auch wenn die variierenden Sprechweisen, Gesprächsführungsstile und Redeanteile unter anderem durch die InterviewerIn hervorgerufen werden, bezeugt das wiederum den jeweils spezifischen subtilen Einfluss jener unterschiedlichen und unterschiedenen Formen auf die „Machtverhältnisse“ der Beziehung. Die erste Möglichkeit hingegen kann kaum genutzt werden, da über die InterviewerInnen so gut wie keine Informationen vorliegen und dieser Einfluss somit nicht systematisch berücksichtigt werden kann, da keine genaue Bestimmung möglich ist.

---

<sup>446</sup> Vgl. Settlemeyer, Anke; Dorau, Ralf; Hörsch, Karola: Anschreiben des BIBB an die Befragten im Anhang. (im Folgenden: Anschreiben).

### C.III.1. Zur Auswahl der Passagen

Während des Leseprozesses wurde versucht, Fälle aus allen in der Studie vorhandenen Berufen und beruflichen Positionen sowie möglichst auch mit unterschiedlichen sozialen Hintergründen zu finden, die die für meine Problemstellung erforderlichen Rahmenbedingungen erfüllen. Dabei kristallisierten sich berufsspezifisch zu bedenkende, für meine Fragestellung vorteilhafte und nachteilige Umstände heraus.

Als ambivalent erwies sich z. B., dass im Groß- und Außenhandel die Kompetenz, dem Gegenüber Achtung entgegenzubringen, gerade wegen der meist bestehenden kulturellen, sozialen und lebensweltlichen Unterschiede als eine Art Rhetorik Teil des beruflichen Vokabulars zu sein scheint. Damit erscheint hier unter anderem Anerkennung währendes Sprechen und Verhalten in von Differenz geprägten Situationen als Teil interkultureller Kompetenz, die entsprechend den Ergebnissen des BIBB „ausdrücklicher Bestandteil der beruflichen Tätigkeit ist“<sup>447</sup>. Derart grundlegend und in Teilen automatisiert, schienen manchmal Sprechhandlungen, die Achtung signalisierten oder Respekt zollten, lediglich Mittel zum Zweck der guten Geschäftsbeziehungen bzw. des Profitstrebens zu sein. Daher ist zumindest fraglich, inwiefern diese Situationen für die Fragestellung dieser Arbeit aufschlussreich sein können, da es, wie in der Problemstellung erläutert, nicht in erster Linie um die instrumentelle Bedeutung von Anerkennung geht. Stattdessen soll untersucht werden, wie Anerkennung als empfundene „Gefühlseinstellung“ in Bezug auf Macht, Moral und Identität in Verhältnissen sozialer Ungleichheiten im Berufsalltag, die von der gesellschaftlichen Stellung, Statusunterschieden und ungleichen Machtverhältnissen bedingt sind, sprachlich vermittelt oder verwehrt wird. Inwiefern dabei immer Interessen im Spiel sind, die auch als Profitstreben des Anerkennung Gewährenden und Zollenden gedeutet werden können und inwieweit sie so gedeutet werden müssen, wird zu zeigen sein. Zudem war bei den Kaufleuten und insbesondere bei jenen im Bereich des Groß- und Außenhandels wie der Spedition für die Analyse der Ungleichheit nachteilig, dass die Vorgesetzten häufig eine ähnliche berufliche Laufbahn wie ihre Angestellten durchlaufen hatten und häufig im Unterschied zu den Ärzten wesentlich weniger soziale Distanz hinsichtlich der Lebenswelten zu ihren Angestellten vermuten ließen. Darüber hinaus folgt die vorliegende Analyse Goffman in der Annahme, dass die normalen Strukturen der Interaktion besonders im Falle von Abweichungen, Irritationen und Anzweiflungen sichtbar werden.<sup>448</sup> Daraus folgt die Annahme, dass auch die in dieser Untersuchung fokussierten sprachlichen Kanäle der Anerkennung, die zumindest nicht in solch hohem Maße instrumentalisiert sind, dann sichtbar werden, wenn Anerkennung nicht selbstverständlich, sondern eher umkämpft ist und als zu bewältigendes Problem im Raum steht.

<sup>447</sup> Settlemeyer et al.: Abschlussbericht, S. 7.

<sup>448</sup> Vgl. Willems: Rahmen und Habitus, S. 48; Knoblauch: Goffmans Reich der Interaktion, S. 20.

Vorteilhaft hingegen sind die vielen zwischenmenschlichen Kontakte bei ArzhelferInnen sowie Einzelhandelskaufleuten. Bei den ArzhelferInnen ist die Distanz ihrer sozialen Position zu jener der Vorgesetzten, also der Ärzte am größten. Außerdem erwiesen sich, wie erwartet, beschriebene Diskriminierungssituationen sowie die Frage nach „besonderen Kenntnissen“ der Fachkräfte, unabhängig davon, ob sie an diese selber oder an deren Vorgesetzte gerichtet wurde, als sehr ergiebig; denn an diesen Stellen verdichteten sich Positionierungen, (Selbst-)Reflexionen und Bewertungen. Letztere Frage wird in D.II.1., D.II.3. und D.III. anhand der Selbsteinschätzung hinsichtlich Besonderheit behandelt werden. In der Studie des BIBB diente der Terminus „besondere Kenntnisse“ oder auch „besondere Fähigkeiten“ als Umschreibung interkultureller Kompetenzen, da sich im Vorfeld der Erhebung unter anderem in den vorbereitenden Workshops herausstellte, dass eine direkte Erfragung interkultureller Kompetenzen wenig ergiebig ist.<sup>449</sup> In den Interviews wurde dieser Terminus öfter als 'über das Fachwissen oder die Fachkenntnisse hinausgehend' oder als Zusatzwissen erläutert.<sup>450</sup> Als Umschreibung interkultureller Kompetenzen zielt dieser Terminus als Frage auf breit angelegte 'persönliche, soziale und kulturallgemeine' Kompetenzen. Für diese Arbeit relevant sind davon vor allem „Unsicherheits- und Ambiguitätstoleranz, differenzierte Selbstwahrnehmung, Fähigkeit zur Rollen- und Perspektivübernahme, Wissen bzw. Bewusstsein von der generellen Kulturabhängigkeit des Denkens, Deutens und Handelns, Vertrautheit mit Akkulturationsvorgängen“ sowie das „Wissen über allgemeine Kulturdifferenzen und ihre Bedeutung“.<sup>451</sup> In Goffmans Begriffen bedingen diese unter anderem eine ausgeprägte Wahrnehmungsfähigkeit für das eigene Wirken und den Eindruck, den man hinterlässt. Solch ein waches Apperzeptionsvermögen ist die Voraussetzung sozialer Geschicklichkeit. In Bourdieus Begriffen können diese Fähigkeiten auch die Bedingungen für eine gegebenenfalls zu hohe Sensibilität hinsichtlich des Spannungsniveaus des Marktes und der entsprechend angemessen oder übertrieben euphemisierten Sprechhandlung darstellen. Diese Konnotation von Besonderheit als Umschreibung ist zwar weiter gefasst als die Voswinkelsche, zielt aber tendenziell in dessen Richtung: Denn bei all diesen Kompetenzen steht nicht die Überlegenheit „besser als“, sondern der Unterschied „anders als“, von Voswinkel als „Besonderheit“ bezeichnet, im Vordergrund. Das sichert ab, dass eine Interpretation mittels Voswinkels Begrifflichkeiten den Kontext, aus dem heraus die Frage gestellt wurde, nicht verfehlt und ignoriert. Darüber hinaus ermöglichen Voswinkels begriffliche Differenzierungen, zwischen der Konnotation von Besonderheit in der Frage und jener in den Antworten scheinbar gehörten klarer zu unterscheiden.

---

<sup>449</sup> Vgl. Settlemeyer et al.: Zwischenbericht, S. 5, 7.

<sup>450</sup> Vgl. D.II.1.1., D.II.1.2..

<sup>451</sup> Settlemeyer et al.: Zwischenbericht, S. 3.



### **C.III.2. Zur Darstellung**

Für die Darstellung wurde folgender Aufbau gewählt: Die analysierten Passagen werden jeweils unkommentiert vorangestellt, um auch dem Leser zunächst einen Gesamteindruck des Gesagten zu vermitteln, der nicht schon stetig von möglichen Deutungen durchbrochen ist. Teilweise werden über die vorangestellten Passagen hinaus weitere Zitate und Interviewauszüge zur Stütze der Interpretation und Entwicklung der Argumentation herangezogen. Diese sind wie die Passagen durch ihre Umrandung als erstmalige Zitate gekennzeichnet. Die InterviewerInnen werden stets mit I., die Befragten mit B. abgekürzt. Bei schnellen Redezugwechselln, in denen unklar sein könnte, wer spricht, werden auch in der Interpretation diese Initialen verwendet, bei langen durchgehenden Erläuterungen einer Person fallen diese jedoch weg. Hinsichtlich der Quellenangaben wird die Benennung des BIBB unverändert übernommen. Die erste Zahl kennzeichnet die Berufszweige: 1. steht für ArzhelferInnen und Ärzte, 2. für Einzelhandel, 3. für Groß- und Außenhandel und 4. für die Spedition. Die zweite Zahl indiziert die berufliche Position, ob es sich 1. um Facharbeiter oder 2. um Vorgesetzte handelt. Die dritte Zahl ist hier nicht relevant und die vierte kennzeichnet den Ort, somit indirekt die InterviewerIn. Bei den Quellenangaben der Interviewzitate wurden jeweils die Angaben nach Absätzen etwas zusammengefasst, so dass ersichtlich bleibt, auf welcher Seite sich die zitierte Stelle befindet.

## **D. Empirische Rückbindung**

Vor dem Hintergrund der theoretischen Erörterung des Untersuchungsgegenstandes gehe ich den Leitfragen nun mit Hilfe der bereits erarbeiteten begrifflichen Werkzeuge an empirischen Quellen nach. Zunächst gilt es in D.I. exemplarisch zu analysieren, in welcher Form Anerkennung sprachlich thematisiert wird. In D.II. untersuche ich, wie sich die sozialen Ungleichheiten, die im Berufsalltag von Bedeutung und durch den Habitus, die soziale Position und Statusdifferenzen bedingt sind, in der Art und Weise zu sprechen niederschlagen. In D.III. werden in einem Zwischenfazit die Analysen aus D.I. und D.II. hinsichtlich der Freiheitsgrade im Sprechen, die Ausdruck verschiedener Positionierung in den symbolischen Machtverhältnissen innerhalb des sozialen Raums sind und unterschiedliche Chancen auf bestimmte Formen von Anerkennung eröffnen, zusammengeführt.

### **D.I. Sprache als Medium der Anerkennung**

In diesem Teil steht die Bedeutung einer umfassenden Sprachkompetenz als Medium und Kriterium von Anerkennung im Vordergrund. Zunächst wird anhand einiger Auszüge hinsichtlich der Sprachkompetenz einer Person zwischen reiner „Sprechfähigkeit“ und einer umfassenderen „Ausdrucksfähigkeit“ differenziert. Unter Sprechfähigkeit wird das formale Vermögen, über ein minimales Vokabular und grundlegende Kenntnisse der grammatischen Strukturen zu verfügen, verstanden. Ausdrucksfähigkeit bezeichnet die Möglichkeit, auch das eigene Denken und Empfinden nach Wunsch in einer Weise zu verbalisieren, die der SprecherIn selbst annähernd adäquat erscheint. Diese Differenzierung erinnert an die Unterscheidung von „Sprachfähigkeit“ und der „sozialen Fähigkeit“ zur adäquaten, auf den jeweiligen sprachlichen Markt zugeschnittenen Anwendung von Sprache bei Bourdieu<sup>452</sup>, die in der Interpretation berücksichtigt wird. Anschließend gehe ich der Frage nach, welcher Begriff von Anerkennung hier verwendet wird, wenn die Bedeutung von Sprache für Anerkennung erläutert wird und mit welcher der theoretischen Konzeptionen dieser am ehesten zu fassen ist.

#### **D.I.1. „Man wird daran gemessen, was man auch sagen kann.“**

##### **Zahnärztin:**

B. „Also mein, meine Skepsis, die ich ähm mir gegenüber, eigentlich mir selbst aufgebaut hab, so aus, aus Sorge, die Sprache hat mich schon sehr gekümmert, also dass ich nicht sagen kann, was ich denke und, das ist nun mal so. Man wird daran gemessen, was man auch sagen kann.“<sup>453</sup>

„Und das quält die Menschen.“

I. „Wie ist das denn mit den Patienten aus anderen Ländern? Sie haben vorhin gesagt, Sie haben bestimmt Patienten aus 12 verschiedenen Ländern. Wie funktioniert da so eine Kommunikation?“

B.: „Ich kann jetzt keinen Vergleich stellen, wies wäre, wenn (.....) anders wäre.“

I.: „Nee. Wenn jetzt zum Beispiel ...“

<sup>452</sup> Vgl. Bourdieu: Whs, S. 41-44.

<sup>453</sup> BIBB: Interview 1.2.13.4k: S. 14.

B.: „Was ich sagen kann, äh, oder dass ich was anderes mache, was andere machen würden. Vielleicht aufgrund äh meiner Probleme, die ich früher hatte, hab ich mehr Verständnis für die jetzt die Probleme haben. Weil sie sich nicht richtig äußern können oder so. Und das quält die Menschen. Also mich hat es furchtbar gequält, dass ich nicht verstanden werde (.....) ich jetzt wirklich meine. Man kann sich schon verstehen, aber nicht äh, wie soll ich sagen, nicht nicht äh, hm, verständlich, verständlich machen kann man sich immer irgendwie mit Händen und Füßen. Aber das, äh, manchmal reicht es nicht aus halt.“

I.: „Da ist man so ...“

B.: „Ja schon fast blockiert so ...“

I.: „... blockiert, hm.“

B.: „... und vielleicht hab ich da etwas mehr Verständnis dafür und versuch, dass rauszubekommen. Manche kommen hier ganz aggressiv, weil die eben ähm Schmerzen haben und äh (.....) wo ich Auseinandersetzung erst mal haben und wie auch immer, und das muss man versuchen abzubauen.“<sup>454</sup>

Da in der Argumentation verschiedene über das Interview verteilte Passagen herangezogen werden, muss in diesem Fall der Interview-Kontext etwas ausführlicher dargestellt werden.

### *Hintergrundinformationen:*

Die Befragte berichtet auf Nachfrage hin, dass sie zum Zeitpunkt ihrer Migration ihr Abitur abgeschlossen und die schwierige Aufnahmeprüfung für einen Studienplatz in Zahnmedizin in Polen bestanden hatte.<sup>455</sup> Bei ihrer Ankunft in Deutschland „[...] war denn [...ihre]<sup>456</sup> größte Sorge, dass [...sie] die Sprache nicht ausreichend lernen kann, dass [...sie] ähm hier einen, [...ihren] gewünschten Beruf ergreifen werde, das war schon sehr dramatisch für mich.“<sup>457</sup> In Deutschland besuchte sie anschließend 8 Monate einen Kurs einer Stiftung, der sie auf einen „Sonderlehrgang für spätausgesiedelte Abiturienten“<sup>458</sup> vorbereitete, in dem sie das 13. Schuljahr und das deutsche Abitur nachholen konnte. Anschließend bewarb sie sich erfolgreich über die ZVS.<sup>459</sup>

Über ihren Studienverlauf in Deutschland erzählt sie, dass sie „[...] entweder [...] viel Glück oder wie auch immer[...]“ gehabt habe, sich „[...] da nie sehr fremd gefühlt [...]“ und „nie das Gefühl gehabt [habe], dass man [...sie] da nicht akzeptiert.“, obwohl sie „[...] zwar mit dem Gefühl [...] reingegangen [sei], dass [...sie] nichts kann, nichts weiß und keiner [...sie] verstehen [...]“ wird. Dass ihre Befürchtungen nicht eingetreten sind, schreibt sie auch den „[...] sehr, sehr nette[n] Kommilitonen [...]“ und den kleinen Arbeitsgruppen in „[...] ja fast familiäre[n] Verhältnisse[n]“ zu. Daraufhin beginnt die InterviewerIn eine Nachfrage zu stellen, „Sie haben sich wohl gefühlt und Sie haben das ...“<sup>460</sup> wird jedoch von der Befragten unterbrochen, die ihre Ausführungen fortsetzt:

<sup>454</sup> BIBB: Interview 1.2.13.4k: S. 18f..

<sup>455</sup> Vgl. BIBB: Interview 1.2.13.4k: S. 8.

<sup>456</sup> Diese eckigen Klammern markieren hier und im Folgenden die Auslassung der Pronomina oder auch Anpassungen an die erforderlichen Fälle und enthalten gleichzeitig die Ersetzung. Dies ist dem Anliegen geschuldet, einerseits den originalen Wortlaut zu erhalten und trotzdem grammatikalisch weitestgehend korrekte Sätze zu zitieren, um die Lesbarkeit zu erleichtern.

<sup>457</sup> BIBB: Interview 1.2.13.4k: S. 11.

<sup>458</sup> BIBB: Interview 1.2.13.4k: S. 12.

<sup>459</sup> Vgl. BIBB: Interview 1.2.13.4k: S. 12.

<sup>460</sup> BIBB: Interview 1.2.13.4k: S. 14.

„Also mein, meine Skepsis, die ich ähm mir gegenüber, eigentlich mir selbst aufgebaut hab, so aus, aus Sorge, die Sprache hat mich schon sehr gekümmert, also dass ich nicht sagen kann, was ich denke und, das ist nun mal so. Man wird daran gemessen, was man auch sagen kann.“<sup>461</sup>

Hier und besonders im letzten Satz betont sie explizit die Bedeutung des Sprach- und Ausdrucksvermögens für den Eindruck, den man bei anderen hinterlässt, und für das Bild, welches sich diese auf der Grundlage des eigenen Verhaltens, das von Sprechhandlungen durchzogen ist, von der eigenen Person machen. Damit wirft sie hier einen „positiven Horizont“ auf, den sie nachher mehrfach wieder aufgreifen wird und der im Gesamtinterview einen wichtigen „Orientierungsrahmen“ darstellt. Daher wird an dieser Stelle auch die tiefere Deutung auf einen späteren Zeitpunkt verschoben, wenn weitere Bezugspunkte zur Verfügung stehen.

Im weiteren Kontext der Frage, ob ihre eigene Migrationserfahrung sich auf den Patientenstamm auswirkt, die bejaht wird<sup>462</sup>, kommen polnischsprachige sowie andere nicht deutschsprachige Patienten zur Sprache. Die Frage der InterviewerIn:

„Wie ist das denn mit den Patienten aus anderen Ländern? Sie haben vorhin gesagt, Sie haben bestimmt Patienten aus 12 verschiedenen Ländern. Wie funktioniert da so eine Kommunikation?“

wird von der Ärztin als Fragestellung abgelehnt: „Ich kann jetzt keinen Vergleich stellen, wies wäre, wenn (.....) anders wäre.“ Sie lehnt eine Beantwortung ab, und die Vermutung liegt nahe, dass sie keinen Vergleich ziehen will, um einer Bewertung, die die verschiedenen Gruppen ungleich gut dastehen lässt, zu entgehen. Die InterviewerIn hakt ein: „Nee. Wenn jetzt zum Beispiel ...“<sup>463</sup>. Die Verneinung und der Ansatz, ein Beispiel zu nennen, deutet darauf hin, dass sie sich in ihrer Fragestellung korrigieren will, da sie scheinbar aus der Antwort der Befragten schließt, dass sie in der Zielrichtung ihrer Frage missverstanden wurde. Bevor das Beispiel ausgeführt werden kann, ergreift die Ärztin wieder das Wort.

„Was ich sagen kann, äh, oder dass ich was anderes mache, was andere machen würden. Vielleicht aufgrund äh meiner Probleme, die ich früher hatte, hab ich mehr Verständnis für die jetzt die Probleme haben. Weil sie sich nicht richtig äußern können oder so. Und das quält die Menschen. Also mich hat es furchtbar gequält, dass ich nicht verstanden werde (.....) ich jetzt wirklich meine. Man kann sich schon verstehen, aber nicht äh, wie soll ich sagen, nicht nicht äh, hm, verständlich, verständlich machen kann man sich immer irgendwie mit Händen und Füßen. Aber das, äh, manchmal reicht es nicht aus halt.“<sup>464</sup>

Mit dieser Äußerung lässt sie die ursprüngliche Frage weiterhin unbeantwortet und greift stattdessen ihre vorangegangene „Proposition“<sup>465</sup> der massiven Bedeutung von Sprache für die Selbst- und Fremdwahrnehmung einer Person auf. Wiederum betont sie - besonders durch die Beschreibung als „Qual“ - die fundamentale Bedeutung von umfassendem Ausdrucksvermögen anhand der Belastung und Einschränkung, falls dieses als nicht ausreichend empfunden wird. Hier deutet sie in der Gegenüberstellung der „Qual“ „[...] sich nicht richtig äußern [zu] können

<sup>461</sup> BIBB: Interview 1.2.13.4k: S. 14.

<sup>462</sup> Vgl. BIBB: Interview 1.2.13.4k: S. 15f..

<sup>463</sup> BIBB: Interview 1.2.13.4k: S. 18.

<sup>464</sup> BIBB: Interview 1.2.13.4k: S. 18f..

<sup>465</sup> Zur methodisch-analytischen Funktion und Verwendung des Begriffs „Proposition“ Vgl. Przyborski; Wohlrab-Sahr: Qualitative Sozialforschung S. 292ff..

oder so“ und dem „verständlich machen [...] irgendwie mit Händen und Füßen“, welches erstere nicht lindert, die oben erwähnte Differenzierung zwischen Sprech- und Ausdrucksfähigkeit an. In einem sich ergänzenden Austausch mit der InterviewerIn fährt sie fort:

I.: „Da ist man so ...“ B.: „Ja schon fast blockiert so ...“ I.: „... blockiert, hm.“ B.: „... und vielleicht hab ich da etwas mehr Verständnis dafür und versuch, das rauszubekommen. Manche kommen hier ganz aggressiv, weil die eben ähm Schmerzen haben und äh (.....) wo ich Auseinandersetzung erst mal haben und wie auch immer, und das muss man versuchen abzubauen.“<sup>466</sup>

Hier bewertet sie die mangelnde Sprachkompetenz als etwas, das die Person „blockiert“, und scheint darin auch die Ursache für die von ihr bei manchen Patienten vorgefundene Aggressivität zu sehen. Sie fügt diese Erläuterung beispielhaft an ihre vorhergehenden Ausführungen an. Durch die Betonung der „Qual“ und der Erläuterung daraus möglicherweise entstehender Aggressivität, wird hier auch die Rückwirkung der eigenen Sprachkompetenz auf die eigene Identität thematisiert, wobei in ihrer Darstellung die Person in ihrer Selbstsicht zu leiden scheint. Indem sie bezüglich der Blockade aus eigener Erfahrung spricht, es bei ebenfalls fremdsprachigen Personen ähnlich vermutet und die „Probleme“ nachvollzieht, elaboriert sie den Horizont in Form einer Perspektivübernahme und versucht, diese Schwierigkeiten zu beheben. Diese Fähigkeit, die sie hier zur Unterstützung der Problemlösung nutzt, ist auch in Hinblick auf Anerkennung relevant, wird diesbezüglich aber erst nach dem folgenden erweiternden Auszug behandelt.

### **D.I.2. „Das degradiert die Menschen [...] wenn sie sich nicht gut [...] artikulieren können.“**

Zahnärztin:

I.: Ich möchte Sie jetzt nicht über Gebühr hier festhalten. Wenn Sie los müssen, dann äh. Vielleicht sagen Sie, wenn Ihnen noch irgendwas so einfällt, was Sie gerne erzählen wollen, oder was Ihnen in den letzten Tagen so durch den Kopf gegangen ist. Ich kann Sie aber auch ...

B.: „Ich muss nur sagen, dass ich jetzt irgendwie im Vergleich mit der türkischen Bevölkerung, die hauptsächlich hier vertreten ist. Die älteren Semester haben äh viele Probleme, sich hier einzufinden weil es wird irgendwie die Sprache (.....) oder ist es zu wenig gefördert, ich weiß es nicht, ich hab jetzt keine Beurteilung abgeben. Ich kann nur von mir aus sagen, dass ich das Glück hatte, als Spätausgesiedelte in besonderem, ja Vorteile zu genießen, dass man mir, diesen Kurs gegeben hat und die Möglichkeit, noch mal ein Jahr in dem Gymnasium zu machen, [...] Aber die Sprache hat das sehr vertieft. Und das äh fehlt hier vielen, das man darauf keinen größeren Wert nimmt, zumindest bei der zweiten Generation. Dass man da nicht mehr die dazu ermutigt, ermöglicht oder auch mehr oder weniger dazu hintreibt, dass sie sich auf die Sprache (.....). Das degradiert die Menschen, glaub ich, wenn sie sich nicht gut aus-, artikulieren können. Das zieht sich ein Leben lang. Wenn man das nicht in jungen Jahren oder bei der Berufsfindung und, und Ausbildung, Sprache nicht vertieft hat, das wird ein Leben lang verfolgen und ich sehe, dass die Menschen auch, wie die behandelt werden, wenn die sich nicht artikulieren können, die werden automatisch äh bisschen herablassend behandelt. Das versuche ich hier zu vermeiden. Aber ich muss auch immer aufpassen, dass man dann ...“

I.: „(.....)“

B.: „Genau, dass ich das, jemand, der nicht sagen kann, was er denkt, das heißt nicht, dass er nicht denkt oder nicht denken kann. Und das ist das, was mir wirklich gut auf- sehr aufgefallen ist, das ist für die, für meine Gruppe jetzt, die halt aus X. kam, war es unglaublich wichtig, die Sprache zu erlernen und wir hatten auch die Möglichkeiten. Was den Gastarbeitern ähm immer noch ziemlich verschlossen bleibt. Und oft die zweite Generation sogar zu Hause nur Muttersprache spricht und immer noch Probleme, weil sie die Kinder (.....) kommen. Sich fließend und gut artikulieren (.....) die leben nach

<sup>466</sup> BIBB: Interview 1.2.13.4k: S. 19.

wie vor (.....)“

I.: „Ja, damit haben sie weniger Chancen.“

A: „Schon in Kontaktfindung, weil es ist mir auch an meinem Beispiel bewusst geworden, wie wichtig ist die Sprache, und dass man nicht nur, es ist ja noch wichtiger als das Äußere. Obwohl das heutzutage auch schon große Rolle spielt.“<sup>467</sup>

Am Ende des Interviews wird die Ärztin noch einmal aufgefordert, sich nach eigenem Belieben zu äußern. Die Ärztin nutzt dies, um abschließend den im Vorfeld aufgeworfenen „positiven Horizont“ der Bedeutung von Sprache für gesellschaftliche Anerkennung nochmals aufzugreifen und als eine Art politisches Anliegen vorzubringen. Dabei zieht sie nun doch einen Vergleich zur türkischen Bevölkerung, bei der sie große sprachliche Mängel auch über mehrere Generationen hinweg feststellt und damit einen negativen Gegenhorizont darlegt, von dem sie später ihre eigene Erfahrung abgrenzt. Weiterhin achtet sie aber sehr darauf, nicht zu beurteilen, bei wem die Verantwortung dafür zu suchen ist, also keine Schuldzuweisungen vorzunehmen. Diese protektive Maßnahme, die das Image, das sie durch ihre Aussage nach außen vermittelt, beschützt, scheint der etwaigen Annahme entgegenzuwirken, sie werfe jenen, die sich mit der deutschen Sprache und Alltagsbewältigung im fremden Land schwer tun, vor, es sei selbstverschuldet. Diese Absicherung gegen eine unerwünschte Deutung ihrer Äußerung als wertendes Urteil über bestimmte Personengruppen und deren Integrationsgrad bekräftigt daher die Vermutung, dass die zuvor abgelehnte Frage nach einem Vergleich ebenfalls derart begründet ist.<sup>468</sup> Gegenüber dieser misslichen Lage bezeichnet sie ihren Migrationsverlauf als „glücklich“ und auch als von politischer Seite ausreichend unterstützt.<sup>469</sup> Im Zuge der weiteren Elaboration dieses Horizonts in stetiger kontrastierender Gegenüberstellung mit dem „Gegenhorizont“<sup>470</sup> kritisiert sie implizit die gegenwärtigen Zustände. Sie hinterfragt die Gründe für unterlassene Bemühungen beim Erwerb der Landessprache von MigrantInnen in einer allgemeinen, unpersönlichen Formulierung, mit der in Form des „man“ die Politik der Bundesrepublik zumindest ein möglicher Adressat ist. Sie wirft die Frage auf, warum

„[...] man da nicht mehr die dazu ermutigt, ermöglicht oder auch mehr oder weniger dazu hintreibt, dass sie sich auf die Sprache (.....).“<sup>471</sup>

Die Schlussfolgerung aus ihrer kontrastierenden Darstellung ist also eine Handlungsaufforderung. Auch hier werden verschiedene mögliche Verantwortlichkeiten berücksichtigt, indem sie in Form von „Ermutigung und Ermöglichung“ einerseits helfende Unterstützung und entsprechende Bedingungen, andererseits in Form des „dazu Hintreibens“ auch die an die MigrantInnen gerichtete (Auf-)Forderung, anregt.

Diese Art Postulat begründet sie anschließend ausführlich, an dieser Stelle seien jedoch lediglich ein paar zentrale Sätze zitiert:

„[...]Das *degradiert* die Menschen, glaub ich, wenn sie sich nicht gut aus-, artikulieren können. Das zieht

<sup>467</sup> BIBB: Interview 1.2.13.4k: S. 21-23.

<sup>468</sup> Vgl. Beginn der Passage unter D.I.1. und deren Interpretation.

<sup>469</sup> Vgl. BIBB: Interview 1.2.13.4k: S. 21f..

<sup>470</sup> Vgl. Przyborski; Wohlrab-Sahr: Qualitative Sozialforschung, S. 290.

<sup>471</sup> BIBB: Interview 1.2.13.4k: S. 22.

sich ein Leben lang. [...] die werden automatisch äh bisschen *herablassend* behandelt. Das versuche ich hier zu vermeiden. Aber ich muss auch immer aufpassen, [...] dass ich das, *jemand, der nicht sagen kann, was er denkt, das heißt nicht, dass er nicht denkt oder nicht denken kann.* [...] <sup>472</sup> (Hervorhebungen, C.S.)

Besonders in den hervorgehobenen Ausdrücken oder Sätzen benennt sie explizit die Verquickung von Sprache und Chancen auf Anerkennung. Sie beschreibt, dass in Folge von unzureichendem Ausdrucksvermögen, welches eine weitergehende Sprechfähigkeit voraussetzt, die Betroffenen in der Wahrnehmung der anderen in ihrem persönlichen Wert herabgesetzt und auch so behandelt werden. Ihrer Darstellung nach geschieht das sogar „automatisch“, weshalb sie umso mehr darauf zu achten versucht, es zu vermeiden. Hinter diesem Automatismus steht bei ihr der intuitive Schluss, dass Sprechen der Ausdruck des Tuns und Seins, zu dem man fähig ist, sei, den sie zwar als falsch bestimmt, zu dem sie und man jedoch neige. Auch greift sie die vorige Gegenüberstellung von ihren Möglichkeiten zum Spracherwerb des Deutschen und jenen anderer MigrantInnen, hier der „Gastarbeiter“, auf, wobei sich wiederum die Politik als Adressat anbietet. In der Formulierung „verschlossen bleibt“ stellt sie jene „Gastarbeiter“ als passiv den Gegebenheiten Ausgelieferte dar, so dass der mangelnde Zugang strukturell begründet wird. Abschließend nimmt sie auf einen anderen, den ersten Eindruck und damit die sozialen Beziehungen, die „Kontaktfindung“, stark bestimmenden Faktor Bezug: „das Äußere“. Trotz der diesem attestierten zunehmenden Bedeutung, bewertet sie die Sprache als noch ausschlaggebender in der Begegnung und entsprechend auch für den Aufbau von Beziehungen. Dabei rekurriert sie wiederum auf ihre eigenen Erfahrungen. In diesem Abschnitt gelangt sie zu einer weiteren Synthese, mit der sie ein normatives Richtmaß für sprachliche Interaktion aufstellt: Jener Fehlschluss, der dazu führt, dass Menschen aufgrund von mangelndem Sprachvermögen „degradiert“ werden, soll vermieden werden. Dies – darauf scheinen die letzten beiden Sätze hinzuweisen – ist aber nur möglich, wenn man sich in vollem Ausmaß bewusst ist, wie sehr das Wirken auf andere vom Sprachvermögen abhängt: Denn erst dann kann versucht werden, dem „automatischen“ Fehlschluss, der die Betroffenen mutmaßlich als Unmündige, da nicht Denkende disqualifiziert, mittels jener Einsicht entgegenzuwirken.

Sie stellt Sprache ähnlich wie Bourdieu fast als Determinante des Erscheinungsbildes, des Auftretens und Wirkens nach außen zumindest im öffentlichen Leben dar. Abgesehen von der Bedeutung von Sprache für Anerkennung stellt sich jedoch die Frage, welchen Begriff von Anerkennung sie hier thematisiert und ob dieser eher dem Bourdieuschen oder dem Honneth-Voswinkelschen Konzept nahe steht. Nach Bourdieu müsste Anerkennung vor allem von einem instrumentellen Charakter im Dienste eines übergeordneten Zwecks geprägt sein. Als Zweck bietet sich in Bezug auf jene Passage wohl am ehesten ganz allgemein Macht an. Diese würde dann in der Befähigung bestehen, das alltägliche Leben besonders in dessen sozialer

---

<sup>472</sup> Ebd., S. 22.

Dimension in einer nicht degradierenden Weise zu bewältigen. Fraglich ist, ob das als Macht zu bezeichnen ist, denn dieses „Ziel“ impliziert bisher keine Asymmetrie und betont entsprechend noch keine vertikale Dimension. Hier geht es nicht um Anerkennung für Leistung und erst recht nicht um solche für Besonderheit als Überlegenheit, sondern in Form der Abgrenzung zur „herablassenden Behandlung“ und „Degradierung“ eher um das Zugeständnis einer grundlegenden Geltung an die andere Person, als eine solche Person. Diese Bestimmung stammt von Honneth, der in diesem Kontext die Reziprozität betonte. In dieser Passage geht es zwar nicht in erster Linie um die Frage, ob Anerkennung reziprok sein muss, aber um die Voraussetzungen, die zu reziproken sozialen Beziehungen befähigen. Diesbezüglich erweist sich die Sprache zumindest in öffentlichen Situationen als eine notwendige Bedingung, auch wenn sie alleine wiederum nur einen Teil der Voraussetzungen ausmacht. Diese Überlegungen deuten darauf hin, dass die Ärztin mit Voswinkels Begrifflichkeiten gesprochen hier Anerkennung in Form einer universellen Achtung und Würdigung thematisiert und fordert.

Da die Ärztin Anerkennung vor allem negativ über Missachtung bestimmt, soll diese in ihrer Art näher erörtert werden, um dann eventuell Rückschlüsse zu ziehen für eine Bestimmung, die ihren Anerkennungsbegriff besser erfasst als die Bourdieusche. Mit Honneth wäre die hier beschriebene Form der Missachtung gleichzeitig in den Sphären des Rechts und der sozialen Wertschätzung anzusiedeln. Das ist nicht verwunderlich, da diese sich im öffentlichen sozialen Raum und sozialen Situationen häufig durchdringen. In der zitierten Passage wird „Entrechtung bzw. Ausschließung“ und „Entwürdigung bzw. Beleidigung“<sup>473</sup> thematisiert: Die „Degradierten“ werden nicht mehr als ihren Mitmenschen ebenbürtige Interaktionspartner wahrgenommen, denn indem sie sich kaum ausdrücken können, weichen sie entscheidend vom normalen Handlungsvermögen ab. Infolgedessen sind sie auch hinsichtlich ihrer Fähigkeiten als 'minderwertig herabgestuft'.<sup>474</sup> Letzteres kommt vor allem in dem hier als „automatisch“ dargestellten Fehlschluss der Denkfähigkeit zum Ausdruck. Auch bei der Zuordnung zu Voswinkels Begrifflichkeiten verschmelzen die analytisch unterschiedenen Anerkennungsmodi von Achtung und Wertschätzung. Die korrespondierenden Missachtungsformen bezeichnet er als „Verachtung bzw. Entwürdigung“ und „Geringschätzung bzw. Stigmatisierung“. Kleinere begriffliche Bedeutungsnuancen zwischen Honneth und Voswinkel sind an dieser Stelle nicht so entscheidend, denn auch Voswinkel beschreibt hier den Ausschluss aus „der relevanten Gemeinschaft“ sowie die Abwertung und Disqualifizierung des Betroffenen.<sup>475</sup> Lediglich der Begriff der Stigmatisierung sei hervorgehoben, da er zusätzliche Aspekte erfasst und im Folgenden noch relevant sein wird. Der Begriff der Stigmatisierung bringt zum Ausdruck, dass die beschriebene Missachtung eine Wirkung entfaltet, die über die spezifische Situation, in der sie erfahren wird hinaus weist und dem Betroffenen in Form einer Kategorisierung als

---

<sup>473</sup> Honneth: KuA, S. 211.

<sup>474</sup> Vgl. Ebd., S. 216f..

<sup>475</sup> Voswinkel: Anerkennung, S. 50f..



dauerhaftes, bemerkbares Kennzeichen anhaftet. Zusätzlich ist hinsichtlich der Reziprozität auffällig, dass zwar nur die eine Seite degradiert ist, Anerkennung in Form von Achtung und Wertschätzung jedoch auch der Ärztin erst dann von der herabgesetzten Seite zuteil werden kann, wenn sie deren Missachtung entgegenwirkt. Andernfalls bleibt die Missachtete blockiert oder gar aggressiv und damit in ihrer Veräußerung von Anerkennung verhindert. In diesem Fall handelt es sich jedoch um eine Zweier-Beziehung zwischen Ärztin und PatientIn, in der es für den Überlegenen mehr Gründe gibt auf die Achtung des Unterlegenen in Maßen bedacht zu sein, als wenn der beteiligte Personenkreis größer ist.

Diese Neben- oder Rückwirkung von fehlender Anerkennung und Anerkennungsaussichten, welche von einer zentralen Rolle der Reziprozität für Anerkennung zeugt, kommt in den folgenden beiden Passagen zum Ausdruck. Hier schildert die Ärztin Situationen, in denen Anerkennung zweifelhaft ist, aus verschiedenen Blickwinkeln. Die Erläuterungen der Ärztin stehen im Kontext der Frage nach dem Einsatz ihrer Fremdsprachenkenntnisse.

Das ist, also das, Gespräche, die ich hier auf Polnisch führe, sind meistens, *um den Patienten eine Brücke zu bauen*. Damit die sich verstanden fühlen halt. Dass sie auch was sagen kann, äh was sie vielleicht nicht generell nicht angenehm wäre zu äußern. Gibt manchmal auch Probleme, die hetzt finanzieller Art sind und man schämt sich dessen. Aus wessen Gründen auch immer, oder die Ängste, die man abbauen möchte. Das sind nicht unbedingt fachliche Dinge, aber eben was Privates, Persönliches, und wenn ähm, ein Mensch, der krank ist, leidet und noch meint, nicht verstanden zu werden, wenn er sich nicht so äußern kann, wie er das fühlt, dann ist das schon eine große Barriere und da glaube ich, dass über die Sprache nicht das Fachliche wichtig ist, sondern *dass sich hier Menschen begegnen in sprachlicher Hinsicht*. [Hervorhebungen, C.S.]<sup>476</sup>

Die nächste Passage folgt im Interview in Anschluss an die Passage „Und das quält die Menschen“, in der sie die Aggressivität beschreibt und in mangelndem Ausdrucksvermögen begründet sieht. Sie stellt also ein Beispiel für die Probleme dar, die durch diese extreme Einschränkung auftreten.

Aber es gibt Patienten, die eben ähm an der Rezeption schon ähm erst, das gibt es schon öfter, dass da erster Zusammenstoß ist, oft ist es ähm, dass man die Sprache übersetzt. Und ähm die (.....) *für die deutschsprachige Helferin schon fast ein Angriff* oder die fühlt sich dann, wie soll ich sagen *übergangen*, weil man mit mir sprechen möchte und nicht mit ihr. Das, das macht manchmal ähm, ... [Hervorhebungen, C.S.]<sup>477</sup>

Die Perspektive jener, die auf Hilfe und angebotene „Brücken“ angewiesen, da in ihrem Ausdrucksvermögen eingeschränkt sind, und die Perspektive jener, die sich in ihrem Geltungsanspruch verletzt, „angegriffen“, „übergangen“ fühlen, bedingen sich hier wechselseitig. Auch hier kann davon ausgegangen werden, dass der Personenkreis relativ klein ist. Entscheidender noch dürfte aber die Tatsache sein, dass der als ein solcher empfundene „Angriff“, von einer Person ausgeht, die der Landessprache kaum mächtig ist und der aufgrund dessen meist eine unterlegene Position zugewiesen wird. Somit richtet sich die mangelnde Anerkennung hier gegen eine generell wahrscheinlich anerkannte Person, so dass sich hier weniger die Frage der Reziprozität stellt, sondern eher jene, ob Sanktionen folgen.

Indem sie die Annahme, wer seine Gedanken nicht artikuliert, hätte keine der Verbalisierung

<sup>476</sup> BIBB: Interview 1.2.13.4k: S. 16f..

<sup>477</sup> Ebd., S. 19.

würdigen Gedanken oder wäre zu solchen nicht fähig, als Fehlschluss darstellt, den es zu vermeiden gilt, postuliert sie indirekt auch eine gesellschaftliche „Anerkennungsnorm“ im Honnethschen Sinn. Diese weist durchaus Parallelen zu dem von Goffman beschriebenen Gleichbehandlungsprinzip in Dienstleistungen auf, welches die Unterstellung impliziert, eine mündige, also auch denkfähige Person zu sein. Goffman kennzeichnete eben jenes jedoch als „Wunschdenken“ und lediglich in Form der Bemühung, zumindest spezifische Einflussfaktoren auszuschließen, als realistisch, so dass sich die Frage stellt, ob das auch die hier postulierte Anerkennungsnorm betrifft. Mit dieser Frage tritt auch eine weitere Dimension der Anerkennung hervor, die Voswinkel mit der Kontrastierung von „Authentizität und Schein“ umreißt, und unter anderem in Rekurs auf Goffmans Begriff der Täuschung ausführt. Die Goffmansche Täuschung kennt jedoch auch gute Absicht und ist teilweise im sozialen Leben dem Schutz vor Missachtung förderlich, wenn nicht gar für diesen notwendig.<sup>478</sup> Derart kann der vorgetäuschte Schein als gewährte Form auch wieder zu einem Zeugnis von Respekt werden, solange diese nicht durch akribische Perfektion verhöhrend gestaltet wird. Somit bedeutet die Parallele der hier geforderten Anerkennungsnorm zum normativen Anspruch der Gleichbehandlung in öffentlichen Dienstleistungen, dem Goffman nur sehr eingeschränkte Realisierungsmöglichkeiten attestiert, nicht, dass das Postulat der Ärztin per se utopisch oder gar illusorisch ist. In Anschluss an diese Erörterungen ist resümierend festzustellen, dass die Ärztin hier Anerkennung in Form von universeller Achtung als eine politische Forderung thematisiert.

Auf den folgenden Teil D.II vorgehend, der durch die gesellschaftliche Stellung bedingte Ungleichheiten im Sprechen im beruflichen Kontext fokussiert, fällt eine Besonderheit auf: In den hier untersuchten Passagen wird die InterviewerIn meistens von der Ärztin unterbrochen, oder die Redezüge gehen ineinander über, außer die InterviewerIn eröffnet einen neuen Themenbereich. In dieser Anhäufung ist es im gesamten Interview nicht zu finden, doch auch hier ist eine Unterbrechung seitens der Befragten keine Seltenheit. Das ist hinsichtlich der Interviewsituation vorteilhaft, da die Ärztin - offenbar im Redefluss - sich auch von der InterviewerIn nicht irritieren lässt, so dass davon ausgegangen werden kann, dass sie äußert, was ihr wichtig ist, und nicht etwa das, was als erwünscht angenommen wird. Es bestärkt bei der LeserIn den Eindruck von Authentizität, der Glaubwürdigkeit und dadurch auch Gehör verschafft, womit trotz der geringfügigen grammatikalischen Unkorrektheiten entscheidende Kriterien sozial akzeptabler Sprache erfüllt sind. Außerdem zeugt die Tatsache, dass die InterviewerIn unterbrochen oder gar ihr Ansatz zu sprechen wie am Ende der Passage unter D.I.2. übergangen wird, von einer selbstbewussten: besser, selbstsicheren Positionierung gegenüber der InterviewerIn. Auch finden sich im ganzen Interview keinerlei Anzeichen eines

---

<sup>478</sup> Vgl. Teil B.II.2..

übersteigerten Respekts vor der gesellschaftlichen Position der Forschungsbeauftragten. Das scheint gemeinhin in Anbetracht ihrer Position als Ärztin nicht verwunderlich, doch werden daran eklatante Unterschiede zu dem später analysierten Verhalten der Fachkräfte sichtbar: Denn dort scheinen die Interviewbeteiligten hinsichtlich ihres Status nicht tendenziell ebenbürtig zu sein. Hingegen erweckt die Ärztin den Eindruck, auf gleicher Ebene mit der InterviewerIn zu sprechen, wobei stellenweise eher Letztere mit ihrer Neugierde bzw. ihrem Forschungsinteresse in die Position einer Bittstellerin gerät. Gewissermaßen erweist die Ärztin, indem sie sich zum Interview bereit erklärt, der InterviewerIn schließlich auch eine Gefälligkeit. Es kann sogar als Abhängigkeit, daher Unterlegenheit und somit als relativ schwache Position der InterviewerIn im Vergleich zur Ärztin auf dem spezifischen sprachlichen Markt der Befragung empfunden werden. Es kann natürlich auch an der InterviewerIn und deren spezifischer Sprechweise liegen. In D.II. werden unter anderem Passagen eines Interviews, das von derselben Person geführt wurde, analysiert, so dass im direkten Vergleich etwas besser abzuschätzen ist, welche Einflussfaktoren auf einen der Beteiligten, oder auf deren Kombination zurückzuführen sind. Welche Formen solche Machtverhältnisse annehmen können und wie sie sich in ihren Einzelheiten unterscheiden, wird in D.II. untersucht.

## **D.II. Wer spricht wie? Symptom und Indiz ungleicher sozialer Positionen**

Bourdieu zeigt in seiner Analyse auf, wie über das Sprechen als Medium der Anerkennung eine zwangsläufige Positionierung im sozialen Raum vollzogen wird. Anhand der Analyse der folgenden Passage werden die drei im hier untersuchten beruflichen Kontext zentralen Aspekte, der Manifestation sozialer Ungleichheit in Form von Statusunterschieden und ungleichen Machtverhältnissen im Sprechen herausgearbeitet und anschließend systematisiert zusammengefasst. Dabei handelt es sich erstens um die Mittel, mit denen versucht wird, die eigene Äußerung sozial akzeptabel zu machen. Zweitens um die Art und Weise, in der gegebenenfalls die Ausübung symbolischer Gewalt und damit die Reproduktion bestehender symbolischer Herrschaftsverhältnisse begünstigt wird. Drittens richtet sich mein Augenmerk auf die Form, in der über die eigene Person hinsichtlich möglicher Besonderheiten gesprochen werden kann. In D.II.2. Und D.II.3. werden zum ersten und dritten Aspekt weitere Passagen vergleichend betrachtet. Die Untersuchung des zweiten Aspekts, der symbolischen Herrschaftsverhältnisse, wird durchgängig an gegebenen Stellen berücksichtigt und geht in die Interpretationen ein. Da diese aber, wie in Teil B.II. herausgearbeitet, indirekt und oft subtil wirksam sind, gestaltet es sich schwieriger, diese Mechanismen an einer Passage konkret aufzuzeigen, weil sie meist als ganzheitliches Beziehungsgeflecht in ihrer spezifischen Konfiguration wirksam sind.

### **D.II.1. „[...] ne, wie man sich so gegen Ausländer verhält.“ - reflektierende Interpretation**

Arzthelferin bei zwei Gynäkologen, Eine Ärztin ein Arzt:

I.:	Erzählen Sie mir doch mal über den Kontakt zu den Patient-innen, sind es ja vor allen Dingen hier.
B.:	Zu allen Patientinnen oder bestimmte Patientinnen? Alle?
I.:	Ja, erst mal, was Ihnen so einfällt.
B.:	(?Kontakt) Was mir einfällt (Ja.) oder so halt äh die Beziehung zwischen Patienten und mir?
I.:	Ja, erzählen Sie doch darüber.
B.:	Die Beziehung, ähm. Das war, wo ich in der Ausbildung war, hat mich immer jeder gefragt, ja, wie lange haben Sie noch. Das hat mich so erst mal gestört. Und ich wollte das nicht hören, weil ich da-, ich dachte, ich kann doch alles, ne. Aber jetzt weiß jeder, jetzt, jetzt weiß jeder meinen Namen, aber die tun sich so ein bisschen schwer, mein Name ist ja nicht so direkt leicht auszusprechen. Das freut mich erstens. Und zweitens ich, ähm unterhalte mich sehr gerne mit denen. Und die fragen mich immer, manche fragen mich: „Sie hab ich hier noch gar nicht gesehen, sind Sie neu?“ Manche. Und es gibt auch Patientinnen, zum Beispiel, es kommen Patienten, die jeden Monat zur Spritze. Und die kennt man ja auch. Und mit denen hab ich auch wirklich eine gute Beziehung und die, es gibt auch Patienten, die sagen, ach, ich möchte, dass mich Frau A. spritzt. Denn jede hat ne andere Handhabung, ne. Solche Beziehung auch am Telefon, ja, Frau A., ich kann Ihren Namen ja nicht sprechen oder so. So was, aber. Eigentlich bin ich, bi-, wie soll ich sagen, ja, gut, nicht sehr gut, aber gut. Manche äh, manche halten sich auch zurück und denken, ne, wie man sich so gegen Ausländer verhält. Das haben wir ja. Es gibt auch genauso viele Türkische, die so drauf sind, die mögen keine ausländische Leute, und es gibt auch Deutsche, die genau, halt keine ausländische Leute mögen. So, solche Leute gibt es auch. Manche, eine wollte sich gar nicht Blu-, Blut abnehmen lassen von mir, weil ich hab ihr nicht gepasst. (Ach)Wollte sie nicht. Natürlich hab, ich respektiere das. Ich meine, sie muss mich ja nicht ma-, mögen, ne. Von daher. Es gibt, es gibt überall so was. Daher mach ich mir auch gar keine Gedanken.
I.:	Und das hat dann eine Kollegin gemacht?
B.:	Ja. Meine Kollegen sind dann da ganz ben-, die sagen, ach, mach dir doch keine Gedanken, und wenn, ist doch egal, was die denkt. Sie kommt einmal hierher, und dann kommt sie vielleicht nächstes Jahr noch mal hierher. Genauso, das stört mich nicht, weil ich denke, es gibt, das gibt's überall. Gibt überall, ich mein, man kann zum Beispiel auf der Straße, die gucken mich so was von, (...) an, du gehörst nicht hierhin oder so. Dieses Gefühl kriegt man schon. Aber das stört mich nicht.
I.:	Aber das Gefühl haben Sie hier in der Praxis nicht?

B.: Nein, überhaupt nicht. Weil erstens, ich bin die einzige Ausländerin hier in der Praxis, all, und die anderen alle aus Deu-, sind Deutsche. Auch mein Chef oder Chefin ist auch Deutsche und ich hab gar keine Probleme mit der. Ich denke, die hat auch gar kein Problem mit mir.<sup>479</sup>

Die Arzthelferin wird im Interview gebeten: „Erzählen Sie mir doch mal über den Kontakt zu den Patient-innen, sind es ja vor allen Dingen hier.“ Es folgt ein kurzer Austausch zwischen der Befragten und der InterviewerIn. Die erste Nachfrage zielt auf eine Konkretisierung der Fragestellung. „B.: Zu allen Patientinnen oder bestimmte Patientinnen? Alle?“ In der Antwort, „I.: Ja, erst mal, was Ihnen so einfällt [,]“ versucht die InterviewerIn zu umgehen, die erfragten Angaben zu präzisieren, und hofft wohl darauf, dass die Arzthelferin selber entscheidet, womit sie beginnt, und vielleicht auf beide erfragten Varianten eingeht. Daraufhin reformuliert die Befragte ihr Verständnis der Frage: „B: (?Kontakt) Was mir einfällt (Ja.) oder so halt äh die Beziehung zwischen Patienten und mir?“ Diesem stimmt die Interviewerin zu und wiederholt ihre ursprüngliche Aufforderung: I: Ja, erzählen Sie doch darüber.“<sup>480</sup> In dieser Form hat sich die Befragte hinsichtlich ihres Verständnisses der Zielrichtung der Frage rückversichert.

Es bieten sich zwei verschiedene Lesarten an. Einerseits kann die Interviewsituation dazu führen, dass die Befragte, da sie nicht vollständig über das Vorgehen und die Ziele der Studie informiert ist, tendenziell vorsichtig oder auch skeptisch reagiert. Hier wird diese Möglichkeit dadurch verstärkt, dass die Frage offen gestellt ist. Entsprechend könnte sie etwaige Informationen, die vielleicht gar nicht im Interesse der Interviewerin liegen, nicht unnötig preisgeben wollen, solange ihr unklar ist, worauf die InterviewerIn hinaus will. Die erste Nachfrage, die auf eine Präzisierung der Frage abzielt, kann für diese Interpretation sprechen. Andererseits könnte man dieses Bedürfnis nach Rückversicherung auch als ein Indiz für Unsicherheit deuten: Die Befragte misst ihrem intuitiven Verständnis der Frage erst nach der eingeholten Bestätigung, dass dieses angemessen und sozial akzeptabel sei, einen berechtigten Geltungsanspruch bei. Die Reformulierung ihres Verständnisses, mit der erst die Zustimmung eingeholt und abgesichert wird, könnte auf die zweite Lesart hindeuten. Welche der beiden Lesarten wahrscheinlich zutreffender ist, kann an dieser Stelle und vielleicht auch später nicht entschieden werden.

#### D.II.1.1. Absichernde Sprachführung und divergente Darstellung

In jedem Fall trägt die vorsichtige Rückversicherung dazu bei, dass das Image der InterviewerIn zu keiner Zeit auch nur ansatzweise in Frage gestellt bzw. diese zu Korrekturen, Rechtfertigungen oder Schutzmaßnahmen herausgefordert wird. In Anbetracht der offenen Frage wäre das durchaus möglich. Später wird darauf verwiesen werden, welche Form eine solche Reaktion annehmen kann und auf welcher Ebene sie sich unterscheidet.

Im Falle der zweiten Deutung ist denkbar die Rückversicherung als Beispiel dafür zu lesen, wie sich die gesellschaftlichen Herrschaftsverhältnisse im sprachlichen Ausdruck

<sup>479</sup> BIBB: Interview: 1-1-01-4k: S. 15f..

<sup>480</sup> Ebd., S. 15.

manifestieren: Denn sie könnte genauso gut einfach antworten, was sie bei der Frage für sinnvoll hält. Falls sich herausstellt, dass ihre Antwort andere Aspekte als von der InterviewerIn erwünscht, erwartet oder beabsichtigt thematisiert, könnte sie auch abwarten bis die InterviewerIn ihre Frage von sich aus präziser oder konkreter reformuliert. Schließlich ist in Anbetracht der Interviewsituation, die im Dienst der Forschung herbeigeführt wird, in erster Linie die Fragende an einem adäquaten Verständnis interessiert somit dafür zuständig, sich um ein solches zu bemühen. Derart kann Absicherung den Rückschluss nahelegen, dass die Befragte aufgrund ihrer Position im sozialen Raum zu den Beherrschten und Benachteiligten gehört, die z.B. in Form von Rückversicherungen die inkorporierten symbolischen Herrschaftsverhältnisse, in denen sie sich befinden, in sprachlicher Interaktion reproduzieren.

Nachdem die InterviewerIn der Reformulierung der Frage zugestimmt hat, beginnt sie von ihrer Beziehung zu den Patienten zu erzählen. Zunächst geht sie kurz auf Unannehmlichkeiten zu Beginn ihrer Ausbildungszeit ein,

„Die Beziehung, ähm. Das war, wo ich in der Ausbildung war, hat mich immer jeder gefragt, ja, wie lange haben Sie noch. Das hat mich so erst mal gestört. Und ich wollte das nicht hören, weil ich da-, ich dachte, ich kann doch alles, ne.“

Diese Erklärung, warum sie die Nachfrage nach der ihr verbleibenden Ausbildungszeit „gestört“ hat, legt die Deutung nahe, dass sie diese so empfand, als wolle man wissen, wann sie wieder weg ist, und ihr somit das Gefühl vermittelte, unerwünscht zu sein. Daraufhin kontrastiert sie diese Formulierung jedoch mit der Tatsache „Aber jetzt weiß jeder, jetzt, jetzt weiß jeder meinen Namen, [...]“, die jenes Gefühl zu relativieren scheint. Ihre Darstellung bleibt jedoch ambivalent, denn sie beschreibt auch bezüglich dieser positiven Feststellung Schwierigkeiten:

„aber die tun sich so ein bisschen schwer, mein Name ist ja nicht so direkt leicht auszusprechen.“

Die Deutung ist zwiespältig, da diese Aussage einerseits die Bemühungen, ihren Namen zu lernen, obwohl er ungewohnt ist, positiv bewerten kann: Denn in gesprochener Sprache wird die Konjunktion „aber“ häufig auch benutzt, ohne dass inhaltlich eine Einschränkung vorgenommen, eine Gegenüberstellung eingeleitet oder ein Kontrast dargestellt wird, besonders am Anfang eines Redezugs. Andererseits gebraucht sie „aber“ jedoch im Verlauf ihres Redeflusses, so dass auch aufgrund des Kontexts die Interpretation nahe liegt, dass ihr die Probleme bei der Aussprache ihres Namens unangenehm sind und daher negativ konnotiert sind; denn dadurch weicht sie vom Normalfall ab und fällt auf. Die unmittelbar folgende positive Bewertung: „Das freut mich erstens“ ist in Anbetracht des direkt folgenden „zweitens“ vom nächsten Punkt klar abgegrenzt und muss sich demnach auf die vorige eventuell divergente<sup>481</sup> Darstellung beziehen. Hinsichtlich der Form, der Sprach- und Argumentationsführung wirkt dieses Urteil wie eine Bilanz: Inhaltlich fokussiert sie die

<sup>481</sup> Vgl. zum Begriff der Divergenz: Przyborski; Wohlrab-Sahr: Qualitative Sozialforschung, S. 294.

erfreulichen Aspekte. In Anbetracht des Kontextes kann eine Deutung im Sinne von Schadenfreude über die Ausspracheschwierigkeiten der anderen ausgeschlossen werden. Nahe liegt die Deutung, dass sie mit dieser Art Einschub anzeigt, dass trotz des routinierten und mit der Zeit normalisierten alltäglichen Verlaufs ihrer Berufstätigkeit gewisse offensichtliche Auffälligkeiten bleiben, die auch ihr selber immer wieder vor Augen führen, dass sie „immer noch“ anders ist und es bleiben wird.

Daneben stellt sie als zweiten Punkt wiederum eine Beispielsituation dar, die als Leserin zumindest irritieren kann.

„Und zweitens ich, ähm unterhalte mich sehr gerne mit denen. Und die fragen mich immer, *manche* fragen mich: „Sie hab ich hier noch gar nicht gesehen, sind Sie neu?“ *Manche*. [Hervorhebung C.S.]“<sup>482</sup>

In Form des durch „sehr“ gesteigerten Adverbs „gerne“ eindeutig positiv konnotiert eingeleitet, fährt sie mit einer zwar unbewerteten, jedoch scheinbar vorsichtig eingeschränkten Situationsschilderung fort. Dabei bleibt unklar, in welchem Bezug diese Schilderung zu der Aussage steht, dass sie sich 'gerne mit den Patienten unterhält', die sie so anführt, dass die Erwartung nahe liegt, die folgenden Ausführungen würden darauf aufbauen. Ihre vorangegangenen Ausführungen zu der als unangenehm empfundenen Frage, 'wie lange sie noch habe', begünstigen, auch die Frage, ob sie „neu“ sei, weil man sie „hier noch gar nicht gesehen“ habe, verstärkt durch das zweimal angefügte substituierende Indefinitpronomen „manche“, als für sie problematische Äußerung zu lesen. Das Mengenwort schränkt die Personen ein, von denen hier gesprochen wird, und richtet sich somit gegen die Verallgemeinerung der Äußerung. In Anbetracht der Interviewsituation läge eine solche Einschränkung nahe, falls ihr die Frage, ob sie neu sei, missfällt, sie diese bemängelt und sich dabei absichern will, indem sie den Vorwurf nicht ungerechtfertigter Weise auf Unbeteiligte ausweitet.

Umgekehrt könnte man die Frage „Sie hab ich hier noch gar nicht gesehen, sind Sie neu?“ als Interesse an ihr als neuem Teil der Belegschaft der Praxis deuten. In diesem Kontext würde die wiederholte Benutzung des Indefinitpronomens „manche“ die positive Reaktion der Patienten auf einen Teil eingrenzen, wobei die anderen in dieser Deutung noch nicht diskreditiert sind. Somit fällt nach beiden Interpretationen die Antwort letztlich uneindeutig, im Sinne eines Teils – Teils aus. Jedoch zeugt schon diese nicht evident urteilende Äußerung - im Kontext des gesamten Interviews gelesen - zumindest von der Befürchtung, dass ein Teil der Patienten ihr gegenüber voreingenommen sein könnte. Jene Sorge kann mit Goffman als Anzeichen für einen sozialen „Zwei-Rollen-Prozess“ gedeutet werden. Darin partizipiert die Befragte dann gleichzeitig, vermittelt ihrer beruflichen, alltäglichen Praxis, an der Rolle der als normal Geltenden sowie, vermittelt ihres auch namentlich erkennbaren Migrationshintergrunds, an der Rolle der zumindest potentiell immer auch Stigmatisierungs-Gefährdeten.

<sup>482</sup> BIBB: Interview 1-1-01-4k: S. 15.

Die insgesamt subtile Ausdrucksweise kann erstens in den spezifischen Machtverhältnissen dieser Situation begründet sein: Die Befragungssituation ist von der sozialen Distanz der Beteiligten gekennzeichnet, da die InterviewerIn einen deutlich höheren Status verkörpert und als Forscherin eines Bundesinstituts durchaus Autorität ausstrahlen kann. Zusätzlich kann die Sorge um das eigene Image sowie um jenes der Interviewerin, folglich auch die Sorge um die Chance auf Glaubwürdigkeit und Akzeptanz, eine Rolle spielen. Weil in dieser Situation auch der Arzthelferin bewusst ist, dass auf der Grundlage ihrer Aussage gearbeitet, diese also genau betrachtet und untersucht wird, kann davon ausgegangen werden, dass sie um so mehr um eine sozial akzeptable Äußerung bemüht ist. Damit kann sie versuchen, auch in der späteren Analyse, als dahinter stehende Person möglichst das Gesicht zu wahren, das im Falle von unzutreffenden Verallgemeinerungen, Übertreibungen oder einseitiger, polemischer Darstellungen verletzt werden könnte. Außerdem würde sich ein allgemein formulierter Vorwurf der Fremdenfeindlichkeit an die deutsche Gesellschaft und damit an eine Gruppe richten, der auch die InterviewerIn sich zugehörig fühlen könnte. Ein zu anklagender Ton könnte daher auch als Angriff empfunden werden oder zumindest Irritationen auslösen. Dementsprechend bestünde die Gefahr, beim Zuhörer eine selbstschützende Abwehrhaltung und Skepsis hinsichtlich der Seriosität und Glaubwürdigkeit der Sprecherin anstatt eine Auseinandersetzung mit dem Problem solcher subtilen Diskriminierungen hervorzurufen. In Anbetracht dieser Interpretationen kann die mit widersprüchlichen Andeutungen und Hinweisen gespickte Sprachführung mit Goffman als defensives Sprechverhalten beschrieben werden: Denn während des Berichts beispielhafter Situationen wird in dezenten Kommentaren langsam, vorsichtig abgetastet wie das Gegenüber auf solche Hinweise reagiert, welche Art von Äußerung oder Bewertung sie unterstützt und zu teilen scheint. In Anknüpfung daran kann sie besser ein- und abschätzen, was sie auf diesem Markt wahrscheinlich in welcher Weise sozial akzeptabel sagen kann, wie also ihre Aussagenproduktion den vorliegenden Rezeptionsverhältnissen anzupassen ist.

Anschließend folgt die Schilderung positiv wahrgenommener Erfahrungen, die in ihrer eindeutigen Bewertung eine Art Gegenhorizont darstellen.

„Und es gibt auch Patientinnen, zum Beispiel, es kommen Patienten, die jeden Monat zur Spritze. Und die kennt man ja auch. Und mit denen hab ich auch wirklich eine gute Beziehung und die, es gibt auch Patienten, die sagen, ach, ich möchte, dass mich Frau A. spritzt. Denn jede hat ne andere Handhabung, ne.“<sup>483</sup>

Demnach kommt sie insbesondere mit den Dauerpatienten, denen sie öfter begegnet, gut zurecht und wird im Gegenzug auch von diesen geschätzt. In Anbetracht ihrer vorigen Darstellungen schwieriger, zwiespältiger Situationen wirft die Tatsache, dass sie mit jenen

---

<sup>483</sup> Ebd., S. 15.



„wirklich eine gute Beziehung“ hat, bei denen die Chance besteht, sie besser zu kennen, die Frage auf, ob sie sich ihre Akzeptanz erarbeiten oder gar erkämpfen muss. In diesem Fall müsste sie sich bei vielen Patienten erst beweisen und diese mit der Zeit überzeugen, dass sie trotz ihrer türkischen Herkunft, ihres Namens, ihres Akzents, eventuell auch ihres Aussehens den anderen Kollegen gleichwertig ist.<sup>484</sup>

Außerdem ist hier auffällig, dass die ebenbürtige Behandlung scheinbar darin zum Ausdruck kommt, dass sie gleichermaßen über besondere Merkmale, hier die „Handhabung“ der Spritze, verfügt und diese ebenfalls individuell bevorzugt werden. Liest man auch diese zwar positive Darstellung wieder als Kontrastfolie zu ihren vorigen teilweise negativen Empfindungen und Bewertungen, liegt die Frage auf der Hand, ob solche Behandlung, wenn sie sie so positiv hervor- und von anderen abhebt, für sie eventuell nicht normal und überwiegend der Fall ist.

Folgt man dieser Deutung, müsste sie zunächst ihre Herkunft, die sie zumindest im ersten Eindruck zu stigmatisieren scheint, durch den Nachweis in jeder Hinsicht kompetenten Arbeitens kompensieren. Dabei würde die Profilierung zeitgleich mit den sie treffenden, wenn wohl auch oft impliziten, pejorativen Unterstellungen erfolgen, was sie zusätzlich erschwert. Der Bezug zu Voswinkels Diagnose der Erosion von Würdigung bei gleichzeitigem Bedeutungsgewinn von Bewunderung drängt sich geradezu auf. In der Äußerung der Befragten wird deutlich, dass sie sich dadurch wertgeschätzt fühlt, dass ihr wie allen anderen eine Besonderheit, eine andere spezifische Handhabung der Spritze zugeschrieben wird. Damit stellt sich einerseits wie bei Voswinkel die Frage, ob die Tatsache, dass sie ihre Tätigkeit korrekt ausführt, nicht hinreichenden Anlass zur Wertschätzung im Sinne von Würdigung bietet. Andererseits muss berücksichtigt werden, dass sich in den beschriebenen Situationen - wie auch von Goffman herausgestellt - strukturelle Faktoren wie Ethnie, Klasse etc. auf die Interaktion in Dienstleistungsbegegnungen 'systematisch' auswirken.<sup>485</sup> Folglich bleibt zumindest im ausschließlichen Bezug auf die behandelte Passage unklar, ob die Tatsache, dass sie hier in ihrer Besonderheit – nach Voswinkel – bewundernd anerkannt wird, im Rückschluss bedeutet, dass sie in der normalen korrekten Ausführung ihrer Arbeit nicht hinreichend gewürdigt wird.

In Anschluss an den positiven Gegenhorizont zu dem am Anfang eröffneten negativen Horizont fährt sie fort:

„Solche Beziehung auch am Telefon, ja, Frau A., ich kann Ihren Namen ja nicht sprechen oder so. So was, aber.“<sup>486</sup>

Wieder entsteht ein ambivalenter Eindruck. Mit dem demonstrativen Adjektiv „solche“ scheint

<sup>484</sup> Vgl. diesbezüglich: Settlemeyer et al.: Abschlussbericht, S. 7; siehe auch die Ergebnisse der Workshops: Settlemeyer et al.: Zwischenbericht, S. 7.

<sup>485</sup> Vgl. Goffman: IuG, S. 102.

<sup>486</sup> BIBB: Interview 1-1-01-4k: S. 15.

sie zunächst auf die gerade erläuterten „gute[n] Beziehung[en]“ zu den Dauerpatienten Bezug zu nehmen. Im folgenden Satz nimmt sie jedoch den zu Beginn thematisierten Aspekt ihres ungewohnten Namens, der vielen bei der Aussprache Probleme bereitet, wieder auf. Angesichts der Anfangspassage kann die LeserIn dazu neigen, die Thematisierung des Namens wie einen Indikator für zwiespältige Situationen zu lesen. Der Umstand, ihren Namen zu kennen, sie also wie alle anderen zu begrüßen, wurde zu Beginn den unangenehmen Situationen als positiver Kontrast entgegengestellt. Nun stellt sich die Frage, ob die Formulierung „Frau A., ich kann Ihren Namen ja nicht sprechen oder so“ bedeutet, dass ihr Name ausgesprochen und sich dann für etwaige Unkorrektheiten entschuldigt wird. Oder wird ihr Name nur angedeutet und sie empfindet das als mangelnde Bemühung und mangelnde Gleichbehandlung. Die im Nachsatz angefügte Konjunktion „aber“ hat wiederum Signaleffekt. Wofür dieser steht, bleibt jedoch aus oben erwähnten Gründen fraglich. Sie könnte Aufschluss darüber geben, ob die SprecherIn eher zu einer Gesprächsführung in Form eines kontrastierenden, teilweise polemisierenden oder zugespitzten Disputs im Sinne eines erörternden Streitgesprächs oder zu stärker von Harmonie geprägten Sprechweisen neigt. Der spezifische Markt der Befragungssituation, die bisherige Sprachführung und die relativ große Distanz zwischen den Beteiligten, wobei die Arzthelferin die niedrigere Positionierung innehat, lassen dazu tendieren, dieser eher Harmoniestreben als offensive Diskussionslust zu unterstellen. Daraus folgte dann für diesen Fall: Wenn die Arzthelferin „aber“ trotz ihres angenommenen Strebens nach Einigkeit mit, bzw. Zustimmung und Akzeptanz von der InterviewerIn verwendet, benutzt sie die Konjunktion auch in ihrer denotierten Bedeutung. Das spräche dann für die adversative, einschränkende Deutung von „aber“, der zufolge hier die beschriebene Schwierigkeiten mit der Aussprache ihres Namens als nicht so erheblich abgeschwächt wird, da „aber“ am Ende des Satzes angefügt ist. Im Anschluss zieht sie eine Konklusion, die eine Synthese aus ihrer ständig hin und her wechselnden Darstellung positiver und negativer Aspekte darstellt. „Eigentlich bin ich, bi-, wie soll ich sagen, ja, gut, nicht sehr gut, aber gut.“<sup>487</sup> An der vorangestellten Abtönungspartikel „eigentlich“ zeigt sich die Differenz zwischen ihrer Selbstwahrnehmung und Bewertung sowie der aufgrund ihrer ambivalenten Erfahrungen vermuteten negativeren Außenwahrnehmungen, die nach Goffman kennzeichnend für Stigmatisierungen ausgesetzte Personen und Grundlage des „Zwei-Rollen-Prozesses“ ist, als den er ein Stigma begreift. Das könnte darauf hindeuten, dass sie aufgrund ihrer Erfahrungen tendenziell eher von für sie widrigen „Rezeptionsverhältnissen“ für ihre Äußerungen ausgeht. Trotzdem versucht sie hier ihre Selbstsicht zu behaupten, denn indem sie der vermuteten Außenwahrnehmung ihre eigene entgegenstellt, kann erstere damit in ihrer Gültigkeit abgeschwächt und relativiert werden.<sup>488</sup> Voswinkel charakterisiert eine solche, von der Anerkennung durch andere unabhängige,

---

<sup>487</sup> Ebd., S. 15f..

<sup>488</sup> Vgl. Kruse: Einführung in die Qualitative Interviewforschung, S. 238, 255.

positive Selbstsicht als Selbstachtung im Unterschied zum Selbstwertgefühl, welches einem über die Wertschätzung durch andere vermittelt wird, somit aber auch von deren Urteil abhängt.<sup>489</sup> Dabei lehnt sie jedoch eine zu positive Selbstdarstellung ab und wahrt, indem sie ihre Fähigkeit zur Bescheidenheit ausweist, die Chance, in ihrer Selbstbeurteilung glaubhaft zu sein.<sup>490</sup>

#### D.II.1.2. Problemdarstellung: „Das haben wir ja“

Nach diesen stetigen Wechseln in der Schilderung angenehmer und unangenehmer Situationen im Umgang mit den Patienten und mehrfachen ambivalenten Darstellungen und subtilen Andeutungen formuliert sie nun klarer, welcher Art ihre Probleme mit Patienten auch sind.

„Manche äh, manche halten sich auch zurück und denken, ne, wie man sich so gegen Ausländer verhält. Das haben wir ja.“<sup>491</sup>

Hier fällt eine Kombination von einerseits vorsichtiger Formulierung hinsichtlich des Potentials der Äußerung, als Vorwurf oder gar Angriff verstanden zu werden, und einer nüchternen, nicht beschönigten Darstellung bezüglich der alltäglichen Relevanz von Fremdenfeindlichkeit als allgemein gängige Tatsache auf. Mittels des abermals wiederholten substituierenden Indefinitpronomens „manche“ vermeidet sie weiterhin konsequent Verallgemeinerungen und stellt mit Hilfe des substituierenden Indefinitpronomens „man“ und des Adverbs „so“ floskelhaft den Umgang mit Fremden als allgemeines und bekanntes Phänomen dar, ohne auf irgendwelche Handelnden Bezug zu nehmen. Auch spricht sie immer noch in Andeutungen, indem sie in Form von „Zurückhaltung“ sehr milde, wenn nicht eher euphemisierende Umschreibungen wählt und an das allgemeine Vorwissen und Vorverständnis, hier der InterviewerIn, appelliert: „[...] und denken, ne, wie man sich so gegen Ausländer verhält“, ohne dabei jenes Verhalten inhaltlich zu bestimmen oder es selber zu bewerten. Somit könnte man ihr bisher keinerlei Vorwurf oder auch nur eine Kritik unterstellen. Mit dem angefügten Satz „Das haben wir ja“ wird nicht nur auf die Kenntnis der als unbestimmte Anspielung thematisierten Xenophobie Bezug genommen, sondern diese auch als unleugbarer Missstand behauptet. Daraufhin fährt sie konkretisierend fort

„Es gibt auch genauso viele Türkische, die so drauf sind, die mögen keine ausländische Leute, [...]“.

Diese Distanzierung zu ähnlichem Verhalten in ihrem Herkunftsland ermöglicht ihr anschließend ein der Parteilichkeit unverdächtigeres Urteil über das Land, in dem sie lebt. In dieser Weise abgesichert, fügt sie nun hinzu, wenn auch zunächst noch völlig unbestimmt formuliert:

„und es gibt auch Deutsche, die genau, halt keine ausländische Leute mögen. So, solche Leute gibt es auch.“<sup>492</sup>

<sup>489</sup> Vgl. Voswinkel: Anerkennung, S. 48.

<sup>490</sup> Vgl. Goffman: Interaktionsrituale, S. 37.

<sup>491</sup> BIBB: Interview 1-1-01-4k: S. 16.

<sup>492</sup> Ebd., S. 16.

Hier benennt sie schließlich AusländerInnen-Feindlichkeit als Grund für Probleme mit Patienten, was im Vorfeld lediglich implizit durch die Sprachführung, vermittelt als Befürchtung oder Anspielung, zu spüren war. Sie betont, dass dieses Problem in ihrem Herkunftsland im gleichen Maß „genauso“ wie in Deutschland besteht.

#### D.II.1.3. Protektive Manöver und Selbstzensur:

Durchgängig versucht sie sich dabei gegen ein falsches Verständnis abzusichern. Im Vorfeld hatte sie sich langsam an die Problematik herangetastet, vielleicht auch um zu beobachten, wie die InterviewerIn darauf reagiert und welche Äußerungen möglich sind: d. h. welche Aussagen in dieser Situation die Chance haben sozial akzeptabel zu sein. Goffman zählt solches Verhalten zu den Vermeidungs- oder Defensivpraktiken. Nun leitet und schränkt sie ihre Kritik wiederum ein, indem sie mehrmals erwähnt, dass sich „manche“ so verhalten. Auch erwähnt sie Fremdenfeindlichkeit als etwas, das unabhängig von spezifischen Gesellschaften und Nationen besteht, bezieht diese dann erst auf die Bewohner ihres Herkunftslandes und als letztes auf die deutsche Gesellschaft, in der sie die beschriebene Diskriminierung als Fremde erfahren hat. Durch diese Reihenfolge beugt sie der Gefahr vor, man könnte auch nur für die Zeit eines Satzes auf die Idee kommen, sie halte ihre Herkunftsgesellschaft diesbezüglich für „besser“ - in Anschluss an Voswinkel somit für überlegen. Mittels solcher präventiven Maßnahmen oder – mit Goffman gesprochen – „protektiven Manövern“ soll vermieden werden, dass ihr Bösartigkeit oder Böswilligkeit gegenüber Deutschland, seinen Bewohnern oder der hiesigen Gesellschaft unterstellt und vorgeworfen werden kann. Ihr Verhalten deutet insofern auch daraufhin, dass sie sich dieses Risikos und Misstrauens ihr gegenüber zumindest teilweise bewusst ist, da sie erfahrungsgemäß weiß, dass sie auch aufgrund ihrer Sprache und ihres Akzents meist als Fremde wahrgenommen wird. Das bedeutet aber keinesfalls, dass die hier zu erkennenden sprachlichen Maßnahmen, nämlich ein ihr wohlgesonnenes Verständnis präventiv abzusichern, alle bewusst ergriffen, geschweige denn geplant werden. Ganz wie von Bourdieu betont, handelt es sich hier wohl eher um inkorporierte, teils automatisierte und intuitive Verhaltensweisen, die in Anbetracht der erlebten sprachlichen Felder als Teil eines Sprachhabitus entwickelt wurden. Weiterhin bleibt diese ausgeprägte Vorsicht verknüpft mit Formulierungen, die xenophobes Verhalten als etwas Alltägliches, Gängiges, Übliches, und allseits Bekanntes darstellen, das sich daher von selbst versteht. Das ist an dem Partikel „halt“ und der wiederholt in einem extra angefügten Nachsatz einzeln betonten Faktizität von Fremdenfeindlichkeit „So, solche Leute gibt es auch“ erkennbar. In dieser Äußerung bezieht sie sich nun nicht mehr nur auf solches Verhalten, sondern auch auf handelnde Akteure. Dabei thematisiert sie Diskriminierung von Fremden als generelles Problem und dauerhaften Gesinnungszustand mancher Personen, nicht etwa als einzelne „Fehlritte“. Das stützt die bereits erwogene Deutung, dass hier eine Stigmatisierung vorliegt und ermöglicht deren

Präzisierung. Goffman begreift ein Stigma als eine Beschädigung der Identität in Form einer Diskrepanz von virtueller und aktueller sozialer Identität. Die Thematisierung von Fremdenfeindlichkeit als alltägliches Phänomen kann darauf hindeuten, dass die Stigmatisierung von der Befragten als etwas empfunden wird, dass auf der Ebene der transsituativen, virtuellen sozialen Identität wirksam ist, auch wenn sie es situativ auf aktueller Ebene erfährt. Die Diskrepanz rührte dann daher, dass es ihrer Selbsteinschätzung nach im beruflichen Alltag und angesichts ihrer fachlichen Kompetenz für ihre Diskreditierung keinen berechtigten Grund gibt, wie in ihrer Formulierung „ich kann doch alles, ne“ zum Ausdruck kommt. Entsprechend kann ihre absichernde Sprachführung und divergente Selbstdarstellung, die der Problembenennung vorausgeht, als strategisches Agieren verstanden werden, bei dem sie in latenter Rückschau und in Relation zu Anderen in ihrer Selbstdarstellung versucht Stigmatisierung zu explizieren und deren Legitimität zu verhandeln, eben um eine sogenannte normale, nicht stigmatisierte virtuelle Identität zu behaupten. Es geschieht hier unter anderem, indem sie die Problematik von Fremdenfeindlichkeit in einen allgemeinen nicht nationsgebundenen Kontext stellt und bei deren Feststellung vorsorglich von konkreten, sie direkt betreffenden Situationen abstrahiert. Folglich kann ihre Selbstdarstellung in Goffmans Begrifflichkeit als eine „normal abweichende“ beschrieben werden.

Erst jetzt nennt sie eine konkrete Beispielsituation, in der sie diskriminiert wurde, und wechselt von dem mehrere Personen bezeichnenden substituierenden Indefinitpronomen ohne Determiner „manche“, zu dem substituierenden Indefinitpronomen „eine“, das durch seine Einzahl spezifiziert.

„Manche, eine wollte sich gar nicht Blu-, Blut abnehmen lassen von mir, weil ich hab ihr nicht gepasst. (Ach)<sup>493</sup> Wollte sie nicht.“<sup>494</sup>

Sie achtet also wiederum auf die korrekte Eingrenzung der Akteure und korrigiert sich selber hinsichtlich der Spezifizierung. Aufgrund ihrer Begründung „[...]ihr nicht gepasst[...]“ und der inhaltlichen Wiederholung „Wollte sie nicht“ kann man vermuten, dass sie durch diese Zurückweisung wahrscheinlich getroffen und verletzt, wenn nicht sogar gewissermaßen empört ist. Mit Sicherheit kann darüber aber nur der Tonfall Aufschluss geben, der mir in diesen Transkripten leider fehlt. Anschließend schildert sie ihre Reaktion auf die diskriminierende Behandlung, „Natürlich hab, ich respektiere das“, und fügt erklärend hinzu: „Ich meine, sie muss mich ja nicht ma-, mögen, ne.“<sup>495</sup> Hier überrascht die Wortwahl, denn ihrer Darstellung folgend, wurde ihr Unrecht zugefügt, indem sie ohne berechtigten Grund benachteiligt wurde, was sie nicht „respektieren“ muss, da ein solches Verhalten offiziell zumindest als illegitim definiert ist. Diese offizielle Setzung reicht jedoch noch nicht aus, um eine Aussage darüber zu

<sup>493</sup> Einwurf der InterviewerIn. In dem mir zur Verfügung gestellten Skript stehen Zwischenbemerkungen der jeweils zuhörenden Person immer in runden Klammern.

<sup>494</sup> BIBB: Interview 1-1-01-4k: S. 16.

<sup>495</sup> Ebd., S. 16.

treffen, mit welchen Aussichten auf Erfolg die Arzhelferin sich unter den gegebenen Bedingungen hätte wehren können.

In solch einer rückblickenden Schilderung hätte sie die Situation deutlicher als inakzeptabel abwerten und damit aus ihrer erfahrungsgemäß begründeten Perspektive fordern können, den offiziellen Anspruch einzulösen: Denn auch hier bezieht sich per definitionem die Transaktion auf die Leistung, möglichst unabhängig von der Person, so dass der offizielle Anspruch gerade in der Irrelevanz persönlicher Merkmale besteht.<sup>496</sup> Abgesehen davon muss bedacht werden, dass die Sprecherin die deutsche Sprache nicht muttersprachlich beherrscht und gewisse begriffliche Ungenauigkeiten nicht beabsichtigt sein müssen. In jedem Fall scheint sie bemüht zu sein, keine zu harschen und diffamierenden oder auch zu umgangssprachlichen Worte zu wählen, die der Sprechsituation als professionellem Interview im Auftrag eines Bundesinstitutes nicht angemessen wären. Das könnte auch als Argument für die auf die Rückversicherungsfrage bezogene Vermutung fungieren. Hier wird sichtbar, in welcher Weise Beherrschte der symbolischen Gewalt gefügig sind: Denn sie widersetzt sich nicht direkt der fremdenfeindlichen Behandlung, sondern bemängelt und diskreditiert sie implizit und eher dezent und lässt insofern gewissermaßen die sie benachteiligende herrschende Ordnung zu. Die abgeschwächte Form der Beanstandung kann so auch als Selbstzensur und euphemisierende Sprechweise gedeutet werden, mit der sie dem Spannungsniveau des sprachlichen Marktes der Interviewsituation Rechnung trägt.

Diese vorsichtige Kritik spricht dafür, hier symbolische Herrschaftsmechanismen am Werk zu sehen und es liegt nahe, noch einmal auf ihren Umgang mit der offenen Frage zurückzukommen; denn eine solche Rückversicherung spiegelt auch wider, dass die Befragte als Beherrschte mit ihrem Verständnis und ihrer Perspektive eben keine Definitionsmacht innehat. Entsprechend wenig ist sie an der Entscheidung beteiligt, wie eine Frage legitimer Weise aufgefasst wird. Dieses Abhängigkeitsverhältnis ist dann dermaßen inkorporiert, dass sie gar nicht mehr auf die Idee kommt, ihr intuitives Verständnis der Frage könne ebenso angemessen oder gar adäquater als das seitens der InterviewerIn intendierte sein. Die Rückversicherung wäre dann ebenfalls eine mögliche Form, in der sich die Beherrschte in ihre Position nicht nur passiv fügt, denn sie (re-)produziert in ihrem sprachlichen Ausdruck in inkorporierter Weise die sozialen (Macht-)strukturen.

In dieser Interpretation erscheinen demnach die Rückversicherungsfrage und generell präventiv absichernde Sprachführung sowie vorsichtig bis ängstlich geäußerte verhaltende Kritik als Anerkenntnis<sup>497</sup> der legitimen Sprache und deren legitimer Konnotation. Letztere offizielle

---

<sup>496</sup> Vgl. Goffman: IuG, S. 95f..

<sup>497</sup> Hier benutze ich den Begriff der Anerkennung im Sinne Bourdieus. Dieser ist jedoch nicht identisch mit der von mir untersuchten in Interaktion vermittelten Form von Anerkennung. Dies habe ich bereits zu Beginn ausgeführt und verweise für nähere Erläuterungen auf den Exkurs 2 in Kapitel II.1..

neutrale Sprache beherrscht die InterviewerIn als Mitarbeiterin der Studie eines Bundesinstitutes qua Status eher als die Arzhelferin. Diese Lesart weist deutlich Parallelen zu dem von Bourdieu beschriebenen Verhältnis der Beherrschten zur legitimen Sprache auf:

Jede symbolische Herrschaft setzt von seiten der Beherrschten ein gewisses Einverständnis voraus, das keine passive Unterwerfung unter einen Zwang von außen, aber auch keine freie Übernahme von Wertvorstellungen darstellt. Die Anerkennung der Legitimität der offiziellen Sprache [...] ist als Praxis bereits in den Dispositionen angelegt, die in einem langen Prozeß der allmählichen Aneignung über Sanktionen des Sprachmarktes unmerklich eingeübt werden und daher, [...] auf die [zu erwartenden] Chancen des materiellen und symbolischen Profits abgestimmt sind [...].<sup>498</sup>

Bezüglich dieser Deutung muss jedoch darauf hingewiesen werden, dass diese Arzhelferin z. B. bei der Bewerbung um einen Ausbildungsplatz sehr aktiv gegen zu vermutende Vorurteile hinsichtlich der sozialen und geographischen Herkunft angekämpft hat. Das ist insofern relevant, als hier der Spielraum und die Kontingenz sichtbar werden, die auch den zur Unterwerfung unter die symbolische Herrschaft qua ihrer sozialen Position Prädestinierten bleibt.<sup>499</sup> Eine weitere Lesart bestünde darin, die präventive, absichernde Sprachführung als eine Art Verzögerungs- oder Umgehungsrhetorik zu deuten, die vorschnelle Urteile, Zu- und Einordnungen, die das weitere Gespräch prägen könnten, verhindern oder zumindest erschweren soll. Dies diene dazu jene Einordnung möglichst lange offen zu halten mit der Hoffnung, dass später auf Basis weiterer Kenntnisse geurteilt werden könnte. In solch einer Strategie, könnte auch der Versuch einer sozial akzeptablen – denn sie wäre mit keinem inhaltlich spezifizierten Vorwurf verbunden - Form des Kampfes gegen Stigmatisierung aufgrund ihres Migrationshintergrunds gesehen werden.

#### D.II.1.4. Selbstdarstellung für das Image oder die Selbstachtung?

Der Satz „Ich meine, sie muss mich ja nicht ma-, mögen, ne“ kann aber auch als Überleitung zu ihrer Synthese,

„Von daher. Es gibt, es gibt überall so was. Daher mach ich mir auch gar keine Gedanken.“<sup>500</sup>

gelesen werden. Hier schildert sie die Art und Weise, wie sie mit dem Vorfall umgeht, indem sie ihn nicht auf sich persönlich bezieht. Wiederum betont sie, dass Fremdenfeindlichkeit eine ortsunabhängige, allgegenwärtige Problematik ist, womit sie begründet, warum sie sich in ihrer Selbstsicht davon nicht irritieren lässt.

Als Teil dieses persönlichen Fazits erscheint die Wortwahl dann nicht in erster Linie als Fügsamkeit, sondern als persönliche Strategie, solche Vorfälle zu handhaben. Außerdem kann diese Synthese auch der positiven und souveränen Selbstdarstellung als jemand, der sich von solchen Demütigungen nichts anhaben lässt, dienen. Diesbezüglich kann aber nie geklärt werden, inwieweit solche Darstellungen auch als konstruktive, ihre Selbstachtung schützende

<sup>498</sup> Bourdieu: Whs, S. 56; vgl. auch die ungekürzten Ausführungen. Zur symbolischen Gewalt und den diesbezüglichen Herrschaftsverhältnissen. vgl. auch Meuser: Repräsentation, S. 219 ff..

<sup>499</sup> Vgl. diesbezüglich: BIBB: Interview 1-1-01-4k: S. 3f.; bzw. Kap. D.II.1.5.. Dort beziehe ich mich abermals auf diese Passage und zitiere sie.

<sup>500</sup> Ebd., S. 16.

und behauptende Maßnahme gedeutet werden müssen, indem sie versucht, sich als der Situation enthoben darzustellen und dadurch Immunität zuzusprechen. Möglich ist auch, dass diese Arbeit weniger dem Selbstbild als dem Image vor der InterviewerIn gilt, die sie als souverän wahrnehmen soll. Außerdem wäre denkbar, dass sie, indem sie ihr Image vor der Interviewerin wahrt, es sich selber erleichtert, die beschriebene Situation aus einer distanzierten Perspektive zu betrachten und sich diese Sichtweise selbstschützend anzueignen.

Die zwei folgenden Absätze werden weniger genau analysiert, denn sie dienen hier lediglich als argumentative Stütze, um zu klären, welche Lesart der Praxis angemessener ist.

Nach der Schilderung dieser diskriminierenden Situation erkundigt sich die InterviewerIn, wer an ihrer Stelle Blut abgenommen habe: „Und das hat dann eine Kollegin gemacht?“ Dabei schlägt sie schon eine Antwort vor. Dem stimmt die Befragte zu und elaboriert im Folgenden, wie die Kolleginnen mit der Situation umgehen.

„Ja. Meine Kollegen sind dann da ganz ben-, die sagen, ach, mach dir doch keine Gedanken, und wenn, ist doch egal, was die denkt. Sie kommt einmal hierher, und dann kommt sie vielleicht nächstes Jahr noch mal hierher. Genauso, das stört mich nicht, weil ich denke, es gibt, das gibt's überall.“<sup>501</sup>

Sie schildert, dass diese ähnlich wie sie selber argumentieren und sich insofern mit ihr solidarisieren, als sie sie darin bestärken, dass sie diese Benachteiligung nicht auf sich persönlich beziehen soll. Indem sie die Haltung der Patientin für irrelevant erklären, ergreifen sie indirekt für sie Partei. Das scheint sie zu stützen, da sie in ihrer Sichtweise bestätigt wird und ihr mit der Rückendeckung der KollegInnen die innerliche Distanz zu der Situation vielleicht leichter fällt. Es scheint, als wolle sie versuchen, eine situationsenthobene Perspektive einzunehmen, indem sie solche Vorfälle unter einem allgemeinen, allgegenwärtigen Problem fasst, dem sie selbst keinen speziellen Anlass gegeben hat. Eine Ausgleichshandlung, die durch die Herausforderung der sie diskriminierenden Patientin eingeleitet würde, findet jedoch nicht statt und scheint auch nicht als mögliche Reaktion zur Debatte zu stehen. Mittels eines weiteren Beispiels stellt sie transsituative Bezüge her:

„Gibt überall, ich mein, man kann zum Beispiel auf der Straße, die gucken mich so was von, (...) an, du gehörst nicht hierhin oder so. Dieses Gefühl kriegt man schon. Aber das stört mich nicht.“<sup>502</sup>

#### D.II.1.5. Zwang zur Form anstatt korrektiver Prozesse

Diese Darstellung ist ambivalent: Sie benennt die Behandlung als unerwünschte Person wiederum als unangenehme, spricht von Fremdenfeindlichkeit als Alltagsphänomen und bezeugt somit als Interviewte deren Ausmaß. Selber beschwert sie sich jedoch nicht direkt, sondern positioniert sich demgegenüber souverän, als in ihrem Selbstbild, ihrer Selbstachtung und ihrem Stolz nicht irritiert.

Insgesamt bestimmen die „zu erwartenden Rezeptionsverhältnisse“ in welchem Stil die

<sup>501</sup> Ebd..

<sup>502</sup> Ebd..



Aussage im Rahmen der Sprachkompetenz des Sprechers, also korrekt und distinguierend produziert wird. Demgemäß tritt in Bezug auf die Thematisierung von Fremdenfeindlichkeit in Gestalt von teilweise beschönigender Wortwahl der Inhalt der Äußerung in hohem Maße hinter die Form zurück. Trotz mangelnder Korrektheit grenzt sich die SprecherIn mittels der präventiven Absicherungen von plumpen, unreflektierten und deshalb sie selber disqualifizierenden Aussagen ab. Das kann als „Zwang zur Form“ bezeichnet werden, denn der Bericht von Fremdenfeindlichkeit, der in seiner Kommentierung als euphemisiert gedeutet werden kann, erweckt den Eindruck, sie wage nicht, härtere Worte zur Verurteilung von diskriminierendem Verhalten zu wählen. Demnach befindet sie sich eventuell in dem Dilemma im Falle einer schonungslos offenen Beanstandung der bestehenden Xenophobie auch ihr eigenes Image zu gefährden. Insofern als sie damit riskiert, ignoriert, als undifferenziert, parteiisch, übertrieben und unseriös diskreditiert zu werden. Sie kann die Chance auf Anerkennung ihrer Person als jemand, der fähig ist „Gehör und Glauben“ findend zu interagieren, verspielen.

Vor diesem Hintergrund liegt die Deutung nahe, dass ein korrektiver Prozess unter anderem durch jenen Zwang zur Form verhindert wird, denn er verstärkt die Hemmung mit einer Herausforderung das Risiko einzugehen, dass die Situation eskaliert. Diese Befangenheit kann außerdem in der Angst gründen bei der Herausforderung von den anderen Situationsbeteiligten nicht ausreichend unterstützt zu werden und bei der Missetäterin nicht nur kein Einlenken zu bewirken, sondern gar sein eigenes Gesicht vor ihr zu verlieren. Hier zeigt sich ein spezielle Spielart des von Goffman beschriebenen Ablaufmodells korrektiver Prozesse, da die Inakzeptabilität von Fremdenfeindlichkeit kein ausreichend geteilter, gesellschaftlicher Konsens zu sein scheint. Folglich ist nicht diejenige, die das Image einer Anwesenden angegriffen hat davon bedroht den Status als Interaktionspartner aberkannt zu bekommen, sondern die Angegriffene selber. Als Diskriminierte und Missachtete, wird ihr dieser Status zunächst im Angriff genommen. Die Ausgleichshandlung die sie rehabilitieren könnte ist jedoch in Anbetracht des Rahmens nicht möglich, da der Versuch einen korrektiven Prozess einzuleiten selber das Risiko birgt als „Unsinn“ zu gelten. Damit würde die Missachtung der Angreiferin, die sie ausschließt, nicht nur von den anderen Situationsbeteiligten nicht offen angeklagt, sondern eventuell dadurch potenziert, dass auch die andern Anwesenden sich von ihr abwenden, weil sie nicht bereit sind, die Herausforderung mitzutragen. Deren Berechtigung und Legitimität in Anbetracht der geltenden Ordnung und Normen erst durchgesetzt also erkämpft werden muss. In diesem Kontext erscheinen Begriffe wie „taktvolle Blindheit“ und „schützendes Abwenden“ regelrecht zynisch, da sie sich anbieten als fadenscheiniges Alibi für unterlassene Ausgleichshandlungen genutzt zu werden.

Insgesamt fällt in der Passage auf, dass sie „überall“ zu Beginn als Relativierung des Urteils über die Verhältnisse in Deutschland im Vergleich mit anderen Staaten gebraucht. Im Verlauf

der Elaboration unterfüttert sie „überall“ auch mit Beispielen, die erfordern, es im Sinne von allgegenwärtig und alltäglich zu lesen. Damit fällt die so vorsichtig eingeleitete Diagnose der Fremdenfeindlichkeit um so härter aus, wodurch die Vermeidungsprozesse, mit denen sie sich mühsam Geltungsanspruch erkämpft noch verständlicher werden: denn das Risiko ist um so größer, nicht ernst genommen und als unglaubwürdig erachtet zu werden und selber als MitverursacherIn dazustehen.

In Anschluss an diese Erörterung stellt sich die Frage ob es sich hier um ein Reaktion auf mangelnde Anerkennung handelt, die mit Voswinkels Begriff „exit“ beschrieben werden kann. In diesem Fall liegt zwar keine Kündigung vor, noch kann man von einer inneren Kündigung sprechen.<sup>503</sup> Doch versucht auch diese Arzthelferin in Form der Distanzierung und der gegen die Missachtung behaupteten Selbstachtung „das stört mich nicht“ sich Selbst im Sinne einer möglichst unabhängigen Identitätskonstitution im eigenen Sinne zu verwirklichen. Insgesamt spricht bei dieser Befragten jedoch einiges für eine Selbstverwirklichung in Form des anerkennungsbezogenen Identitätsmanagements zwischen „exit und voice“. An anderer Stelle reklamiert sie gegenüber der Interviewerin allgemein eine Achtungsverteilung nach dem Leistungsprinzip und fordert eben eine durch Kompetenz geförderte Chance auch in der direkten Konfrontation mit jemandem ein, der zumindest Anlass gibt anzuzweifeln, dass er ihr als MigrantIn gegenüber vorbehaltlos ist.<sup>504</sup> Um diese Bewertung nachvollziehen zu können müssen die Beschreibungen der Arzthelferin und des Arztes in Gegenüberstellung betrachtet werden.

Arzthelferin in gynäkologischer Praxis:

I.:	Und war es denn schwer, eine Ausbildungsstelle zu finden?
B.:	Sehr schwierig, ja. Ich hab 60, über 60 Bewerbungen geschrieben. Das ist wirklich schwer als, wenn man ausländische Schüler oder aus Ausland ist. Sehr, sehr schwer. Erstens, die Leu-, ich bin der Meinung, die Leute gucken halt nur, ich, ich bin der Meinung, ich weiß nicht, wie die anderen denken, aber wenn man schwarze Haare hat, wenn man braune Augen hat, man könnte nicht so viel. Aber, eins sag ich nur: Die sollen erst mal, nur wirklich nur das angucken, was es zählt. Ich meine, es zählt nur, was man tut und wie man es versteht und wie man es kann. Die sollten mal drauf achten. Und deswegen wollte erst mal keiner. Und dann hab ich mich hier bei Dr. R. beworben. Ich musste schon dafür kämpfen, dass ich den Ausbildungsplatz bekommen ha-, bekomme. Hab ich schon auch wirklich einen Kampf geführt.
I.:	Wie haben Sie da gekämpft?
B.:	Wie habe ich da gekämpft? Ich hab öfters angerufen und, weil das war meine letzte Chance, und , von, von anderen hab ich, äh, viele waren Absagen und viele haben sich nicht gemeldet. Und, und ähm, bei Herr Dr. R. hab ich gesagt, das ist meine letzte Chance. Ich muss doch was tun. Ich hab da angerufen und dann bin ich hingegangen.

<sup>503</sup> Vgl. diesbezüglich: BIBB: Interview 1-1-01-4k, komplett im Anhang; besonders S. 19.

<sup>504</sup> Die Inkohärenz sehe ich in seinen Angaben dazu, ob er „Überlegungszeit“ gebraucht habe. Zunächst schildert er ihre Nachfragen, die sich über eine Woche verteilen. Auf die Frage der InterviewerIn hin antwortet er jedoch, dass die Entscheidung für die damals noch Auszubildende schon in den ersten zwei bis drei Praktikumstagen gefallen sei. Unterstellt man zunächst, dass weder der Arztes noch die Arzthelferin den tatsächlichen Ablauf in ihren Schilderungen verfälschen, verbleibt nur der Rückschluss, dass das weitere Abwarten des Arztes, das auch die Arzthelferin selber schildert, reine Taktik gewesen sein muss. In Anbetracht der Gesamtinterviews mit dem Arzt und der Arzthelferin (siehe Anhang) ist mir jedoch nicht vorstellbar, mit welchem Ziel eine solche Taktik verfolgt hätte werden sollen. Daher halte ich diese Möglichkeit für unwahrscheinlich. Ich kann an dieser Stelle jedoch nicht näher darauf eingehen, da dies zu weit von der Ausgangspassage unter D.II.1. wegführen würde.

I.: Hat er Sie eingeladen oder.  
 B.: Ja, ich sollte, ich sollte vorbeikommen. (Ja.) Dann hat der so, so genickt und so, ne, „ich muss mir überlegen“. Da hab ich gesagt: „Hören Sie, ist mir egal, ob Sie mich nehmen oder nicht nehmen. Ich, eins sag ich Ihnen: Ich hab Hauptschulabschluss, hab ich mich beworben, ging nicht. Ich hab Realabschluss gemacht, ging nicht. Soll ich jetzt ein Abitur machen?“ Okay. Ich so. „Ich mach ein Abitur, dann bewerbe ich mich noch mal bei Ihnen, dann nehmen Sie mich.“ Da hat er mich so angeguckt, sagt er: „Nein, das hat damit nichts zu tun und alles, und dies und jenes.“ Ich hab gesagt, ne, ich hab, das war meine letzte Chance, ne. Dann, nach zwei Tagen rief er mich an: „Frau A., ähm, Sie fangen, möchten Sie bei uns als ähm bei uns ne Ausbildung machen?“ Ich so: „Natürlich, klar!“ da war dann natürlich sehr froh, ne.<sup>505</sup>

### Gynäkologe:

I.: Können Sie sich an das Bewerbungsgespräch erinnern?  
 B.: Ja, kann ich mich erinnern, war sehr geschickt auf beiden Seiten, ich habe ihr gesagt, ich gebe ihr die Chance, durch ein Praktikum zu sehen, ob die Ausbildung zur Arzthelferin überhaupt für sie in Frage kommt. Da war sie sehr interessiert und äh, ging nach Ende des Praktikums nach Hause und fragte nach drei Tagen nach, ob das was werden könnte. Und nach ner Woche noch mal und hatte eine ganz positive Insistierung, wie sie es dann so (?gerade) gekommen ist.  
 I.: Also Sie brauchten da schon Überlegungszeit.  
 B.: Es äh, war innerhalb der ersten zwei, drei Tage klar von dem Praktikum, dass sie übernommen wird.  
 I.: Ja? Ah ja. Und warum was das klar?  
 B.: Ja, weil sie einfach in das Team passte.<sup>506</sup>

In der Ausgangspassage greift die InterviewerIn anschließend das von ihr beschriebene Gefühl 'nicht hier hin zu gehören' auf und fragt, ob diese Kritik auch auf ihren Berufsalltag zu übertragen sei, wobei sie annimmt, dass es nicht der Fall sei: „Aber das Gefühl haben Sie hier in der Praxis nicht?“ Die Befragte bestätigt die Annahme uneingeschränkt

„Nein, überhaupt nicht. Weil erstens, ich bin die einzige Ausländerin hier in der Praxis, all, und die anderen alle aus Deu-, sind Deutsche. Auch mein Chef oder Chefin ist auch Deutsche und ich hab gar keine Probleme mit der. Ich denke, die hat auch gar kein Problem mit mir.“<sup>507</sup>

Sie begründet die Tatsache, dass sie sich in der Praxis nicht unerwünscht fühlt, mit dem Verhältnis von AusländerInnen und Deutschen, in dem die als einheimisch kategorisierten eindeutig in der Mehrheit sind, und bekräftigt das wechselseitig gute Verhältnis zwischen ihr und den deutschen Chefs. Da sie, wie bereits erwähnt, Deutsch als Fremdsprache beherrscht, ist unsicher, ob ihre Erläuterung wirklich in erster Linie auf eine Begründung abzielt. Die Tatsache, dass sie die einzige Ausländerin ist und gute Beziehungen zu ihren Kollegen und Chefs pflegt, könnte auch lediglich als Bekräftigung und Illustration ihrer überzeugten Verneinung des Gefühls gelesen werden, nicht dazu zu gehören. In jedem Fall spielt jedoch das Verhältnis von AusländerInnen und Deutschen eine Rolle für ihre Bewertung, denn sie erläutert dieses, ohne dass explizit danach gefragt wurde. Hinzu kommt, dass sie sich an dieser Stelle ihre erfolgreiche Integration im Berufsalltag nicht in erster Linie als persönlichen Verdienst zuschreibt. In Anbetracht des gesamten Interviews wäre das durchaus denkbar, denn im oben zitierten Abschnitt hatte sie bereits mit ihren eigenen Fähigkeiten argumentiert: „Eigentlich bin ich, bi-, wie soll ich sagen, ja, gut, nicht sehr gut, aber gut“<sup>508</sup> oder aber sich auf ihre

<sup>505</sup> BIBB: Interview 1-1-01-4k: S. 3f.

<sup>506</sup> Vgl. BIBB: Interview 1-2-02-4k: S. 5.

<sup>507</sup> BIBB: Interview 1-1-01-4k: S. 16.

<sup>508</sup> BIBB: Interview 1-1-01-4k. S. 15f..

„besonderen Kenntnisse“ berufen, die sie später auf folgende Frage hin benennt.

D.II.1.6. „das ist ein Vorteil für mich, [...] dass ich was auch anderes kann, als die anderen Kollegen.“

Arzthelferin in Gynäkologischer Praxis:

I: Sie haben ja jetzt viel über Ihre Arbeit erzählt. Da haben Sie ja auch zum Beispiel erzählt, dass Sie halt Ihre türkische Sprache zum Teil so brauchen. Haben Sie sich schon mal so unabhängig von dem Gespräch so Gedanken gemacht, dass das eigentlich ganz wichtig auch für die Chefs und die Patienten ist, dass jemand da ist, der eben noch was anderes kann als die deutsche Sprache?

B: Ich denke, das ist ein Vorteil für mich, dass ich das kann und dass ich was auch anderes kann als die anderen Kollegen. Das ist, ich denke schon, ich hab nie, das ist dann ein Vorteil für mich, auch der Chef oder Chefin, die sagen auch manchmal, was hätten wir gemacht, wenn du nicht da bist. Und manchmal sagen die, kannst du nicht eine zweite Sprache, die andere Sprache, die noch uns helfen kann? Denen mache ich, denen erleichtere ich äh den Arbeit auch von denen, das sehe ich auch. Wenn die Kok-, Kollegen sind, wie soll ich sagen, die sind auch so froh, wenn da am Telefon, die Patientin versteht nicht oder der Patient oder jemand versteht die nicht und man erzählt es tausendmal, aber wird nicht verstanden, ne. Und äh, die sind dann froh, dass sie dann mich haben, und dann lass ich zum Beispiel, mit dieser Gespräch mit den beiden dauert vielleicht 10 Minuten und mit mir dauert es eine Minute. Hat man ja auch ein bisschen Zeit gespart, ne.<sup>509</sup>

Hier bewertet sie ihre türkischen Sprachkenntnisse explizit als eigenen „Vorteil“ und ihre Übersetzertätigkeit als Entlastung für die Kollegen. In der Fragestellung wurde dieses Urteil bereits propiziert und als persönliche Kompetenz dargestellt, wodurch der positive Selbstbezug ihrerseits begünstigt, wenn nicht gar dazu aufgefordert wird. Inhaltlich nimmt die InterviewerIn dabei Bezug auf die vorangehenden Ausführungen der Befragten hinsichtlich des Einsatzes ihrer Fremdsprachenkenntnisse, auf deren Basis die von ihr vorgeschlagene Bewertung sich zwar begründen lässt, von der Befragten von sich aus jedoch noch kaum bewertet wurde.<sup>510</sup> Inhaltlich wird hingegen eine von der aktuellen Situation unabhängige Beurteilung gefordert. Die InterviewerIn fragt explizit nach ihrer Einschätzung, die sie „unabhängig von dem Gespräch“ also auch schon vorher hatte. Dass die Befragte prompt, klar, eindeutig und begründet antwortet, deutet auch darauf hin, dass sie diese Auffassung schon vorher erlangt hatte und nicht erst im Zuge dieser Frage überlegen muss, wie sie die Bedeutung ihrer Kenntnisse für die in der Arztpraxis Tätigen bewerten würde.

Der Vorteil besteht für sie darin, dass die Sprachkenntnisse ihr – mit Voswinkel argumentiert – die Chance auf Anerkennung in Form von Bewunderung geben, denn in dieser Kompetenz unterscheidet sie sich von ihren KollegInnen. Hinsichtlich der Bedeutung der Sprachkenntnisse betont sie vor allem den Effekt der Arbeitserleichterung und Zeitersparnis für die Kollegen, nicht etwa einfach die Notwendigkeit, sich verständigen zu müssen. Das spricht für die bereits geäußerte Annahme, dass sie sich scheinbar häufiger unter Druck fühlt, ihre ausländische Herkunft, die als Stigma empfunden werden kann, mit besonderen Eigenschaften, die sie z. B. als Arbeitskraft attraktiver machen, zu kompensieren. Die Kompensation von Stigmatisierung durch Besonderheit ist dann auch ein Indiz dafür, dass nur auf der Ebene der „aktualen sozialen Identität“, bei stetiger Berücksichtigung und gewissermaßen gezähmt durch die Imperative der

<sup>509</sup> BIBB: Interview 1-1-01-4k: S. 20.

<sup>510</sup> Vgl. BIBB: Interview 1-1-01-4k: S. 7-13.

Imagepflege, gegen jene diskreditierende Kategorisierung angekämpft werden kann.

In der gesamten Passage D.II.1. thematisiert die Befragte die alltägliche, nicht exeptionelle Realität von Diskriminierung. Das spricht für die Deutung, dass mit dieser Behauptung implizit eingefordert wird, sich die auch in Deutschland weit verbreitete Fremdenfeindlichkeit als unleugbare Tatsache einzugestehen und unbeschönigt zu benennen, um überhaupt die Voraussetzungen zu schaffen, dagegen vorgehen zu können. Folgt man dieser Interpretation, dann zeugt die Tatsache, dass erst eingeklagt und erkämpft werden muss, die keinesfalls marginale Existenz von Fremdenfeindlichkeit beim Namen zu nennen, von einem desolaten Zustand des herrschenden Diskurses: Denn versucht man die sich vorsichtig herantastende Thematisierung vermittelt der herrschenden Rezeptionsverhältnisse zu erklären, die zur Entwicklung jener absichernden Rhetorik beigetragen haben, muss zunächst berücksichtigt werden, dass Xenophobie eine offiziell nicht legitime und dementsprechend fast immer verleugnete Haltung und Tatsache ist.<sup>511</sup> Dadurch wird es jedoch noch schwerer, diese auch nur zu benennen, denn damit ist indirekt schon ein Vorwurf erhoben. Entsprechend dem von Staatsseite zumindest verbal suggerierten Anspruch müssten jene, die sich von der Thematisierung von Fremdenfeindlichkeit angegriffen fühlen, sich damit eigentlich selber diskreditieren, da ein solches Verhalten zur Beschönigung der bestehenden Verhältnisse beiträgt. Diese Sanktion wird jedoch wohl auch gerade wegen des hohen und breit gestreuten Maßes, in dem Fremde tatsächlich diskriminiert werden, keinesfalls praktiziert. Vielmehr kommt hier die Euphemisierung der legitimen Sprache besonders stark mit ihren Realitätsverzerrenden Konsequenzen zur Geltung. Auch diese offizielle Rhetorik verbreitet also lediglich eine Illusion von Gleichberechtigung<sup>512</sup> und menschenwürdigem Pluralismus, wobei der eigene Anspruch vor allem der Verleugnung, Heuchelei und Gewissensberuhigung, z. B. durch ordnungsgemäße Rüge dient. Dementsprechend vorsichtig fallen in annähernd offiziellen Situationen geäußerte diesbezüglich bemängelnde Andeutungen meist aus, um sich zumindest die minimale Chance auf eine, wenn auch oft fadenscheinige, rein formale Akzeptanz dieser Kritik zu erhalten. Aufgrund der bereits erwähnten Merkmale hinsichtlich der sozialen Distanz und des Autorität repräsentierenden Status der InterviewerIn ist in diesem Falle die Interviewsituation aus der Sicht der Befragten in der Wahl der Strategien den offiziellen sprachlichen Feldern ähnlich. So gelesen wäre die Einforderung, die alltägliche Fremdenfeindlichkeit einzugestehen, nur die logische Konsequenz und gleichzeitig Voraussetzung einer gründlicheren Thematisierung, die solche Diskriminierung eben nicht als einzelne Vorfälle, und „Ausrutscher“ abtut oder pflichtgemäß, offiziell, formell, aber folgenlos kritisiert.

<sup>511</sup> Vgl. Goffman: IuG, S. 95ff., 102.

<sup>512</sup> Vergleiche zu diesem Mechanismus die Ausführungen zur „Illusion der Chancengleichheit“ in Teil B.II.2. sowie das gleichnamige Buch von Pierre Bourdieu und Jean-Claude Passeron.

### D.II.1.7. Zusammenfassung und Systematisierung

In Anbetracht der Länge der Analyse werden die möglichen Anbindungen an die theoretische Erörterung der Fragestellung stärker systematisiert zusammengefasst. Insgesamt lassen sich die Bezüge der unter D.II.1. analysierten Passage zur Theorie entlang dreier Fragen auffächern: Wie kann die Befürchtung und Vermutung, dass bestimmte Verhaltensweisen auf bestehende Vorurteile gegenüber Fremden zurückzuführen sind, seitens einer von diesen Vorbehalten potentiell Betroffenen in sozial akzeptabler Form geäußert werden? Reproduziert jene Form, die Chancen auf soziale Akzeptabilität eröffnet, gleichzeitig die bestehenden symbolischen Herrschaftsverhältnisse, insofern die Beherrschten, wenn sie sich dem Zwang zu jener Form fügen, automatisch auch in ihre Unterwerfung „einwilligen“? Stellt die Selbstthematization und verbalisierte Einschätzung vor allem in Bezug auf persönliche Besonderheiten hier eine Kompensation von Stigmatisierung dar?

Die ersten beiden Thematisierungslinien weisen offensichtliche Anschlüsse an Bourdieus Konzeption auf. Die dritte Frage hingegen referiert mehr als die ersten beiden auf Honneth und Voswinkel, da es hier um Bedeutungskämpfe, somit um Anerkennung nicht nur des Ausdrucksstils des Sprechers, sondern auch der dahinter stehenden Personen als Subjekten geht. Die Bezüge zu Goffman ermöglichen eine begriffliche Präzision der hier vorliegenden Stigmatisierung und helfen generell die Art und Weise sowie die Mittel, mit denen soziale Akzeptabilität, symbolische Herrschaft und Selbstdarstellung sprachlich umgesetzt werden, zu benennen.

Die soziale Akzeptabilität der Äußerung wird in der analysierten Passage durch ausgiebige „defensive Manöver“ des langsamen Herantastens an die Thematisierung von Fremdenfeindlichkeit versucht zu erreichen. Zusätzlich sollen „protektive“ Maßnahmen, die Glaubwürdigkeit und Seriosität ihrer Aussage absichern. Diese defensiven und protektiven Signale erhöhen zwar die Chancen darauf, „Gehör und Glauben“ zu finden, bedingen jedoch einen spezifischen Ausdrucksstil. Dieser ist in Gestalt jener absichernden Redezüge von einer starken „Selbstzensur“ und „Euphemisierungsarbeit“ gekennzeichnet. Darin könnte also der Bourdieusche „Zwang zur Form“ bestehen, der die niedriger Positionierten geradezu zur „Einwilligung“ in ihre eigene Unterwerfung zwingt, insofern sie überhaupt Chancen auf Gehör haben wollen. Beim vorliegenden Fall deutet vieles daraufhin, dass persönliche Besonderheiten hier vor allem der Kompensation dienen, um der stetig präsenten Bedrohung entgegenzuwirken, aufgrund ihrer Herkunft stigmatisiert zu werden. Im Folgenden werden, wie bereits angekündigt, der ersten und dritten Frage jeweils vergleichende Passagen gegenübergestellt.

## D.II.2. Soziale Akzeptabilität

In ihrer Unterschiedlichkeit teilen die verschiedenen Sprechstile das Ziel, der eigenen Äußerung Relevanz und Glaubwürdigkeit zu verleihen, mit Bourdieu gesprochen, sie „sozial akzeptabel [...], das heißt Gehör und Glauben [...]“<sup>513</sup> findend, zu formulieren. Um akzeptabel zu sprechen, ist außerdem ein akzeptables Image nötig, welches mittels der interaktiven Techniken der Imagepflege erstellt und gewahrt werden kann. Die SprecherInnen versuchen also auch, ihr Gegenüber von Plausibilität und Seriosität des Gesagten zu überzeugen und streben aus diesem Grunde danach, eine möglichst reflektierte, neutrale, objektive Position zu behaupten. Schließlich sichert, wie in B.II.1 und B.II.2 erläutert, ein solches Verhalten ein akzeptiertes Image und erhöht durch sinnvolle, relevante und seriöse Aussagen die Chancen auf Anerkennung. Dieses mit Blick auf die methodischen Erläuterungen bewusste oder unbewusste und als solches vorreflexive, inkorporierte Verhalten ist von Regelmäßigkeiten durchzogen, die jedoch unterschiedliche Formen annehmen, weshalb der Passage unter D.II.1. nun eine weitere Variante gegenübergestellt wird.

### Exkurs 4: Methodisches

Obwohl in diesem Fall auch das Interview mit einem der Vorgesetzten der Arzhelferin vorliegt, deren Aussage zuvor analysiert wurde, wird ihrem sprachlichen Ausdrucksstil die „Sprechweise“<sup>514</sup> eines anderen Arztes gegenübergestellt. Schließlich ist das Erkenntnisinteresse dieser Arbeit nicht in erster Linie wie in der Ethnomethodologie Harold Garfinkels darauf gerichtet, wie die Interaktanten in der je spezifischen Situation „[...] in einem intelligenten Regelgebrauch Ordnung ‚lokal‘ herstellen [...]“<sup>515</sup>. Hingegen ist aufzuzeigen, ob und wenn ja in welcher Weise in den Eigentümlichkeiten der Sprechhandlungen eines Falls die soziale Herkunft und die in den gesellschaftlichen Machtverhältnissen eingenommene Position manifestiert ist.<sup>516</sup> Aufgrund der für ÄrztInnen und ArzhelferInnen sehr unterschiedlichen und unterschiedenen Bildungstitel sind hier erhebliche soziale Distanzen zu erwarten, denn der zeitliche und finanzielle Aufwand dieser beiden Ausbildungswege bedingt, dass die Rekrutierungsgruppen dieser Berufe traditionell sozial eher weit voneinander entfernt sind. Um eine komparative Analyse, die meinem Erkenntnisinteresse dient, durchführen zu können, ist also die soziale Distanz, die auf Grundlage des Berufs zu vermuten ist, nicht das spezifische Verhältnis zweier Repräsentanten zueinander entscheidend. Diese ist sowohl bei dem Vorgesetzten der bereits zitierten Arzhelferin, als auch bei dem im Folgenden zitierten Arzt gegeben, in dessen Ausführungen jedoch die für meine Fragestellung relevanten Aspekte stärker verdichtet aufzufinden sind.

---

<sup>513</sup> Bourdieu: Whs, S. 84.

<sup>514</sup> Bourdieu: Whs, S. 42.

<sup>515</sup> Meuser: Repräsentation, S. 215.

<sup>516</sup> Vgl. Meuser: Repräsentation, S. 216.

### D.II.2.1. „es gab [...] mal im Ärzteblatt so einen Artikel“- Interpretation

Kinderarzt:

I.: Dann, über die sprachlichen Fähigkeiten von der Frau F. und die Kenntnisse über, ja, türkisches Land und Leute haben wir uns auch schon etwas unterhalten. Jetzt geht es noch abschließend darum, ob Sie da vielleicht was dazu sagen können. Also dass Frau F. halt, also wie diese besonderen Kompetenzen aussehen, die sie über die Fachkenntnisse hinaus besitzt. Also kulturspezifisches Wissen, spielt das auch eine Rolle? Oder sind das wirklich eher die Sprachkenntnisse? Also wo liegen ihre Fähigkeiten, wodrin also ist sie, ja, bestimmte Weise besonders kommunikationsfähig, vielleicht fällt Ihnen da ein Beispiel dazu ein. Oder belastbar und, ja, hat das überhaupt was damit zu tun, dass sie jetzt, dass sie türkisch spricht oder ihre Eltern aus der Türkei kommen, oder ist das eine persönliche Sache. Also.

B.: Weiß gar nicht, kann ich jetzt im Moment gar nicht so richtig beurteilen. Also es gab vor einiger Zeit mal im Ärzteblatt so einen Artikel über die, ja dass Türken einen anderen Krankheitsbegriff in vielen Sachen haben als Deutsche. Das war, so ein Artikel, der war von einem türkischen Arzt geschrieben, der hat so ein bisschen erklärt, was für die Türken das heißt, wenn sie irgendwelche bestimmte Ausdrücke verwenden. Und das war halt ganz interessant, aber das ist mir noch nie aufgefallen, dass das hier so ist, in der Praxis. Was vielleicht damit zu tun hat, dass wir eben doch nicht mehr oder weniger zu tun haben mit direkt aus der Türkei Kommenden, das sind nicht mehr so viele. Vielleicht ist es mir deswegen nie aufgefallen.

I.: Also die Frau F. hat da auch nie was erwähnt, oder, dass also ...

B.: Nee. Also jetzt so in dem Sinne, dass sie da gesagt hätte, dass es jetzt was spezifisch Türkisches ist, nein, nein. Also (.....) dass in der Türkei schon mehr der Bauch so was Zentrales ist und dass, dass einfach die da mehr drauf achten. Obs im Bauch, ob er rumort, nicht rumort, ob er hart ist, nicht hart ist, oder was auch immer, dass man da viel mehr drauf achten muss und dass das alles Mögliche aussagen kann. Aber so was ist mir jetzt nicht aufgefallen. Und die Frau F. hat auch noch nie zu mir gesagt (.....)<sup>517</sup>

Der Kinderarzt wird nach der Bedeutung und Gestalt etwaiger „interkultureller Kompetenzen“ bei seiner Arzthelferin mit türkischem Migrationshintergrund gefragt, die hier als über Fachkenntnis und reine Sprachkenntnis hinausgehendes „kulturspezifisches Wissen“ definiert sind.

„Jetzt geht es noch abschließend darum, ob Sie da vielleicht was dazu sagen können. Also dass Frau F. halt, also wie diese besonderen Kompetenzen aussehen, die sie über die Fachkenntnisse hinaus *besitzt*. [Hervorhebung von C.S.] Also kulturspezifisches Wissen, spielt das auch eine Rolle? [...]“

Die Formulierung der Frage vermittelt besonders durch den hervorgehobenen Abtönungspartikel „halt“ und den Gebrauch des Indikativs den Eindruck, dass interkulturelle Kompetenzen in selbstverständlicher Weise gegeben sind und in diesem Kontext als naturalistische angenommen werden. Im Allgemeinen setzt schon der Untersuchungsgegenstand der Studie deren Existenz und Bedeutung im Alltag spezifischer Berufe voraus. Über diese Ausgangslage und das diesbezügliche Forschungsinteresse solche Kompetenzen genauer zu erfassen waren die Befragten durch das Anschreiben auch informiert.<sup>518</sup> Außerdem führt die InterviewerIn am Ende der Fragestellung, wohl um das Erkenntnisinteresse zu spezifizieren, Beispiele an, in welche Richtung solche „besonderen Kompetenzen“ gehen könnten. Anschließend wirft sie, die naturalistisch behauptete Existenz interkultureller Kompetenzen relativierend, die Frage auf, ob diese Besonderheiten strukturell oder individuell bedingt sind:

„[...] und, ja, hat das überhaupt was damit zu tun, dass sie jetzt, dass sie türkisch spricht oder ihre Eltern

<sup>517</sup> BIBB: Interview 1-2-07-2k: S. 8f..

<sup>518</sup> Vgl. Settelmeyer et al.: Anschreiben, im Anhang.



aus der Türkei kommen, oder ist das eine persönliche Sache. Also.“<sup>519</sup>

In diesem Kontext, d.h. vor dem Hintergrund der Proposition seitens der InterviewerIn und den erwähnten Implikationen, muss die Reaktion des Arztes gelesen werden.

Er reagiert zunächst mit einer Relativierung seines Urteilsvermögens, das ihm unterstellt wurde, da die Frage speziell an ihn als Arzt und Chef einer Angestellten mit Migrationshintergrund gerichtet ist. „Weiß gar nicht, kann ich jetzt im Moment gar nicht so richtig beurteilen.“<sup>520</sup> Mit der zurückhaltenden Einleitung der Antwort schafft er bereits eine Basis hinsichtlich der Glaubwürdigkeit seiner folgenden Ausführungen, indem er mittels der oben zitierten Relativierung die Fähigkeit zur Selbstbescheidung im Falle mangelnden Wissens signalisiert. Dass er die Geltung seiner Stellungnahme vorsorglich einschränkt, zeugt von Reflektionsvermögen bezüglich der eigenen Position. Es stärkt das Vertrauen des Rezipienten in die Bemühungen des Sprechers, möglichst unparteiisch, also neutral zu urteilen oder auch nur so zu wirken, da letzterer die subjektiv eingefärbte Perspektive angemessen in Rechnung stellt. Derart pflegt er auch sein eigenes Image. Daraufhin erschließt er sich über sein Meinungs- und Ahnungswissen den Gegenstand der Fragestellung. Er signalisiert also, worauf die Frage seiner Meinung nach abzielt, wobei er die Doxa wiederum vorbeugend durch eine, in Form der ‚Wissenschaftlichkeit‘ als glaubwürdig, da seriös und neutral definierte Referenz absichert. „Also es gab vor einiger Zeit mal im Ärzteblatt so einen Artikel über die, ja dass Türken einen anderen Krankheitsbegriff in vielen Sachen haben als Deutsche.“<sup>521</sup> Seine weitere Elaboration<sup>522</sup> wirkt dem Eindruck entgegen, jener Artikel rede unberechtigterweise kulturspezifischen Zuschreibungen aus einer inkompetenten Fremdperspektive in kulturimperialistischer Manier das Wort.<sup>523</sup>

„Das war, so ein Artikel, der war von einem türkischen Arzt geschrieben, der hat so ein bisschen erklärt, was für die Türken das heißt, wenn sie irgendwelche bestimmte Ausdrücke verwenden.“<sup>524</sup>

Durch diese vertrauensbildenden Maßnahmen hinsichtlich Glaubwürdigkeit, Seriosität und Neutralität seiner Stellungnahme begünstigt, positioniert er sich bezüglich der angeführten Referenz, „Und das war halt ganz interessant, [...]“<sup>525</sup>. Dadurch entkräftet er auch noch etwaige Befürchtungen, dass er persönlich dem Inhalt der Referenz idiosynkratisch gegenüber stehe. In Anschluss daran antwortet er in Antithese zur Proposition der Frage indem er diese verneint: „[...] aber das ist mir noch nie aufgefallen, dass das hier so ist, in der Praxis.“ Eine solche inhaltliche „Opposition“<sup>526</sup> war angesichts der vorsorglich breit absichernden Einleitung fast zu erwarten.

<sup>519</sup> BIBB: Interview 1-2-07-2k: S. 8.

<sup>520</sup> BIBB: Interview 1-2-07-2k: S. 9.

<sup>521</sup> BIBB: Interview 1-2-07-2k: S. 9.

<sup>522</sup> Vgl. Przyborski; Wohlrab-Sahr: Qualitative Sozialforschung, S. 292ff..

<sup>523</sup> Z. B. indem sich zu Urteilen aufgeschwungen wird, die das Fremde als exotisches, in deklassierter Form beanspruchen zu kennen, sich aneignen und somit stigmatisiert beschlagnahmen.

<sup>524</sup> BIBB: Interview 1-2-07-2k: S. 9.

<sup>525</sup> BIBB: Interview 1-2-07-2k: S. 9.

<sup>526</sup> Vgl. Przyborski; Wohlrab-Sahr: Qualitative Sozialforschung, S. 293f..

Die im Vorfeld sichtbaren Vermeidungsprozesse in Form von „protektiven“ Maßnahmen werden nun insofern nachvollziehbar, als er mit der Verneinung wissentlich einer Hypothese der Studie widerspricht, in deren Rahmen er interviewt wird. Dadurch werden Schutz und Verteidigung erst in diesem Maß nötig, denn die Ablehnung einer Proposition wird genauer hinsichtlich Seriosität und Glaubwürdigkeit geprüft als die Zustimmung, da sie für die Vorannahme und These auch weitgreifendere Folgen und Modifizierungen bedingt. Schließlich muss die Interviewerin sich fragen, ob, wann und inwiefern ihre Ausgangsannahmen der Studie unzutreffend sind. Die Zustimmung hingegen würde die These bestätigen, jedoch mit den konkret hinzugewonnenen praktischen Anbindungen immer vor schon vorüberlegten (An-)Ordnungen wahrgenommen, strukturiert und beurteilt und in diese integriert werden. Dies gilt, obwohl ein Teil der Kategorisierungen auch erst aus dem Material entstehen und die Hypothesen an ihm modifiziert oder gar von ihm verworfen werden können.

In Anbetracht des Bundesinstituten gemeinhin zugestandenen redlichen Status ist zwar davon auszugehen, dass der Arzt tendenziell auf die Seriosität der Ausführenden vertraut. Doch könnte sein Gegenüber befürchten, er zweifle aufgrund der Tatsache, dass die Hypothese des BIBB, die die InterviewerIn vertritt, sich in diesem Fall nicht bestätigt, an Berechtigung und Sinn der Studie. In Anbetracht der im Vorfeld gesetzten Signale, mit denen der Arzt auch jenen Takt zweiter Ordnung praktiziert, ist es unwahrscheinlich. Durch die vorsorgliche Absicherung seiner Perspektive als möglichst neutrale, nicht von Vorurteilen belastete, und die Auskunft über seinen Informationsstand schafft er auch für die InterviewerIn gute Bedingungen zur Wahrung ihres Images. Wäre sie nicht über seinen Wissensstand informiert, könnte sie z. B. durch eine skeptische Nachfrage den Eindruck erwecken, ihm Unwissenheit zu unterstellen oder sich selber als diesbezüglich kompetenter einzuschätzen, was den Arzt provozieren oder brüskieren könnte. Dieses und ähnliche Fettnäpfchen ermöglicht er ihr durch die Erläuterungen zu der Position, aus der er urteilt, zu umgehen.

Darüber hinaus vermutet der Arzt auch eine Ursache zu kennen für die, zwar erwartete, jedoch hier nicht vorhandene Bedeutung interkultureller Kompetenzen.

„Was vielleicht damit zu tun hat, dass wir eben doch nicht mehr oder weniger zu tun haben mit direkt aus der Türkei Kommenden, das sind nicht mehr so viele. Vielleicht ist es mir deswegen nie aufgefallen.“<sup>527</sup>

Dadurch wird abwegig, dass er die Studie prinzipiell in Frage stellt, da er in diesem Erklärungsangebot den Widerspruch zur Hypothese der Studie mit den spezifischen Gegebenheiten seiner Arztpraxis und nicht etwa mit einer falschen Grundlage der Forschung begründet. Mit dieser Synthese<sup>528</sup> positioniert er sich demnach bezüglich der Studie, indem er sie in ihrem Geltungsanspruch akzeptiert, ohne jedoch seine abweichenden Erfahrungen zu

<sup>527</sup> BIBB: Interview 1-2-07-2: S. 9.

<sup>528</sup> Vgl. Przyborski; Wohlrab-Sahr: Qualitative Sozialforschung, S. 294.

unterschlagen, sondern integriert diese, durch den Verweis auf den Rahmen und die strukturellen Bedingungen.

Bisher ist der Arzt bemüht, „die zu erwartenden Rezeptionsverhältnisse“ als Teil der „Produktionsverhältnisse“ seines sprachlichen Ausdrucks zu berücksichtigen, indem er seine Aussage vorsorglich relativiert, seine Position reflektiert und sich gegen nicht gewünschte Konnotationen und Interpretationen absichert. In dieser Form versucht er die erfahrungsgemäß drohenden „Sanktionen des Marktes“ vorwegzunehmen.<sup>529</sup> Die Erwartungen basieren tatsächlich auf Erfahrungswissen,

„[g]erade weil die Konnotation – [...] – in einer gesellschaftlich bestimmten Beziehung entsteht, in die die Empfänger die ganze Vielfalt ihres Instrumentariums der symbolischen Aneignung einbringen, [...]“<sup>530</sup>.

Bourdieu wendet sich diesbezüglich explizit gegen die Vorstellung von „bewusstem Kalkül“ und sieht dieses präventive Handeln und seine Ausprägung im „sprachlichen Habitus“, also in seinen wiederum erfahrungsgeprägten Wahrnehmungs- und Gliederungsprinzipien, begründet.<sup>531</sup>

Trotzdem hakt die InterviewerIn noch einmal nach „Also die Frau F. hat da auch nie was erwähnt, oder, dass also ...“<sup>532</sup> und regt damit an, auch das Verhalten, zumindest sprachliche Äußerungen der Arzthelferin diesbezüglich abzuklopfen. Daraufhin bekräftigt der Arzt seine Verneinung der ursprünglichen Frage und grenzt anhand eines Gegenbeispiels nochmals seine Erfahrungen, unter Einbezug der Äußerungen seiner Angestellten, gegen die in der Frage überprüfte Hypothese der Studie ab.

„Nee. Also jetzt so in dem Sinne, dass sie da gesagt hätte, dass es jetzt was spezifisch Türkisches ist, nein, nein. Also (.....) dass in der Türkei schon mehr der Bauch so was Zentrales ist und dass, dass einfach die da mehr drauf achten. [...] und dass das alles Mögliche aussagen kann. Aber so was ist mir jetzt nicht aufgefallen. Und die Frau F. hat auch noch nie zu mir gesagt (.....)“<sup>533</sup>

Damit entfaltet er den negativen Gegenhorizont zu der von ihm geschilderten Realität, auf dessen Realisierungsmöglichkeiten er in der Synthese eingegangen ist.<sup>534</sup> Anschließend geht die InterviewerIn zur nächsten Frage über. In Anbetracht des bisherigen Interviewverlaufs, des bereits beschriebenen Arbeitsalltags und Verhältnisses zu dieser Arzthelferin liegt die Deutung nahe, dass die Aussage des Arztes als eine glaubwürdige akzeptiert wurde.

<sup>529</sup> Vgl. Bourdieu: Whs, S. 84.

<sup>530</sup> Bourdieu: Whs, S. 43.

<sup>531</sup> Vgl. Bourdieu: Whs, S. 84.

<sup>532</sup> BIBB: Interview 1-2-07-2k: S. 9.

<sup>533</sup> BIBB: Interview 1-2-07-2k: S. 9.

<sup>534</sup> Vgl. Przyborski; Wohlrab-Sahr: Qualitative Sozialforschung, S. 290.

### D.II.2.2. Zwischenfazit: Ressourcen der Sprechstile hinsichtlich sozialer Akzeptabilität

Es werden nun verschiedene Stile, die eigene Aussage sozial akzeptabel zu formen, anhand der diesbezüglich relevanten Teile der Passage unter D.II.1. und jener zuletzt unter D.II.2.1. analysierten gegenübergestellt und vergleichend betrachtet. Dabei gilt es zu prüfen, ob und wie sich die Ausdrucksstile der Befragten unterscheiden und ob diese Unterschiede durch ihre soziale Position oder ihren Status bedingt sein könnten.

Bei der Arzthelferin in der gynäkologischen Gemeinschaftspraxis zeigen sich die Bemühungen um soziale Akzeptabilität vor allem daran, wie sie als Betroffene versucht, fremdenfeindliches Verhalten zu thematisieren. Sie versucht ihre Aussage zu begründen, zu differenzieren, sie intersubjektiv nachvollziehbar und dadurch gewissermaßen neutral zu gestalten. Konkreter kann diese Sprechweise auch als Vermeidungsverhalten formuliert werden: Aus diesen Zielen folgen hier gewissermaßen „Regeln“<sup>535</sup>, die darin bestehen, weder zu übertreiben noch zu polemisieren und Verallgemeinerungen und einseitige Darstellungen zu vermeiden. Das tut sie durch vorsichtige Wortwahl, die häufige und betonte Verwendung des substituierenden Indefinitpronomens ohne Determiner „manche“ und ihre stetig zwischen positiven und negativen Aspekten wechselnde Darstellung. Zusätzlich umgeht sie extreme, sehr strikte Einschätzungen, harte Urteile und Darstellungsweisen und begünstigt, sie als eine tendenziell mild bewertende Person zu sehen. Dem entspricht eine Selbstbewertung, die den Eindruck der Selbstüberschätzung verhindert: „Eigentlich bin ich, bi-, wie soll ich sagen, ja, gut, nicht sehr gut, aber gut.“<sup>536</sup> Insgesamt wird dadurch vermieden, dass der Eindruck entstehen könnte, ihre Klage sei durch eine persönliche Überempfindlichkeit im thematisierten Punkt mitverursacht, durch diese verzerrt, somit der tatsächlichen Situation unangemessen und daher weniger ernst zu nehmen. Mit Goffman kann solche Bescheidenheit als eine kooperative Technik der Imagepflege gesehen werden.<sup>537</sup>

Als Referenz, auf die sie als argumentative Stütze ihrer Positionierung, Kommentierungen und Einschätzungen zurückgreift, fungiert in diesem Fall nur das Alltagswissen, d. h. sie bezieht sich auf das von ihr als selbstverständlich und natürlich Wahrgenommene, Verstandene und Beurteilte. Dabei achtet sie in der Darstellungsweise dieser Verweise wiederum auf obige Regeln. Sie versucht letztere weitestmöglich zu befolgen und trotzdem nicht allen Inhalt ihrer Äußerung zu opfern, der – wie in der Analyse erörtert wurde – viele Sagbarkeitsnormen strapaziert und dadurch den euphemisierten, andeutenden Stil bedingt. Das wird besonders deutlich wenn sie versucht Stigmatisierung, die ihrerseits nicht als akzeptable konnotiert ist, in einer sozial akzeptablen Form, die der Imagepflege Rechnung trägt, zu thematisieren. Die

<sup>535</sup> An dieser Stelle halte ich Wittgensteins Begriff der Regel für angemessener als Bourdieus Begriff der Strategie, denn hier werden die in der Analyse herausgearbeiteten Regelmäßigkeiten in der Sprechweise zusammengefasst. Mit dem Begriff der Strategie wäre fast unvermeidlich zumindest die gedankliche Assoziation eines intendierenden Akteurs verbunden, die hier nicht gewünscht ist.

<sup>536</sup> BIBB: Interview 1-1-01-4k: S. 15f..

<sup>537</sup> Vgl. Kap. B.IV.2..

Begründung sie sei in der Praxis gut integriert, weil sie die einzige Ausländerin ist, kann nicht nur so gedeutet werden, dass sie Menge und Integrationsgrad als einen bekannten und selbstverständlichen Zusammenhang vorausgesetzt, sondern darüber hinaus als Bezug auf Verhältnisse ansehen, konkret auf Integrations- und Kohäsionsprobleme pluralistischer Gesellschaften, die in ihrer Größenordnung auf struktureller Ebene anzusiedeln sind. Damit würde sie hier auch demonstrieren, dass sie solche Faktoren in ihre Urteilsfindung mit einbezieht.

Beim Kinderarzt ist das Bemühen um soziale Akzeptabilität an der Art und Weise ersichtlich, wie er die Frage der InterviewerIn verneint und die antithetische Antwort einleitet und begründet. Er beginnt mit dem Zugeständnis seiner eingeschränkten Urteilsfähigkeit, somit aber auch der Demonstration seiner Authentizität, indem er eben jene Bewertungskompetenz nicht vortäuscht. Er erschließt sich die Frage und die urteilsrelevanten Aspekte mit Hilfe der Referenz auf den Artikel einer Fachzeitschrift, der eben jenes Erfragte thematisiert, dem er sich zunächst nicht gewachsen sieht. Durch diesen Bezug zeigt er und vergegenwärtigt sich eventuell selber, dass er weiß, worauf diese Frage konkret abzielt und dass er sie angemessen versteht. Er macht seine Kenntnis des Themas durch die explizite ausführliche Elaboration intersubjektiv nachvollziehbar.

Für die Begründung seiner Einschätzung zieht er strukturelle demographische Faktoren als Argument heran, die sich mit seinen Erfahrungen decken. Durch seine ausführlichen Exemplifizierungen weist er in der Interaktion nach, dass er einen genauen Begriff von dem hat, was er verneint, und sich dieser Kenntnis sowie der Tatsache, dass sie notwendig ist, um hier legitim urteilen zu können, bewusst ist. Als Vermeidungsverhalten formuliert, verhindert er insgesamt, dass der Eindruck entstehen könnte, er täusche nur eine auf Kenntnis basierende Wertung vor, obwohl er nicht über diese Kompetenz verfügt.

Vergleicht man diese beiden Regelkanons, stechen die unterschiedlichen Referenzen ins Auge. Deren entscheidende Differenz besteht in der Definitionsmacht, denn Artikel einer Fachzeitschrift erheben den Anspruch auf Wissenschaftlichkeit, die ein Maßstab für gesamtgesellschaftlich gültige und legitime Äußerungen ist. Alltagswissen hingegen ist weder kanonisiert noch institutionalisiert und somit auch nicht akademisch legitimiert. Derart ist die Seriositätsabsicherung des Arztes auf dem Markt der Befragungssituation wesentlich wertvoller und akzeptabler als jene der Arzhelferin.<sup>538</sup> Sie kann keinen solchen offiziellen „Garant“ wie den wissenschaftlichen Diskurs angeben und befindet sich auch nicht in der

---

<sup>538</sup> Vgl. bezüglich der Geltungs- Deutung- und Definitionsmacht von Wissenschaft samt dem wissenschaftlichen Diskurs auf offiziellen Feldern die Ausführungen in B.II.1.2.1. und B.II.1.2.2. Besonders hinsichtlich Legitimität, die über Institutionen vermittelt wird, und der Reproduktion sozialer Ungleichheit über Bildung, die zu symbolischer Herrschaft führt.

sozialen Position, aus der heraus man ihr unbedingt zutraut, sich auf diesen kompetent zu beziehen. Entsprechend würde bei ihr ein solcher Verweis möglicherweise gar nicht als gültige Referenz akzeptiert und könnte damit gar nicht in dieser Weise fungieren. Einerseits, da sie wahrscheinlich in erster Linie über Alltagswissen als Bezugspunkt verfügt, andererseits, weil es der von ihrer Position erwartete, daher dem Markt angemessene Verweis ist, bei dem man ihr am ehesten oder meisten glaubt, bleibt ihr folglich nur die Möglichkeit, mittels Lebens- bzw. Erfahrungswissen und der diesem immanenten Spielräume ihre Weltsicht argumentativ zu stützen.

Abgesehen von den unterschiedlichen Möglichkeitsbereichen an Referenzen steht die Frage im Raum, wer in welchem Maße tatsächlich soziale Akzeptabilität erreicht. In der Analyse der Passage aus dem Interview mit dem Arzt ergab die Analyse, dass er seine Aussage Glauben und Gehör findend formt, obwohl sie der Arbeitshypothese der Studie des BIBB widerspricht.

Bei der Analyse der Auszüge des Interviews mit der Arzthelferin fällt eine Bewertung schwerer. Sie berichtet, erläutert und begründet ihre Aussagen ausführlich. Obwohl diese aufwendige Elaboration häufig sprachlich unkorrekt und in Aufbau und Stil umständlich ist, daher auch für den Rezipienten schwerer nachvollziehbar ist, kann einerseits positiv bilanziert werden: Mit diesem von beiden Seiten den des Produzenten wie des Rezipienten erforderlichen Mehraufwand schafft sie es trotz geringerer Sprachkompetenz als der Arzt, sozial akzeptabel zu sprechen. Diese Wertung wird unter anderem in Anbetracht der heiklen Thematik der Fremdenfeindlichkeit bestärkt.

Andererseits muss bedacht werden, dass die Interviewte als InformantIn im Mittelpunkt des Interesses steht, somit hier mehr als in alltäglichen, öffentlichen Situationen in der Rede zum Zuge kommen kann. Es ist fraglich, wie sich dieser Eindruck außerhalb der Interviewsituation verändert, wenn die Befragte sich ihre Redeanteile möglicherweise erkämpfen und sich gegen andere durchsetzen muss. Zudem kann in Alltagssituationen weder genauso viel Interesse noch ebensolche Geduld und Offenheit angenommen werden, sich in ihre Ausführungen insgesamt hineinzudenken, wie es bei der InterviewerIn aufgrund ihres eigenen Forschungsinteresse und methodischer Erwägungen der Fall sein dürfte.

Der durch die Befragungssituation bedingte Umstand ungeteilter Aufmerksamkeit als Sonderfall trifft genauso für den Arzt zu. In Anbetracht seiner wesentlich flüssigeren Formulierung, dem strukturierteren Argumentationsverlauf, der klareren, prägnanteren Benennung sowie der seinem Status entsprechenden, daher hier akzeptablen, wirkungsmächtigeren Referenzen ist jedoch zu erwarten, dass ihm die veränderten, stärker von Konkurrenz geprägten Alltagssituationen weniger Schwierigkeiten bereiten als der Arzthelferin. Angesichts dieser Argumentation ist er wahrscheinlich auch außerhalb der Interviewsituation fähig, sich mit seinem Ausdrucksstil ausreichend zu distinguieren, um sich

Gehör und Aufmerksamkeit zu verschaffen. Dadurch erwirkt er für sich selber die Chance, seine Aussage dann als schon gehörte auch seriös zu gestalten, und ist somit nicht auf solche Sondersituationen angewiesen.

In Form des Mehraufwandes seitens der RezipientIn ist die Arzthelferin hingegen, von eben jenem Interesse, der Zeit, Offenheit und dem Willen, ihre Ausführungen möglichst in ihrem Sinne nachzuvollziehen, abhängig. Derart ist sie in ihrem „Ausdrucksstreben“ oft verhindert, eingeschränkt und ihre „Sprechweise“ trotzdem beherrscht.

Hier treten nochmals die symbolischen Herrschaftsverhältnisse klar zu Tage: Einerseits wird sichtbar, dass die Arzthelferin angesichts ihres Möglichkeitsraums an Referenzen gezwungen ist, sich scheinbar freiwillig in die Unterwerfung ihres Ausdrucksstrebens unter die legitime Sprache und Form zu fügen. Sie vollzieht ihre Beherrschung im Zuge der Bemühung um soziale Akzeptabilität, zu der sie jedoch derart genötigt ist, dass es ihre einzige Chance ist. Andererseits bleibt sie von der Gunst, im Sinne der Bereitschaft zum Mehraufwand, der relativ Höheren und mehr an Herrschaft Teilhabenden abhängig. Hier wird auch hinsichtlich der eher herrschenden Seite deutlich, dass es nicht einmal egoistisch orientierter, die eigene Position begünstigender Strategien bedarf, um solche symbolische Herrschaft auszuüben. Allein redlich gebrauchte Sprachkompetenz und die damit einhergehenden Geltungschancen, also die Tatsache 'zu akzeptieren die eigene Aussage akzeptabel zu machen'<sup>539</sup> reichen aus damit die symbolische Macht wirksam wird.

Bezüglich der Einschätzung der Durchsetzungschancen der in D.II.1 zitierten Arzthelferin außerhalb von Interviewsituationen tritt im Vergleich mit der Sprachführung der in D. I. zitierten Ärztin ein weiterer relevanter Aspekt hervor. Wie am Ende der dortigen Analyse angemerkt, unterbricht diese Ärztin öfters die InterviewerIn, um mit ihrer Elaboration ungestört fortzufahren. Sie lässt sich also in dem, was sie sagen wird, nicht irritieren, obwohl die InterviewerIn möglicherweise andere Akzentuierungen vornehmen wollte, indem sie zu einer Zwischenfrage oder Aussage ansetzt. Damit erweckt sie bei der RezipientIn den Eindruck der Authentizität, der sie tendenziell glaubwürdiger macht, eben durch jene Dringlichkeit und Intensität, mit der sie ihr Ausdrucksstreben verfolgt. Derart zeigen sich hier wiederum ihre im Vergleich zur Arzthelferin besseren Chancen auf Akzeptabilität, denn dieser Pluspunkt an Glaubwürdigkeit erfordert ein erhebliches Maß an Sprachbeherrschung in Form der Fähigkeit, flüssig und möglichst stringent und prägnant zu formulieren, um sich verbal gegen eine Unterbrechung durchsetzen zu können.

In diesen Ungleichheiten und Benachteiligungen statusniedriger SprecherInnen ist die in der

---

<sup>539</sup> Vgl. Bourdieu: Whs, S. 84.

Analyse erwogene Deutung begründet die Weise, in der einerseits die Arzthelferin, andererseits die ÄrztInnen auf die offene Frage reagieren, ob sie nachfragen, sich rückversichern oder nach eigenen Gutdünken antworten als Ausdruck und Indiz ihrer Stellung in den symbolischen Herrschaftsverhältnissen zu bewerten. Dabei muss natürlich weiterhin in Rechnung gestellt werden, dass es sich z. B. bei den Ärzten um andere, meist etwas weniger offene Fragen handelt, die aus einem nach anderen Kriterien für die Vorgesetzten entwickelten Leitfaden stammen und von einer anderen InterviewerIn gestellt wurden. Diesbezüglich kann zusätzlich der Redezugwechsel zwischen InterviewerIn und Befragter im Gesamtinterview daraufhin gesichtet werden, wer wen wann und wie häufig unterbricht. Da sie von derselben InterviewerIn befragt wurden, erfolgt lediglich ein Vergleich der Ärztin mit der Arzthelferin.<sup>540</sup> Hier fällt auf, dass insgesamt die InterviewerIn bei der Arzthelferin häufiger zustimmende, wohl stimulierende Einwürfe macht oder sie in ihren Ausführungen mit einer Nachfrage unterbricht als bei der Ärztin. Umgekehrt fällt die Ärztin auch der InterviewerIn deutlich häufiger ins Wort als die Arzthelferin.<sup>541</sup> Die Einwürfe der InterviewerIn sind bei beiden Befragten zu finden, so dass es nicht nur eine Maßnahme im Umgang mit etwaiger Unsicherheit seitens der Arzthelferin, sondern wohl auch Teil ihres persönlichen Stils ist, die in ihrem Sinne inhaltlich adäquate Verständigung abzusichern.

---

<sup>540</sup> Vgl. das Ende des Teil D.I..

<sup>541</sup> Vgl. die vollständigen Interviews 1-1-01-4k und 1-2-13-4k im Anhang.



### D.II.3 Verbalisierte Selbsteinschätzung hinsichtlich Besonderheit

Im Folgenden geht es wie angekündigt um die Form, in der über die eigene Person hinsichtlich möglicher Besonderheiten gesprochen werden kann. Hier werden der in Passage D.II.1. favorisierten Deutung der Kompensation von Stigmatisierung andere Varianten gegenübergestellt. Zunächst wird jedoch kurz die Bedeutung dieser Thematisierungslinie für die Fragestellung erläutert. Die Weise, in der jemand über sich selber spricht und zu der eigenen Person Stellung nimmt, ist für die Analyse von Anerkennungsverhältnissen relevant, da diese Selbsteinschätzung Rückschlüsse auf die „Rezeptionsverhältnisse“ zulässt, von denen diejenige ausgeht. Darin spiegelt sich wieder, welche Anerkennungsnormen ihr im Verlauf der Sozialisation über die Reaktionen der anderen vermittelt wurden.

In den vorliegenden Daten wird nach 'besonderen Kenntnissen, Fähigkeiten oder besonderem Wissen' gefragt, so dass hier auf die diesbezügliche verbale Stellungnahme zurückgegriffen werden kann. Anhand der ausgewählten Interviewpassagen befasst sich die folgende Analyse mit der Frage, in welcher Weise die Freiheit und Möglichkeit, eigene Besonderheiten als solche zu benennen, wenn explizit danach gefragt wird, statusbedingt sein könnte. Wie in B.I. erläutert, beinhaltet die Wertschätzung für spezifische Merkmale eine Unterscheidung, die als Bewunderung für Überlegenheit vertikal oder als Bewunderung für Besonderheit horizontal vorgenommen wird.<sup>542</sup> Wenn jedoch die vertikale Bewertung der Ranghöhe nicht vermieden wird, bleibt als weitere Kehrseite der Bewunderung jene Missachtung, bei der Differenz als eine Andersartigkeit gewertet wird, aufgrund derer man als fremd stigmatisiert und möglicherweise ausgegrenzt werden kann. Um nicht fürchten zu müssen, der eigenen Exklusion Vorschub zu leisten, indem man eigene besondere Merkmale als solche benennt, ist daher eine gewisse Souveränität hinsichtlich der eigenen sozialen Position nötig. In Anschluss an Bourdieu sowie Goffman ist die Hypothese, dass diese selbstsichere Gelassenheit erst mit höherem sprachlichen und kulturellen Kapital erworben wird, denn erst die Verfügung über einen ausreichend korrekten und distinktierten Ausdrucksstil sowie den entsprechenden Habitus sichert die gesellschaftliche Anerkennung. Diese wirkt wiederum auf den Habitus zurück, der vor ausschließender Differenz schützt, und bildet ihn mit aus.

#### D.II.3.1. Vermeidungsrhetorik

##### D.II.3.1.1. 1. Fall: „Das ist ganz normal.“ - Interpretation

###### Speditionskaufman:

I.: Wenn Sie jetzt noch mal überlegen, Sie haben eine ganze Menge erzählt über Ihre Arbeit. Haben Sie den Eindruck, dass Sie durch die Tatsache, dass Sie praktisch aus einem anderen Land kommen, also aus X., dass Sie
--

<sup>542</sup> Honneth kennzeichnet die Wertschätzung zwar als Anerkennung für individuelle Eigenschaften und Fähigkeiten, grenzt diese gegen die Achtung und Anerkennung als moralisch zurechnungsfähiges Mitglied der Gesellschaft ab und differenziert somit zwar zwischen Gleichheit und Differenz, was hier auch teilweise hilfreich ist. Im Vergleich mit Voswinkel fehlt bei ihm aber die Unterteilung innerhalb der Anerkennung, die für Differenz gezollt wird, die hier aufgrund der Fragestellung nach Differenz in Form von Besonderheit jedoch wichtig ist. Daher beziehe ich mich in erster Linie auf Voswinkels Begrifflichkeiten und bediene mich lediglich gegebenenfalls zur Beschreibung der die Gleichheit betonenden Achtung auf Honneth.

da ganz bestimmte besondere Fähigkeiten haben.

B.: Also die einzige Fähigkeit, die vielleicht mich von anderen Kollegen, also nicht allen, sondern ein paar Kollegen unterscheidet, dass ich die Sprache beherrsche. Das ist das, was ich mit, aus diesem Land mitgebracht habe, also aus ehemaligen Sowjetunion. Ich denke mal, das ist das Einzige, alles andere hab ich hier dazugelernt und das kann auch jeder, ja.

I.: Ist es die Sprache oder ist es nicht auch mehr?

B.: Ph, ja gut, wenn Sie das so, so meinen. Also ich denke mal, das es äh zum Teil auch die russische Mentalität, oder überhaupt das Leben da drüben erleichtert mir vieles. Hier um auch mit den russischen Kunden umzugehen. Ich weiß, wenn er was sagt, was damit gemeint ist, weil ich auch doch 16 Jahre da drüben verbracht habe, was zum Beispiel, wenn es zu einem Deutschen, der russisch spricht, gesagt wird, äh wird er das wortwörtlich übersetzen und staunen. Und ich weiß schon, was er damit meint. Also, praktisch, halt. Man versteht sich besser als nur, wenn man die Sprache beherrscht. Das stimmt schon.

I.: In welchen konkreten Situationen kommen dann diese Fähigkeiten besonders zum Tragen?

B.: Also meistens sind das äh Situationen, wenn irgendwelche Probleme auftreten. Oder wenn äh, sag ich mal, die, die dass Erstkontakt zustande äh kommt, dass man da schon bisschen nicht nur unbedingt die russische Kenntnisse zeigen muss, sondern ein bisschen auch von der russischen Natur halt zeigen, dass man auch dieselbe Seele be-, äh hat und überhaupt aus dem Land kommt.

I.: Können Sie noch mal Beispiele, vielleicht besondere Beispiele nennen, wie sich das ausdrückt?<sup>543</sup>

[...] <sup>544</sup> Auf den hier ausgesparten Seiten erläutert er eben solche Situationen, meist Problemsituationen in denen ihm seine russisch- Kenntnisse und das Wissen über Land und Leute von Nutzen sind. Hier kommt er auf viele Landesunterschiede zu sprechen.

I.: Und sind Sie in der Hinsicht, kommt Ihnen da auch Ihre, ja Ihre Herkunft praktisch oder dieses spezifische Wissen, über das wir gesprochen haben, der Sprache und dann auch der Kultur, kommt Ihnen das zugute?

B.: Hm, naja, je nachdem. Eigentlich nicht so. Die meisten Kunden freuen sich, wenn sie, wenn sie mich fragen, von wo ich komme. „Ach, dort unten, aha, hab ich ja bloß auf der Karte gesehen.“ Die anderen sagen: „Ich war dort gewesen, zu DDR-Zeiten, war sehr schön, aber ansonsten,“ halt nicht unbedingt jetzt äh, dass ich da im Vorteil liege oder im Nachteil liege. Das ist normal.

I.: Also wir haben viel jetzt über diese russischen Kunden gesprochen, Sie sagten ja auch, mit englischen, benutzen Sie Englisch auch in Ihrer ähm.

B.: Ich versuche es zu benutzen, aber ich hab doch größere Schwierigkeiten mit der englischen Sprache.

I.: Aber abgesehen von den Sprachkenntnissen, meinen Sie, dass Ihre eigene Herkunft, dass Sie also, Sie kennen nicht nur Deutsch, Deutschland, sondern Sie kennen auch ähm ...

B.: Nee, das mein ich nicht.

I.: Andere (.....)

B.: Das mein ich nicht. Das ist ganz normal. Die meisten wissen vielleicht nicht mal, von wo ich jetzt unbedingt komm.

I.: Nee, aber dass das auch ein Vor, Vorteil ist, im Umgang mit anderen ausländischen Kunden. Weil, also dass es eben starke Unterschiede gibt zwischen deutschen und ausländischen Kunden im Allgemeinen. Und dass das dann auch ein Vorteil ist für Sie.

B.: Also ich hab's nicht gespürt. Also ich, ich kann nicht sagen, dass ich da im Vorteil liege oder im Nachteil. Weil wär ich, sag ich mal, auch unbedingt äh mit deutsch-, mit deutsche Sprache aufgewachsen, und ich mein, die Deutschen reisen ja auch sehr viel, und die kennen auch andere Länder, andere Sitten und äh andere Sprachen. Von daher kann ich nicht sagen, dass unbedingt, nur weil ich jetzt äh beide Länder kenne, hab ich mehr Vorteile davon, dass ich mit einem Spanier arbeite oder mit einem Engländer halt.<sup>545</sup>

In Anschluss an die Ausführungen des Speditionskaufmanns zu seiner beruflichen Tätigkeit und dem Kundenkontakt fragt die InterviewerIn explizit nach „besonderen Fähigkeiten“. Mit seiner Einschätzung reduziert er mögliche eigene Besonderheiten auf Sprache. Diese Beschränkung scheint ihm wichtig zu sein, denn er grenzt diese Kenntnisse gegen „alles andere“, das ihn nicht auszeichnet, ab: „Ich denke mal, das ist das Einzige, alles andere hab ich hier dazugelernt und das kann auch jeder, ja.“ Auf die Nachfrage „Ist es die Sprache oder ist es nicht auch mehr?“ gesteht er zu, dass

<sup>543</sup> BIBB: Interview 4-1-04-1k: S. 22f..

<sup>544</sup> Auslassung: BIBB: Interview 4-1-04-1k: S. 23-30.

<sup>545</sup> BIBB: Interview 4-1-04-1k: S. 30f..

„[...] es äh zum Teil auch die russische Mentalität[...]“ und ihm „[...] überhaupt das Leben da drüben [vieles] erleichtert [...]. Hier um auch mit den russischen Kunden umzugehen.“ „Ich weiß, wenn er was sagt, was damit gemeint ist, weil ich auch doch 16 Jahre da drüben verbracht habe [...] Also, praktisch, halt. Man versteht sich besser als nur, wenn man die Sprache beherrscht. Das stimmt schon.“

Auf den folgenden sieben Seiten, die im obigen Zitat ausgespart sind, schildert er Situationen, in denen er sich auf die „russische“ Natur“ und „russische Seele“ bezieht. Z. B.

„Ich sag mal so, ein Deutscher, der äh zum Beispiel Russisch hier in Deutschland gelernt hat, der vielleicht halbes Jahr zur Schule da drüben war, der kennt nicht die russische Seele. [...]äh manchmal ist es die Straßensprache, manchmal ist es was anderes, also. [...] diese Offenheit [...]es ist eine andere Art zu leben. Die freuen sich über weniger ähm Sachen, sag ich mal so, oder die freuen sich über was anderes, die haben einen anderen Humor als die Deutschen [...] Also das sind so die Kleinigkeiten, die einen Deutschen, der die russische Sprache angelernt hat, unterscheiden von einem, der da drüben einige Zeit verbracht hat.“<sup>546</sup>

Diese Kenntnisse nützen ihm insbesondere, wenn Probleme auftreten. Seine ausführliche Darstellung dessen zeigt deutlich, dass er sich seiner zusätzlichen Kenntnisse und Fähigkeiten bewusst ist und diese auch an konkreten Beispielen illustrieren kann.

Jene hier ausgesparten sieben Seiten später versucht die InterviewerIn die Frage wieder aufzugreifen, ob sein kulturspezifisches Wissen von Vorteil ist.

„Und sind Sie in der Hinsicht, kommt Ihnen da auch Ihre, ja Ihre Herkunft praktisch oder dieses spezifische Wissen, über das wir gesprochen haben, der Sprache und dann auch der Kultur, kommt Ihnen das zugute?“

Damit setzt sie besondere Kenntnisse in Anschluss an seine vorangegangenen Äußerungen voraus. In seiner Antwort tendiert er jedoch eher zu einer Verneinung dessen.

„Hm, naja, je nachdem. Eigentlich nicht so. [...] halt nicht unbedingt jetzt äh, dass ich da im Vorteil liege oder im Nachteil liege. Das ist normal.“

Nach der tendenziellen Ablehnung der Frage geht er zunächst darauf ein, wie er gesehen wird. Dabei dienen die Reaktionen der Kunden als Grundlage für die Bewertung des Nutzens seiner Kenntnisse. Daraus schließt er, dass er keinen Vorteil oder Nachteil durch seine Herkunft hat. Unabhängig davon, dass man in der Bezeichnung „Vor- oder Nachteil“ eher die vertikale Dimension von Differenz betont sehen kann, verneint er in der Bewertung „normal“<sup>547</sup> jegliche Differenz. Auch speist sich sein Schluss in erster Linie aus seiner Wahrnehmung der Fremdperspektive, nicht aus Reflexionen über die Weise der eigenen Handlungspraxis, obwohl er diese vorher in ausführlichen Erläuterungen angestellt hat. Anschließend fragt die InterviewerIn nach dem Einsatz anderer Fremdsprachen, kommt jedoch nach dieser kurzen Modulation der Thematik wieder zur vorherigen Frage zurück. Dadurch erscheint die Zwischenfrage fast wie ein bewusstes Abschweifen, um den Befragten kurzzeitig auf andere Gedanken zu bringen und anschließend wieder eine spontane Antwort zu bekommen.

Wiederum stellt sie den Bezug zwischen seiner Herkunft und seinen Kenntnissen her, indem sie sich auf seine binationalen Erfahrungen bezieht:

„Aber abgesehen von den Sprachkenntnissen, meinen Sie, dass Ihre eigene Herkunft, dass Sie also, Sie kennen nicht nur Deutsch, Deutschland, sondern Sie kennen auch ähm ...“

<sup>546</sup> BIBB: Interview 4-1-04-1k: S. 24.

<sup>547</sup> Hier als Zitat verwendet und daher in Anführungszeichen.

Er unterbricht die InterviewerIn „Nee, das mein ich nicht“, um die Frage vorsorglich zu verneinen. Die InterviewerIn versucht die Frage zu vervollständigen: „Andere (.....)“, woraufhin der Befragte sie nochmals unterbricht und seine Ablehnung wiederholt.

„Das mein ich nicht. Das ist ganz normal. Die meisten wissen vielleicht nicht mal, von wo ich jetzt unbedingt komm.“

Hier greift er selber den erfragten Zusammenhang zwischen besonderen Kompetenzen und seiner Herkunft auf, indem er dessen Verneinung abermals die Alternative „normal“ gegenüberstellt und diese der Vermutung der Frage opponierende Antwort damit begründet, dass seine Herkunft gar nicht allseits bekannt ist. Damit verneint er jedoch nicht den Zusammenhang, sondern kann lediglich erklären, warum er zu meinen scheint, dass seine Fähigkeiten nicht als herkunftsbedingte Besonderheiten wahrgenommen werden können. Das starke Bestreben, eigene Besonderheiten aufgrund seiner Herkunft, die er zuvor an Beispielen erläuterte, zu negieren sowie die Selbstbewertung als „normal“, könnte sich aus der Angst speisen, als fremd, andersartig und somit nicht dazugehörig wahrgenommen zu werden. Dieser Deutung folgend, wäre er bemüht, diesen möglichen Ausschlusskategorien keinerlei Vorschub zu leisten. Im Widerspruch zu seinen vorigen Äußerungen, in denen er den Unterschied zwischen muttersprachlichen und auf eigenen jahrelangen Erfahrungen basierenden Landeskenntnissen herausstellt, diese also wahrnimmt, verneint er genau diesen eigenen Vorteil konsequent, wenn er explizit erfragt wird.

„Also ich hab’s nicht gespürt. Also ich, ich kann nicht sagen, dass ich da im Vorteil liege oder im Nachteil. Weil wär ich, sag ich mal, auch unbedingt äh mit deutsch-, mit deutsche Sprache aufgewachsen, und ich mein, die Deutschen reisen ja auch sehr viel, und die kennen auch andere Länder, andere Sitten und äh andere Sprachen.“

Im Folgenden wird klar, dass er zumindest ablehnt, sein Zusatzwissen, das in Bezug auf Osteuropa nicht zu leugnen ist, auf andere Bereiche zu übertragen.

„Von daher kann ich nicht sagen, dass unbedingt, nur weil ich jetzt äh beide Länder kenne, hab ich mehr Vorteile davon, dass ich mit einem Spanier arbeite oder mit einem Engländer halt.“

Es ist jedoch nicht ganz eindeutig, ob er dies anfügt, um aus dem Selbstwiderspruch, in den er sich begeben hat und den er zu bemerken scheint, herauszukommen, oder ob seine Ablehnung besonderer Kompetenzen darin gründet, dass er sie nicht für transferierbar hält. Die mit Nachdruck wiederholte Verneinung möglicher herkunftsbedingter Spezifika und deren gleichzeitige Erläuterung an konkreten Beispielen wäre mit der Deutung erklärbar, dass der Interviewte die Frage nach „besonderen“ Kenntnissen mit der vertikalen Dimension von Differenz in Verbindung bringt. In diesem Fall wäre die Befürchtung nachvollziehbar, dass seine „Besonderheit“ im Rückbezug negativ gegen ihn gewendet werden könnte, indem er aufgrund dieser Abweichung weniger integriert wäre oder diskriminiert werden könnte.

Bevor die abstrahierende und kontextualisierende Interpretation fortgesetzt wird, folgt zunächst ein weiteres Beispiel. Hier steht die Assoziation von vertikaler Differenz bei der Frage nach Besonderheit im Vordergrund.

### D.II.3.1.2. 2. Fall: „Ich fühle mich genauso gleich wie andere.“ - Interpretation

Einzelhandelskauffrau:

I.:	[...] Also haben Sie denn schon mal gedacht, dass Sie jetzt auch, gerade weil, mit Kundenkontakt und hier auch in H., der Ausländeranteil ist ja sehr hoch. Insgesamt weil Sie auch Italienerin sind, besondere Fähigkeiten haben, die Sie nutzen können?
B.:	(- - - -) Nö.
I.:	Nö. So nicht. Die Sprache?
B.:	(- - - -) Die nutze ich nur, wenn ähm, bei bestimmten Gelegenheiten, ja, also Notfall.
I.:	Also sehr selten. Also das ist jetzt nicht so, dass Sie jetzt (Getränk wird eingeschenkt) sagen, so, ich hab eine Zusatzqualifikation, weil ich Italienisch kann ...
B.:	(lacht) Nee.
I.:	Nee?
B.:	Nee.
I.:	So nicht.
B.:	Nein.
I.:	Ja.
B.:	(- - - -) Also, da fühle ich mich nicht höher. Ich fühle mich genauso gleich wie andere.
I.:	Ja. Es geht auch nicht so um höher oder nicht, aber als Zusatzfähigkeit, die die andern ja nicht haben, die können ja kein Italienisch. Oder sind vielleicht nur in Deutschland geblieben und kennen kein anderes Land als Sie.
B.:	Vielleicht können die was anderes. (I.: Ah ja, hm, hm. ) Was ich nicht kenne. <sup>548</sup>

Auch diese Einzelhandelskauffrau verneint die Frage, ob sie aufgrund ihres Migrationshintergrundes über besondere Kompetenzen verfüge, und negiert auf Nachfrage auch, dass sie in Form ihrer Sprachkenntnisse eine „Zusatzqualifikation“ besitze. Sie begründet es mit deren seltenem Gebrauch. Hier wird bereits deutlich, dass sie nicht in erster Linie über ihre Fähigkeiten als solche spricht, sondern lediglich über den Teil, der zur Anwendung kommt und verwertet wird, somit von sichtbarem Nutzen ist. Trotz der Nachfragen beharrt sie darauf, dass sie nichts zusätzlich auszeichnet. Nach diesem Insistieren erläutert sie schließlich: „(- - - -) Also, da fühle ich mich nicht höher. Ich fühle mich genauso gleich wie andere.“ Sie bewertet sich relational im Vergleich mit den anderen. In dem Komparativ „höher“ wird deutlich, dass sie hier Besonderheit als Überlegenheit deutet, also die vertikale Dimension von Differenz darin sieht. Entsprechend begründet sie ihre Ablehnung der Besonderheit explizit damit, dass sie sich als gleich und nicht aufgrund möglicher Qualifikationen „als besser“ wahrnimmt und offenbar vermeidet, eventuell so verstanden werden zu können. Daraufhin präzisiert die InterviewerIn ihre Nachfrage und distanziert sich von jener vertikalen Konnotation, welche die Befragte der Besonderheit als Differenz thematisierendem Begriff verliehen hat. Doch die Einzelhandelskauffrau bleibt konsequent in der Ablehnung möglicher spezifischer, vorteilhafter Kenntnisse. „Vielleicht können die was anderes. (F: Ah ja, hm, hm. ) Was ich nicht kenne.“ Hier rekurriert sie sogar auf rein spekulative Eventualitäten, um zu begründen, warum sie sich nicht als jemand mit herkunftsbedingten, besonderen Fähigkeiten wahrnimmt. Es kann einerseits als erstaunlich weitgehende Berücksichtigung von Kontingenz in der Selbst- und Fremdbewertung gedeutet werden. Andererseits distanziert sie sich von einer überlegenen Selbsteinschätzung. Daher liegt es nahe, auch den letzten Satz als zusätzliche Absicherung

<sup>548</sup> BIBB: Interview 2-1-01-4k: S. 18f..

gegen die Befürchtung, falsch verstanden zu werden, zu lesen. Aus Sicht der Befragten wäre der Eindruck „falsch“, dass sie sich mehr als andere oder in irgendeiner Weise signifikant von Leuten ohne Migrationshintergrund unterscheidet.

#### D.II.3.1.3. Begriffsbestimmung - Vermeidungsrhetorik

Im Folgenden wird die Ablehnung, eigene Fähigkeiten verbal als besondere zu benennen als Vermeidungsrhetorik bezeichnet. Das dient einerseits der Unterscheidung von dem Goffmanschen Begriff der Vermeidungsprozesse, die in ihrem teilweise protektiven Zweck zwar gewisse Ähnlichkeiten aufweisen, jedoch nicht äquivalent sind. Andererseits soll mit dem Begriff der Rhetorik hervorgehoben werden, dass hier die sprachliche Form im Zentrum der Aufmerksamkeit steht. Dennoch ist der Begriff der Rhetorik hier etwas ungenau, da es nicht um eine Redekunst in Form besonders ausgefeilter Sprache geht, sondern um ein Verhaltensmuster, welches in einer speziellen Art, sich sprachlich auszudrücken, besteht. Nicht der Handlungscharakter, sondern die Sprachlichkeit muss hier im Mittelpunkt stehen, da sich im Zuge der Produktion einer Sprechhandlung Strategien herausbilden, die von den zu erwartenden Rezeptionsverhältnissen abhängen und daher nicht zum Ausdruck bringen müssen, was die SprecherIn eigentlich denkt oder fühlt. Derart kann sich das Sprechen von der inhaltlichen Wiedergabe der Gedanken emanzipieren. Um auf den Bruch zwischen Inhalt der Gedanken und Gesagtem hinzuweisen, wurde auch der Begriff Vermeidungsstrategie in Erwägung gezogen. Jedoch fehlt hier wiederum der sprachliche Fokus, und es würde unterstellt, dass dieses sprachliche Verhalten der SprecherIn bewusst und von diesem beabsichtigt ist. Häufig liegt aber eher gegenteilige Vermutung nahe.

Die hier favorisierte Deutung, diese Vermeidungsrhetorik gründe in der Angst, eine Vorlage für mögliche sie ausschließende Kategorien zu bieten, ist speziell auf die hier befragten Fachkräfte mit Migrationshintergrund im Unterschied zu sogenannten Einheimischen bezogen. Bei ihnen kann mit erhöhter Wahrscheinlichkeit davon ausgegangen werden, dass sie mit national oder kulturell stereotypen Zuschreibungen konfrontiert sind, woraus die obige Befürchtung erst erwächst.

Daraufhin stellt sich die Frage, inwieweit eine solche Vermeidungsrhetorik bewusst eingesetzt wird: Verfügen die Befragten nicht über die Freiheit, d.h. können sie es sich nicht leisten die ihnen bewussten Differenzen auszusprechen? Mangelt es am sprachlichen Ausdrucksvermögen, diese in gewünschter Weise zu verbalisieren? Oder fehlt die entsprechende Wahrnehmung? Aufgrund der expliziten Frage ist durch die Bejahung und deren Erläuterung die sprachliche Hürde soweit verringert, dass diese als zentraler Grund der Vermeidung unwahrscheinlich ist. Die Wahrnehmung dieser Differenzen kann ebenfalls nur ein Teilgrund sein, denn sie variiert je nach dem Grad der Nutzung herkunftsspezifischer Kenntnisse, während die Vermeidungsrhetorik trotzdem erhalten bleiben kann, wie am Beispiel des Speditionskaufmans deutlich wurde.

Nach der Bourdieuschen Erklärung, in der die angenommenen Rezeptionsverhältnisse des spezifischen Markts, hier der Befragungssituation, den Ausdrucksstil mitbedingen, müsste diese Vermeidungsrhetorik auf Erfahrungswerten beruhen. Nach diesen wäre es dann im Zweifel in tendenziell offiziellen Situationen wie der eines Interviews unverfänglicher und sicherer, sich gegenüber nicht vertrauten Personen eher weniger zu unterscheiden. In diesem Sinne wäre die Vermeidungsrhetorik nicht eindeutig dem Bewussten oder Unbewussten zuzuordnen, da die SprecherIn zwar gewohnheitsmäßig und mehr oder weniger spontan handelt, diese Verhaltensmuster jedoch auf bewusst erlebte Situationen zurückzuführen wären. In welchem Maße die erwarteten Rezeptionsverhältnisse der Interviewsituation geschuldet sind und daher nur begrenzt Rückschlüsse auf alltägliche Erfahrungswerte zulassen, kann ausschließlich anhand der Transkripte nicht abgeschätzt werden. Wie in Teil C erläutert kann jedoch von einer Nähe zu offiziellen Sprechsituationen ausgegangen werden, die begünstigt, dass die Befragten auf Grundlage ihrer Erfahrung aus offiziellen Märkten handeln.

Auch mit Honneth ließe sich die Vermeidungsrhetorik erklären. Nach ihm wäre sie auf die Erfahrung von Entwürdigung und Beleidigung zurückzuführen, welche die Form von Missachtung in der dritten Sphäre bezeichnen und als solche auf Ehre, Würde oder, aktueller formuliert, auf Status bezogen sind. Er versteht darunter, dass vor dem Hintergrund des „kulturellen Überlieferungshorizonts einer Gesellschaft“ die spezifische „Art der Selbstverwirklichung“ diffamiert wird. Durch eine solche Abwertung wird nach Honneth den „betroffenen Subjekten jede Möglichkeit, ihren eigenen Fähigkeiten einen sozialen Wert beizumessen“<sup>549</sup>, genommen. Somit entfällt auch die Chance, die eigene spezifische Lebensart und Seinsweise als positiven Beitrag zur Gesellschaft wahrzunehmen. Entsprechend geht mit solcher Missachtung bei Honneth „ein Verlust an persönlicher Selbstschätzung einher, der Chance also, sich selber als ein in seinen charakteristischen Eigenschaften und Fähigkeiten geschätztes Wesen verstehen zu können.“<sup>550</sup> Hierin besteht die Nähe zur Vermeidungsrhetorik, da in beiden Fällen jene die Personen kennzeichnenden Besonderheiten nicht als solche positiv genannt werden. Wie oben bereits angedeutet, wird hier im Unterschied zu Honneth nicht der Anspruch erhoben, von dieser Vermeidungsrhetorik auf tatsächlich beschädigte Selbstschätzung zu schließen. Diesbezüglich sei auf den Speditionskaufmann verwiesen, der in seinen Beispielen durchaus auf herkunftsbedingte Unterschiede eingeht, von deren Kenntnis er profitiert, der also sein Wissen durchaus als Vorteil wahrnimmt. Er wehrt sich lediglich dagegen, diesen als solchen zu benennen, da diese öffentliche Bewertung anderen ermöglicht, sich rückwirkend darauf zu beziehen. Außerdem sollen und können bei der Fragestellung dieser Arbeit und auf der Grundlage des vorliegenden Datenmaterials lediglich die spezifischen Ausdrucksstile untersucht werden, die das tatsächliche Selbstverhältnis des Sprechers nicht

---

<sup>549</sup> Honneth: KuA, S. 217.

<sup>550</sup> Honneth: KuA, S. 217.

unverfälscht wiedergeben, wie in Teil B.II.1 ausführlich erläutert wurde. Aufgrund dieser Diskrepanz zwischen Honneths auf die Vermeidungsrhetorik angewendeter Argumentation und der Schlussfolgerungen aus der hier vorgenommenen Analyse, werden Voswinkels Begrifflichkeiten favorisiert, die in der Untersuchung entsprechend Berücksichtigung gefunden haben.

#### D.II.3.1.4. Kategorie Person

In den hier zitierten Passagen scheinen die Befragten Besonderheiten mit vertikalem Unterscheidungspotential in Verbindung zu bringen, dass für sie die Gefahr einer wie auch immer gearteten nachteilhaften Bewertung birgt. Trotzdem leugnen sie nicht jegliche herkunftsbedingten Unterschiede, schreiben diese dann aber der Person, nicht etwa strukturellen Faktoren zu. Diese Kategorie hat im Vergleich zu herkunftsspezifischen Mentalitäten den Vorteil, dass sich hier nicht bestimmte Gruppen, sondern als Personen alle voneinander unterscheiden. Damit bleibt die Gleichheit und Normalität gewahrt, die in der horizontalen Dimension von Differenz liegt, welche die Besonderheit nach Voswinkel eigentlich auch bezeichnet. In dem Bezug auf die Person wird die horizontale Dimension von Differenz betont, mit Hilfe derer versucht werden kann, sich vor Stigmatisierung zu schützen. Die Kategorie der Person fungiert hier also teilweise als Letztbegründung, da die konkrete Art der Unterschiede dem Charakter, der in seiner multifaktoriellen Bedingtheit soziologisch nicht weiter ergründet wird, zugeschrieben werden kann.

#### Speditionskaufman:

„Weil meistens ist es so, dass hm die Kunden auch erst mal in erster Linie mit mir als Menschen klarkommen müssen, äh bevor wir zu irgendeinem Geschäft kommen. Weil meistens wenn man persönlich nicht zusammenkommt, also dann kommt man auch nicht ins Geschäft. Weil, das ist bei vielen entscheidender als der Preis, als äh der Name der Firma und überhaupt. Also das ist, Persönlichkeit geht immer vor. Zumindest bei den Osteuropa-Kunden.“<sup>551</sup>

Hier stellt der Speditionskaufman die hohe Bedeutung der persönlichen Beziehung für das Geschäft zunächst als Merkmal der Osteuropa-Kunden heraus. Daraufhin erfragt die InterviewerIn die Mittel der Kundenakquise und kommt dann auf mögliche Unterschiede zwischen osteuropäischen und deutschen Kunden zurück.

„Sie haben ja auch schon viel Erfahrung mit, mit deutschen Kunden auf der anderen Seite. Wo sehen Sie da eigentlich die größten Unterschiede, oder was ist da anders?“<sup>552</sup>

Daraufhin benennt er spontan zwar eine Verschiedenheit, stellt diese dann aber wieder als nicht in Nationalitäten oder Mentalitäten begründet dar und argumentiert in der Folge gegen eine Unterscheidung entsprechend diesen Kategorien.

„Äh, die sind kälter“<sup>553</sup>. Viele sind, sag ich mal, nur preisbezogen, kann man so sagen, weil es sind meistens die, die Menschen, die schon bisschen länger auf dem Markt sind, die seit 30, 20, 10 Jahren dieses Geschäft durchführen, die sind kälter. [...] aber ich sag mal so, das ist nicht unbedingt jetzt äh deutsch-russisch bezogen, sondern das ist mehr so personenbezogen. Je nachdem.“<sup>554</sup>

<sup>551</sup> BIBB: Interview 4-1-04-1k S. 19.

<sup>552</sup> BIBB: Interview 4-1-04-1k S. 20.

<sup>553</sup> Aufgrund der Fragestellung hier auf deutsche Kunden bezogen.

<sup>554</sup> BIBB: Interview 4-1-04-1k: S. 20.



In diesem Kontext wirkt die Kategorie der Person wie eine sichere Ausweich- und Rückzugsmöglichkeit für den Fall, dass man die Unterschiede nicht an der Herkunft festmachen will. Andererseits ist das Persönliche gerade wegen seiner Unbestimmtheit oft auch eine sehr treffende Begründung dafür, warum wer sich wie mit wem versteht. Indem in der Person mannigfaltige Einflussfaktoren, strukturelle wie individuell biographische, kulminiert sind, reduziert eine solche Begründung den Betroffenen nicht auf einzelne Faktoren, die selber eigentlich in einem komplexen Beziehungsverhältnis zu anderen stehen. In der Kategorie der Person kann derart im Sinne Bourdieus berücksichtigt sein, dass Ungleichheiten und Differenzen nur in Konfigurationen erfasst werden können. Die Bejahung besonderer Kompetenzen hingegen scheint mit der Zustimmung, „anders“ zu sein, verbunden zu werden, womit – den Anschein erwecken die Antworten der befragten Fachkräfte - der Bewertung als „besser“ oder „schlechter“ Vorschub geleistet werden wird.

So verstanden kann es als Interaktionsstrategie oder Regel im Sinne „wechselseitiger Schonung“ und Imagewahrung sinnvoll sein, spezifische migrationsbedingte Kenntnisse in erster Linie als persönlichkeitsprägende Merkmale und weniger als interkulturelle Kompetenzen zu fassen. Letzteres bietet eine Identitätskonstruktion im Sinne von „Ich bin anders, weil...“ an, die wiederum MigrantInnen untereinander gruppiert. Migration als Persönlichkeitsmerkmal hingegen ermöglicht allen das gleiche Muster der Identitätskonstitution in Form einer biographischen Rekonstruktion, in der die individuellen Spezifika berücksichtigt werden können: „Ich bin so, weil ich das und das ...erlebt habe“. Damit können sich diejenigen, die Ausgrenzung befürchten oder von dieser bedroht sind, schützen und in Form der wechselseitigen Schonung ein Anerkennung währendes Verhalten, trotz der auch in dieser Arbeit sichtbaren Diskriminierungen begünstigen.

Es ist nochmals zu betonen, dass die Vermeidung von Unterscheidungen seitens der Befragten, die gruppiert und kategorisiert werden können, in der hier entwickelten Deutung vorrangig durch die Tatsache bedingt ist, dass sie als MigrantInnen vermutlich bereits häufiger als Fremde wahrgenommen und behandelt wurden. In der sozialen Position kann sie nur insofern mit begründet sein, als diese eine Positionierung im sozialen Raum bezeichnet, die durch ein eher niedriges Kapitalvolumen gekennzeichnet ist und tendenziell am Rande der Gesamtgesellschaft liegt, so dass die Gefahr oder Möglichkeit des Ausschlusses spürbar gegeben ist. Je höher die jeweilige Person positioniert ist, also über je mehr Gesamtkapital sie verfügt, desto weiter am Rande muss sie sich befinden um diese Zugehörigkeitsbedingung zu der „wahrscheinlichen Klasse“<sup>555</sup> jenes Ausdrucksstils, der vom drohenden Ausschluss gekennzeichnet ist, zu erfüllen.

---

<sup>555</sup> Vgl. diesbezüglich: Teil B.II..

### D.II.3.2. Vermeidungsrhetorik und kulturelles Kapital

Im Folgenden wird der Vermutung an einem Beispiel nachgegangen, dass auch bei MigrantInnen die Neigung zu solcher Vermeidung mit steigender sozialer Position, präziser, mit steigendem kulturellem Kapital, abnimmt. Das wäre dann wiederum ein Hinweis darauf, dass Vermeidungsrhetorik, insofern sie durch die soziale Position mit bedingt, auch ein Effekt der symbolischen Herrschaftsverhältnisse ist oder zumindest durch diese verstärkt und begünstigt wird. An der folgenden Passage ist ein Verhalten entgegen der Vermeidungsrhetorik erkennbar. In diesem Fall kann außerdem ein höheres kulturelles Kapital angenommen werden, das hier in Kombination mit der Darstellung von die Befragte spezifizierenden Unterschieden als persönlichkeitsprägende Merkmale vorliegt.

#### D.II.3.2.1. 3. Fall „[...] sich selbst einzuschätzen ist immer sehr schwierig.“- Interpretation

Arzthelferin (Erstkraft) bei einer Augenärztin:

<p>I.: Haben Sie das Gefühl, dass Sie irgendwelche besonderen Kenntnisse und Fähigkeiten über Ihr Fachwissen hinaus besitzen und diese besonders aufgrund Ihrer, sag ich jetzt mal, ausländischen Herkunft?</p> <p>B.: Ich versteh die Frage nicht ganz (lacht). Wie meinen Sie das?</p> <p>I.: Ja, haben Sie sich schon mal Gedanken gemacht, dass Sie irgendwie vielleicht, ja, ganz besondere Fähigkeiten haben.</p> <p>B.: Wissen Sie, sich selbst einzuschätzen ist immer sehr schwierig. Und ähm, vielleicht, weil bei uns zu Hause auch das immer sehr, ich bin die Jüngste von drei Kindern. Die Allerjüngste. Also mein Bruder ist xxx Jahre älter und meine Schwester ist xxx Jahre älter, und ich, dementsprechend sind, waren auch meine Eltern recht alt, wo sie mich noch gekriegt haben. Und ähm, ich war ja immer mit älteren Leuten. Ob's jetzt mein Oma war, die damals noch gelebt hat und die damals schon 70 war und wirklich ne alte Babuschka war, oder ähm, mein Vater, der dann für mich Zeit hatte, wo er in Rente war, wo ich 13 war, und ähm von dem her denk ich mir, dass ich älteren Leuten gegenüber vielleicht ähm anders gegenüber trete und die aber auch respektiere. Verstehen Sie, und sie nicht als Patienten abtue oder sag jetzt, alte Leute, ähä, die sind eh doof oder so. Ich, also mich interessieren alte Leute wirklich und vor allem die Geschichten, die sie zu erzählen haben, die interessieren mich wirklich brennend. Und ich denk mir, das ist, dass ich das von meinen Eltern mitgekriegt hab oder eben auch von den ganzen Tanten und Onkels, die um mich herum sind. Mittlerweile ja immer noch. Und dass die mir das einfach mitgegeben haben. Ja.<sup>556</sup></p>
--

Wie in den vorherigen beiden Fällen wird auch hier schon in der Frage seitens der InterviewerIn die Herkunft als mögliche Ursache für die Besonderheit von Kenntnissen erwähnt. Die Arzthelferin reagiert zunächst mit einer Verständnisfrage und erkundigt sich nochmals, worauf die InterviewerIn mit der Frage abzielt. Daraufhin wiederholt die InterviewerIn ihre Frage etwas knapper formuliert und ohne den direkten Bezug auf die Herkunft. Ohne eine weitere Präzisierung erhalten zu haben, setzt die Befragte nun an: „Wissen Sie, sich selbst einzuschätzen ist immer sehr schwierig.“ Damit leitet sie ihre folgenden Erläuterungen bescheiden ein, indem sie andeutet, dass bei einer Selbstbeurteilung die Gefahr von Befangenheit besteht. Indem sie implizit auf diese Problematik hinweist, signalisiert sie dem Zuhörer, dass sie sich dessen bewusst ist. Dieser Hinweis bietet für die folgenden Äußerungen eine bessere Basis hinsichtlich der Glaubwürdigkeit, da der Hörer geneigt sein kann, von einer gewissen Selbstreflexion seitens der Sprecherin auszugehen. Im Folgenden erläutert sie zunächst ausführlich, warum sie meint, über bestimmte Stärken zu verfügen. Dabei

<sup>556</sup> BIBB: Interview 1-1-11-3k: S. 34f..

beginnt sie mit der Begründung, obwohl noch gar nicht klar ist, um welche Fähigkeit es geht. Diese Darstellungsweise beugt zusätzlich vor, überheblich oder zu sehr von sich selbst überzeugt zu erscheinen, da die eigene Kompetenz erst genannt wird, nachdem diese im Vorhinein in ihrem Entstehungsprozess erläutert wurde und somit auch für das Gegenüber nachvollziehbar geworden ist. Somit ist die folgende Benennung ihrer Fähigkeit, besonders gut mit alten Leuten umgehen zu können, schon vorab gewissermaßen interaktiv gerechtfertigt. Die Tatsache, dass sie die Antwort relativ prompt und flüssig formulieren sowie vor sich und dem Gegenüber begründen kann, lässt darauf schließen, dass sie sich dieser Fähigkeiten und Eigenarten schon bewusst ist und diese Überlegung nicht erst durch die Frage der InterviewerIn angestoßen wurde. An späterer Stelle berichtet sie, danach gefragt, selber auch von dem vorangegangenen Reflektionsprozess.

I.: Waren Sie sich dieser [hier auf im Vorfeld thematisierte Sprachkenntnisse bezogen] Qualifikation oder vielleicht auch noch andere Qualifikationen, dass Sie sagen, Sie können besonders gut auch mit älteren Menschen oder sind Sie (.....)

B.: Dessen war ich mir auch gar nicht bewusst, das ist vielleicht auch erst in den Jahren gekommen, wo man dann dachte, hö, was hockt die denn jetzt wieder bei den Alten. Also gerade von mir (.....) Komm doch zu uns. Nö, ich find's da ganz interessant. Und da fällt einem das eigentlich erst auf, dass man so ist. Und dass man es eigentlich immer schon so gewesen war. Aber früher, nee, hätte ich das auch nicht gedacht, nee.<sup>557</sup>

Im Unterschied zu dem Speditionskaufmann und der Einzelhandelskauffrau stellt sie ihre persönlichen Fähigkeiten, die sie sich selber biographisch herleitet, als besondere Fähigkeiten dar, ohne auf die Bedeutung der Migration für diese Kenntnisse einzugehen. Hier wird zumindest deutlich, dass die Frage, die gerade in ihrer ersten Formulierung einen Vergleich mit Nicht-Migrierten nahelegte, sie nicht dazu veranlasst, ihre Normalität oder Gleichheit mit anderen in den Vordergrund zu stellen. Folglich kann hier nicht von einer Vermeidungsrhetorik gesprochen werden.

Zu einem späteren Zeitpunkt fragt die Interviewerin noch einmal expliziter nach dem möglichen beruflichen Nutzen interkultureller Kenntnisse.

Arzthelferin bei Augenärztin:

„Also solche Sachen, die versteh ich dann [...]“

I.: Und hilft es ihnen, also jetzt, dass Sie selbst, ja, gut, Sie sind zwar eigentlich eine Deutsche, aber dass Sie doch noch diesen, diesen ukrainischen Background haben, (?hilft es Ihnen) im Umgang mit anderen ausländischen Patienten?

B.: Ja, weil ich sie verstehe. Irgendwie. Weil ja, ich war ja noch klein, aber trotz allem, durch den Namen und durch den Nachnamen vor allem, ähm, ist man doch immer irgendwie, also es kam auch schon vor, das ist noch gar nicht so lange her, da bin ich zum Arzt und da hat mich eine im, die hat nur meinen Namen gesehen und hat mich in so'nem, ja, so, ich sag da immer Idiotendeutsch dazu, wenn man so ganz lang-sam ver-stehen Sie mich spricht, ja. Hab ich zu ihr, „Sie können schon normal mit mir reden, ich versteh sie sehr gut“, da ist sie fast vom Hocker gefallen. Also solche Sachen, die versteh ich dann, dann tun mir die Leute Leid, und viele werden da auch hingegangen, egal welche das jetzt sind, ob's Ukrainer sind oder Türken oder Italiener, egal. Und viele wissen das dann auch gar nicht, ob jetzt, ja irgendeinen Behördengang oder so, da sind die völlig aufgeschmissen. Oder Blindengeld oder grad mit solchen Sachen halt, wo den Leuten ja zustehen, wo ja nicht irgendwie ähm, schmarotzt ist oder so. Das steht den Leuten ja zu. Und da bin ich dann froh, wenn ich halt Ukrainer bin, da bin ich echt froh. Weil meine Eltern hat ja, die mussten ja auch irgendwie alles selber rausfinden und uns da in, Kindergarten, das gab's ja in Russland gar nicht so in dem weitesten Sinne, da musste man dafür viel Geld bezahlen, dass die Kinder in den Kindergarten durften. Und hier, drei Jahre, ein Kind muss in Kindergarten, wie, hä? Ich will das aber nicht, doch, ein Kind muss in den Kindergarten. Hö? Nein, und so (lacht). Also das war so, ganz anders halt. Ja, also die

<sup>557</sup> BIBB: Interview 1-1-11-3k: S. 44.

haben sich hier auch gefühlt wie die Bauern. Kamen von K., was ja nicht unbedingt groß ist. Was auch noch ein Vordorf von K. war, und wo die herkamen, und dann kamen die her, nach D., die haben die (.....) und dann standen sie das erste Mal im X oder X war's, und die haben gedacht, die sind im Paradies. Also von denen her ist das schon, (.....), und das überträgt sich natürlich auf die Kinder. Und das, da wird einem ja auch immer gesagt, wir kamen von da und da her, und da gab's gar nix. Und dann, aha. Also schmeiß nie Brot weg und hm, man weiß nie, was kommt. Hm.<sup>558</sup>

Hier zeigt sich, dass die Befragte nicht nur Beispiele erläutert, sondern auch ohne Zurückhaltung benennt, wann sie in welcher Weise von ihrem erlebten Wissen als Nicht-Einheimische wahrgenommen, erkannt und behandelt zu werden, profitiert. Sie „versteht“ die ausländischen Patienten, da sie gewisse Situationen, in denen man z. B. in „Idiotendeutsch“ angesprochen wird, aus eigener Erfahrung kennt und daher mitfühlen kann: „Also solche Sachen, die versteh ich dann, dann tun mir die Leute Leid“. Die Beschreibung „Idiotendeutsch“ deutet darauf hin, wie sie sich wahrscheinlich in einem solchen Fall behandelt fühlt, auch wenn sie in diesem Fall durch ihre Erwiderung ihr Gegenüber so in Verlegenheit bringen oder überraschen kann, dass dieses „fast vom Hocker“ fällt. Derart kann ihrer Demütigung zumindest eine gewissermaßen kompensierende Genugtuung folgen. Hier wird indirekt wiederum deutlich, in welcher Weise die Form, in der gesprochen wird, für Anerkennung als vollwertiges Mitglied der Gesellschaft, also nach Honneth im Sinne von Achtung, ausschlaggebend ist. An dieser Stelle wird die von Goffman im Kontext der „noblesse oblige“, von Bourdieu als „Strategien der Herablassung“ beschriebene sprachliche Anpassung an das Gegenüber sichtbar: In diesem Fall wird die beabsichtigte Anpassung im Ausdrucksstil an jene, bei denen man weniger Sprachkompetenz vermutet, tatsächlich als Herablassung entsprechend Bourdieus „Strategien der Herablassung“ empfunden. Das liegt unter anderem jedoch daran, dass es eben keine Angleichung ist, sondern diese Annahme falsch war.

Es wird angenommen, dass die Interviewte „Leute“ auf Menschen mit ausländischer Herkunft bezieht, da sie seit Beginn ihrer Antwort und auch in der weiteren Elaboration über diese spricht. Anschließend schildert sie beispielhaft die Schwierigkeiten von MigrantInnen, ihre Rechte in Deutschland geltend zu machen, zumal diese Rechtsansprüche sich oft von denen des Herkunftslandes unterscheiden. Schon diese Beschreibung zeugt von einer Kenntnis der Strukturen und Abläufe, die im Vergleich mit den anderen Befragten nicht selbstverständlich ist und auf ein gewisses kulturelles Kapital hinweist. Im Anschluss an diese Schilderungen betont sie „Und da bin ich dann froh, wenn ich halt Ukrainer bin, da bin ich echt froh.“ Diese Hervorhebung irritiert zunächst, da sie im Vorfeld wie im Folgenden auf die Probleme, mit denen MigrantInnen zu kämpfen haben, eingeht. Diese Bewertung stellt sie der Situation ihrer Eltern gegenüber, wobei sie mit „weil“ in Form einer Begründung fortfährt. Sie grenzt ihre „Freude“ an dem Gegenhorizont ab, der hier bezeichnet, dass ihre Eltern sich alleine in Deutschland orientieren mussten, was am Beispiel des Kindergartens erläutert wird:

---

<sup>558</sup> BIBB: Interview 1-1-11-3k: S. 40f..

„Weil meine Eltern hat ja, die mussten ja auch irgendwie alles selber rausfinden und uns da in, Kindergarten, das gab's ja in Russland gar nicht [...] Und hier, drei Jahre, ein Kind muss in Kindergarten, wie, hä? Ich will das aber nicht, doch, ein Kind muss in den Kindergarten. Hö? Nein, und so (lacht).“

Dabei kommt sie zu dem Schluss: „Also das war so, ganz anders halt. Ja, also die haben sich hier auch gefühlt wie die Bauern.“ Der Vergleich mit „Bauern“ scheint in diesem Kontext und in Anbetracht der folgenden Ausführungen eine gewisse Ahnungslosigkeit und Unwissenheit bezüglich der gängigen Lebensverhältnisse zu bezeichnen. Ihre weitere Elaboration spricht dafür, ihre Äußerung „Und da bin ich dann froh, wenn ich halt Ukrainer bin, da bin ich echt froh“ auch aufgrund der Gegenüberstellung zur Situation ihrer Eltern als Wertschätzung ihres Wissens bezüglich Fremdheitserfahrungen zu deuten. Sie betont nämlich ihre Kenntnis verschiedener Perspektiven und Auffassungen von Selbstverständlichkeiten wie z. B. den Umgang mit Brot oder anderen Konventionen, Normen und Regeln, die erst in praktischen Situationen zu Tage treten und entsprechend erst in deren Folge modifiziert werden können. Hier vermeidet sie nicht, ihr spezifizierendes Verständnis für andere auf ihre Herkunft bzw. das durch diese bedingte Wissen über die Vielfalt und Unterschiedlichkeit anderer Lebenswelten zurückzuführen und ihre Herkunft auch zu benennen. Durch ihre biographischen Erläuterungen stellt sie diese Besonderheiten jedoch verstärkt als Merkmale ihrer Lebensgeschichte, die sie auch als Person prägen, dar. Damit tritt der herkunftsspezifische Aspekt wieder etwas in den Hintergrund. Diese Sprechweise entspricht der zuvor erläuterten Möglichkeit, bei der Thematisierung von Besonderheit die horizontale Dimension von Differenz zu betonen; denn sie stellt sich als individuell durch ihre Biographie geprägt und wie jede andere in ihrer Persönlichkeit gleichermaßen unterschieden dar. In Anbetracht der konkreten Ausführungen und nicht vorhandenen Vermeidung besteht hier kein Anlass, die Begründung ihrer Fähigkeiten mittels persönlicher Merkmale hier als Ausweichen zu lesen.

#### D.II.3.2.2. 3. Fall: Kulturelles Kapital und Sprachkompetenz

Am Beginn dieses Kapitels stand die Vermutung, dass die Neigung zur Vermeidungsrhetorik im Zusammenhang mit kulturellem Kapital unter anderem in Form umfassender Sprachkompetenz steht. Diesbezüglich spielt die Bildungseinstellung im Elternhaus eine wichtige Rolle. Der Tatsache, dass im Fall der Arzthelferin mit ukrainischem Migrationshintergrund keine Vermeidungsrhetorik vorhanden ist und sie sich selbstbewusster unterscheidet, obwohl auch sie theoretisch Gefahr läuft, einer MigrantInnen ausschließenden Kategorie zugeordnet zu werden, entspricht ein relativ höheres kulturelles Kapital. Im Folgenden wird dieses relativ höhere kulturelle Kapital der zuletzt zitierten Befragten im Vergleich mit den anderen befragten Fachkräften betrachtet. Deren kulturelles Kapital wird jedoch nicht im Einzelnen dargelegt, da in erster Linie festgestellt werden kann, dass einige der von der ukrainischen Arzthelferin beschriebenen Gegebenheiten bei diesen nicht vorliegen.

Das kulturelle Kapital der Arzthelferin bei der Augenärztin kommt in verschiedenen Gegebenheiten zum Ausdruck. Wie bereits angedeutet, beweist schon ihr Wissen um Rechte,

Ansprüche und Strukturen die Verfügbarkeit der Mittel und Kenntnis der Wege, um sich mehr oder weniger unabhängig in Eigeninitiative zu helfen und ihre Rechte geltend zu machen. Darüber hinaus stellt sich im Kontext der Frage nach Sprachkenntnissen heraus, dass sie außer Deutsch mäßig Ukrainisch und Russisch spricht. Aus der Schule beherrscht sie Englisch gut, Italienisch ein bisschen sowie etwas Griechisch durch ihren langjährigen Freund.<sup>559</sup> Das zeugt zumindest von Bildungsoffenheit im Sinne eines Interesses zu lernen und diese Kenntnisse zu pflegen. Sie besuchte nicht wie viele der anderen Befragten die Hauptschule, sondern die Realschule. Dies wurde von den Eltern unterstützt, die auch insgesamt auf die Bildung ihrer Kinder achteten.

B.: „Hmm, meine Eltern schon eher, die hatten da immer auf Bildung schon ein bisschen ja Wert gelegt, dass wir da was lernen sollen und (?eine) Ausbildung haben sollte) und so weiter.“<sup>560</sup>

Dass ihr Elternhaus auf Bildung bedacht und bereit war, zu diesem Zweck Anstrengungen auf sich zu nehmen, äußert sich auch darin, dass sie sich mit Nachdruck, mit „Gerenne“ und „Gezoffe“, in „jahrelangem Kampf“ für die Anerkennung des Abiturs des älteren Bruders einsetzten, der vor der Migration in Russland schon ein Studium begonnen hatte.<sup>561</sup> Diese Bemühungen zeigen wiederum das Wissen um die Bedeutung von verbrieften Bildungsabschlüssen wie dem Abitur in Deutschland.

Auch die Befragte strebt nach weiterer Bildung unter anderem als Mittel zu einer besseren beruflichen Position, einem höheren Status und gesellschaftlicher Anerkennung.

Eigentlich wollte sie ihre Schulbildung fortführen und anschließend Medizin studieren. Aus diesem Grund erwarb sie in der Abendschule die Fachhochschulreife.<sup>562</sup>

„Das war gleich nach der Lehre, und ich hab dann diese Abendschule gemacht, und da es zum Studium leider nicht gereicht hat, zwecks BAföG, daran ist es letztendlich gescheitert,<sup>563</sup> ähm, ist es, hab ich dann noch so Fortbildungskurse gemacht, so fachbezogene, grad auf Augen eben.“<sup>564</sup>

Aufgrund dessen wurde sie zur Erstkraft befördert. Von diesen Fortbildungen profitiert sie hinsichtlich ihrer fachlichen Kompetenz.

„[...] ist auch sehr informativ, und ich, ich möchte's ja auch, dass, weil wenn jetzt Leute kommen und fragen, „sagen Sie mal, ich hab da was gehört, von diesem neuen Laser, der da die Korrekturen wegmacht und, wie funktioniert das?“ Und ich steh dann da und hab keine Ahnung, ist das nicht so toll. Find ich.“

[...]

„[...]es drückt sich eigentlich nicht im Gehalt aus, weniger, aber auch sonst irgendwie so, sondern einfach nur, man tut das ja auch für sich, und man hat dann eben diesen Titel.“<sup>565</sup>

Hier wird deutlich, dass ihr einerseits wichtig ist, den Patienten Kompetenz zu vermitteln, andererseits auch die praktisch angewendete und attestierte Fachkenntnis für ihre Selbstwahrnehmung eine Rolle spielt, denn „man tut das ja auch für sich“. Dabei

<sup>559</sup> BIBB: Interview 1-1-11-3k: S. 4f., S. 38f..

<sup>560</sup> BIBB: Interview 1-1-11-3k: S. 7.

<sup>561</sup> Vgl. BIBB: Interview 1-1-11-3k: S. 41.

<sup>562</sup> Vgl. BIBB: Interview 1-1-11-3k: S. 2.

<sup>563</sup> An anderer Stelle erläutert sie ausführlich, dass sie ihr Wunschfach Medizin mit Fachhochschulreife nur in Indien, und weil es für dieses Programm Stipendien gab, studieren hätte können. Im Inland hätte sie Abitur und Bafög gebraucht, wobei die restliche Schulzeit ohne Verdienst sowie das nicht zugestandene Bafög im Studium die Hinderungsgründe waren. Siehe Interview 1-1-11-3k: S. 30f., S. 7f..

<sup>564</sup> BIBB: Interview 1-1-11-3k: S. 27.

<sup>565</sup> BIBB: Interview 1-1-11-3k: S. 27.

verallgemeinert sie und scheint davon auszugehen, dass Weiterbildung im Sinne des Erwerbens von Kompetenzen generell auch der Stütze der - mit Honneth gesprochen - „Selbstschätzung“ dient. Mit Voswinkel müsste man an dieser Stelle von „Selbstwertgefühl“ sprechen, denn als nachträglich erworbene Fähigkeit und sie von ihren Kolleginnen unterscheidende liegt es nahe, diese als „Besondere“ zu bezeichnen. Deshalb erscheint der Honneth und Voswinkel gemeinsame Begriff der „Selbstachtung“ hier weniger angebracht. An anderer Stelle grenzt sie ihre jetzige Tätigkeit von solchen, in denen man „[...] so als Dümchen abgestellt wird oder so“,<sup>566</sup> ab. Diese Formulierung weist ebenfalls darauf hin, dass sie sich auch in ihrem Selbstwertgefühl auf fachliche Kompetenz beruft, denn in dem Ausdruck „Dümchen“ diffamiert sie den Gegenhorizont. Insgesamt zeigt sich, dass sie grundsätzlich der Bildung zugewandt ist, zusätzlich in der folgenden Forderung:

„Also ich finde es sehr wichtig eigentlich, egal, woher man kommt und woher man abstammt, dass, dass jeder ne Chance kriegen soll. Egal, wo er gelebt hat vorher oder aus welchen Familienverhältnissen er stammt oder. Das ist ganz egal. Aber jeder hat das verdient. Zu arbeiten vor allem und zu lernen.“<sup>567</sup>

Die Wortwahl „verdient“ deutet darauf hin, dass sie „arbeiten und lernen“ als einen Gewinn im Sinne einer Bereicherung und als per se erstrebenswertes Gut begreift, das als solches jedem zusteht. Darin zeigen sich abermals ihre Wertschätzung und die Bedeutung, die sie diesen Möglichkeiten beimisst.

Hinsichtlich ihrer Sprachkompetenz fällt im Unterschied zu den anderen befragten Fachkräften auf, dass sie erstaunlich viele Fremdsprachen beherrscht. Abgesehen von der Bildungseinstellung, auf die solche Kenntnisse schließen lassen, erhöhen sie ihre Kommunikations- und Ausdrucksmöglichkeiten generell, da sich die Wahrscheinlichkeit, dass Sprache eine Barriere im zwischenmenschlichen Umgang darstellt, insgesamt verringert. Hier spielt auch eine Rolle, dass sie in der erforderten Sprache, selbst wenn es eine weniger gut beherrschte ist, vermutlich von ihrem vergleichsweise hohen Sprachniveau im Deutschen und von Kenntnissen in anderen Sprachen profitieren kann.

Entsprechend befürwortet sie auf Nachfrage hin eine generelle wie auch fachspezifische Förderung nicht deutscher Muttersprachen in Deutschland trotz möglicherweise diesbezüglich geringer Motivation seitens der Betroffenen.

B.: „Ähm, ich denk mal, für uns, für die Generation wär es schön, so was zu haben. Ja, wo man hingehen könnte, wo das ein bisschen gefördert wird, dass man weiß, woher man kommt. Da find ich es schön, ja.“

I.: Und auch, irgendwie beruflich? Würden Sie sagen, das würde Ihnen auch was bringen, wenn Sie jetzt in der Berufsschule irgendwelche Kurse von, Fachvokabular in Ihrer Muttersprache gelehrt wird oder Zusammenhänge?

[...]

B.: „Hm. Doch, ich denke schon. Ich denke schon. Weil grad, wie ich eben vorhin gesagt hab, ich steh immer da wie ein Ochs und hab keine Ahnung. Wenn’s so Fachbegriffe sind, auf jeden Fall. Auf jeden Fall, dass man das den Leuten auch mal verständlich machen kann.“

[...]

<sup>566</sup> BIBB: Interview 1-1-11-3k: S. 31.

<sup>567</sup> BIBB: Interview 1-1-11-3k: S. 45.

B.: „[...] Ne, dass die Leute, die haben darauf auch keine Lust unbedingt, und, aber es, es wär, für die Weiterbildung einfach und für das Verständnis auf jeden Fall sehr gut, auf jeden Fall.“<sup>568</sup>

Außerdem legt sie in der deutschen Sprache großen Wert auf akzentfreies Sprechen, das wiederum seitens der Eltern vermittelt wurde. Dabei spricht sie stets von „dialektfrei“, wobei die Kontexte, die jeweils kurz erläutert werden, deutlich darauf hinweisen, dass es nicht um einen Dialekt innerhalb des Deutschen, sondern um einen auf ihre nicht deutschsprachige Herkunft verweisenden Akzent geht. Doch trotz ihrer im Vergleich mit den übrigen befragten Fachkräften überdurchschnittlichen Korrektheit der Sprachbeherrschung bleiben gewisse Ungenauigkeiten in der Wortwahl bestehen. Sie erwähnt es im Kontext der Frage nach der Anwendung ihrer ukrainischen Sprachkenntnisse: „Und dann mittlerweile, ähm, wie gesagt, weil ja die Eltern immer so Wert drauf gelegt haben und dialektfrei zu sprechen und überhaupt, dann ähm ging das [ukrainisch sprechen, C.S.] leider irgendwie verloren.“<sup>569</sup> Auch nach ihren Geschwistern und deren Migrationserfahrungen befragt, betont sie:

„Und die sind beide super integriert und jetzt, also man hört überhaupt nichts mehr raus, gar nichts mehr. Nichts mehr.“<sup>570</sup>

Im Kontext derselben Frage führte sie zuvor das „absolut dialektfrei[e]“ Sprechen des Bruders als zusätzlichen Grund für ihr Unverständnis dafür an, warum sein russisches Abitur zunächst nicht anerkannt wurde.<sup>571</sup> Hier erscheint die korrekte Sprechweise als eine Art Maßstab und Gradmesser der Integration, da sie ihre Einschätzung der erfolgreichen Eingliederung ihrer Geschwister mit deren akzentfreier Sprache erläutert, die wie eine Art Rechtfertigung der vorangegangenen Bewertung angefügt ist. Im Kontext der Frage, ob sie sich eine Förderung in der Muttersprache wünscht, bringt sie schließlich explizit zum Ausdruck, welchen Anspruch sie hinsichtlich der Sprachkompetenz sich selbst und anderen gegenüber vertritt:

„Also ich, ich, ich hab eigentlich diese Einstellung, dass wenn man in einem Land lebt, egal wo. Dass man die Sprache eigentlich perfekt beherrschen sollte. Und das ist auch das, was mir meine Eltern immer gesagt haben. Zu Hause können wir sprechen, wie wir wollen, aber sobald ihr auf der Straße seid, passt euch an, wo ihr seid. Und, und das finde ich eigentlich wichtig.[...]“<sup>572</sup>

In der verallgemeinerten Formulierung mit „man“ wird hier deutlich, dass sie diese Forderung, die sie bei sich selbst und ihrer Familie umgesetzt sieht, an alle richtet. Indem ihre Eltern auf „Anpassung“ im öffentlichen Raum drängen, wird hier darauf geachtet, nicht aufgrund der Sprechweise negativ aus dem Rahmen zu fallen. Indem die Arzthelferin wie ihre Eltern insgesamt auf Korrektheit in der Sprache achten und dies in einen Zusammenhang mit Anpassung im Unterschied zu Abweichung, also mit Integration bringen, scheinen sie der Art zu sprechen ein großes Gewicht für den Gesamteindruck, den jemand hinterlässt, beizumessen. Darin entsprechen sie Bourdieus Theorie, denn Voraussetzung der Integration in jedes Feld ist

<sup>568</sup> BIBB: Interview 1-1-11-3k: S. 43f..

<sup>569</sup> BIBB: Interview 1-1-11-3k: S. 19.

<sup>570</sup> BIBB: Interview 1-1-11-3k: S. 42.

<sup>571</sup> Vgl. BIBB: Interview 1-1-11-3k: S. 41.

<sup>572</sup> BIBB: Interview 1-1-11-3k: S. 42f..



auch hier ein Mindestmaß an „Gehör und Glauben“ zu finden, damit Kommunikation und schließlich eine grundlegende Akzeptanz als AkteurIn in diesem Markt möglich wird. Diese setzt wiederum eine elementare Beherrschung der Sprache sowie Wissen von ihrer als „legitim“ definierten Form und das Gefühl dafür voraus, um „Anerkenntnis“ praktizieren zu können. Eine derartige basale Sprachkompetenz ist also die Bedingung, um überhaupt am sprachlichen Austausch als Figuration symbolischer Machtbeziehungen teilhaben und die eigene soziale Position gegen stärkere Unterwerfung behaupten oder verbessern zu können. Da diese Arzhelferin und ihre Eltern in erster Linie auf Anpassung und Unauffälligkeit im Sprechen abzielen, sind sie Bourdieu zufolge hinsichtlich ihrer sozialen Position in der Nähe der Beherrschten und des Kleinbürgertums anzusiedeln, oder an deren Schnittstellen. Es lässt sich zwar keine Vermeidungsrhetorik mehr erkennen, die vermutlich aus Angst vor Stigmatisierung erwächst, doch grenzen auch sie sich in Form der Bemühung um Korrektheit von Stigmatisierten ab und vermeiden diesbezüglich Risiken einzugehen. Das beschert ihnen nach Bourdieu zwar einen Distinktionsprofit gegenüber Stigmatisierten oder jenen, die sich stetig von dieser bedroht fühlen, wie die beiden ersten in D.II.1.2 zitierten Fachkräfte. Im Streben nach Gleichheit und Unauffälligkeit scheinen aber noch Verhaltensmuster durch, die abgeschwächt auf die Vermeidungsrhetorik verweisen. Außerdem strebt die Arzhelferin im Unterschied zum Bürgertum kaum einen Ausdrucksstil an, der sie durch gelassenen, souveränen und sich Unkorrektheiten leistenden Habitus auszeichnet und sie derart als Zwängen enthoben distinguert.

In diesem Fall liegt also nicht nur keine Vermeidungsrhetorik und im Vergleich zu den beiden Handelskaufleuten in der sprachlichen Formulierung das Gleichheitsstreben nur in abgeschwächter Form vor. Zusätzlich sind in Anbetracht ihrer ursprünglichen Pläne und des russischen Abiturs und Studienbeginns des Bruders in ihrem Elternhaus das Abitur und universitäre Bildung augenscheinlich eine ebenso mögliche Wahl wie die Ausbildung. Das Bildungsstreben in diese Richtung wie auch das bewusste Kämpfen und Einfordern der Akzeptanz ausländischer Bildungsabschlüsse finden sich bei den anderen interviewten Fachkräften nur in deutlich geringerem Maße. Auch die der Sprache zugemessene Bedeutung und Wirkungsmacht sowie die entsprechenden Bemühungen sind in diesem Fall für die hier befragten Angestellten überdurchschnittlich hoch. Aufgrund dessen liegt der Schluss nahe, dass diese Arzhelferin von Hause aus über vergleichsweise hohes kulturelles Kapital verfügt. Diese spezifischen Lebensbedingungen umreißen einen ebenso spezifischen Möglichkeitsraum und bedingen unter anderem ihre soziale Position. Die graduelle Abweichung der zuletzt behandelten Aussagen der Arzhelferin von jenen der Handelskaufleute kann somit unter anderem als von der sozialen Position bedingt gedeutet werden. Trotzdem werden die Aussagen dieser Arzhelferin weiterhin in Verbund mit den Handelskaufleuten, bei denen eine

Vermeidungsrhetorik sichtbar wurde, behandelt. Dem liegt – wie oben erläutert wurde – die Vermutung zu Grunde, dass das ihnen gemeinsame Streben nach Gleichheit und Anpassung das charakteristische Merkmal ist: Denn dieses wirkt sich auf den Distinktionswert aus, der nach Bourdieu indiziert, wie der sprachliche Markt in Form der beim Sprechen antizipierten Rezeptionsverhältnisse mit daran beteiligt ist, die Bedeutung einer Äußerung hervorzubringen. Deshalb wird auch die Arzthelferin relativ näher an den hier zitierten Handelskaufleuten als an den Ärzten verortet.

#### Exkurs 5: Methodisches

Da die zuletzt zitierte Arzthelferin aus den bereits erläuterten Gründen in einer größeren Nähe zu den behandelten Handelskaufleuten als zu den Ärzten steht, werden anschließend im Zwischenfazit die Äußerungen dieser Arzthelferin erstens in Beziehung zu der Passage in D.II.1. an der jene Thematisierungslinie, die verbalisierte Selbsteinschätzung hinsichtlich Besonderheit, herausgearbeitet wurde gesetzt. Zweitens werden sie in Bezug zu den in D.I. analysierten Passagen der Zahnärztin gestellt. Einerseits weil die Passagen in D.II.3. und D.I. inhaltliche Nähe aufweisen, andererseits weil die komparative Analyse vielleicht ermöglicht hinsichtlich des Einflusses der sozialen Position, ein weiteres Spektrum abzudecken. Dieser zweite Vergleich erfolgt, obwohl die Aussagen der Zahnärztin in D.I. in Hinblick auf die Bedeutung von Sprache für Anerkennung untersucht wurden und die Befragte nicht explizit nach besonderen Kenntnissen aufgrund ihres Migrationshintergrundes gefragt wird. Doch – wie in D.I bereits erwähnt – spricht auch sie im Kontext von Fragen, ob und wie ihr eigener Migrationshintergrund sich in ihrem beruflichen Alltag auswirkt, von ihren sie eventuell unterscheidenden Verhaltensweisen. Z. B. erläutert sie ausführlich, welche Probleme durch Sprachbarrieren in der Praxis entstehen können, und bezieht sich dabei auf ihre eigenen Erfahrungen und Ängste, die ihr das verständlich und nachvollziehbar machen sowie ihr eventuell den Zugang zur Behebung dieser Schwierigkeiten erleichtern. Derart wird auf die Passage aus D.I. im Folgenden erneut als empirische Quelle unter einer anderen Leitfrage Bezug genommen, nämlich wie sie ihre eigene Besonderheit und Unterschiedenheit thematisiert.<sup>573</sup> Zudem ist Besonderheit, wie bereits mehrfach ausgeführt, eine der Möglichkeiten, für die jemandem Anerkennung zuteilwerden kann, die, wie Honneth und Voswinkel betonen, in der heutigen Gesellschaft zusätzlich an Bedeutung gewinnt, da Leistung auch als normativ aufgeladener Gerechtigkeitsmaßstab beansprucht wird.

---

<sup>573</sup> Aufgrund dieser Leitfrage, die das tertium comparationis angibt ist hier das Interview mit der Zahnärztin und nicht jenes in D.II.2. auszugsweise analysierte mit dem Kinderarzt der geeignete Vergleichsgegenstand.

### **D.III. Zwischenfazit: Freiheitsgrade im Sprechen und Anerkennung**

In Form der Freiheitsgrade im Sprechen, werden die Auswirkungen der sich im Sprechen manifestierenden sozialen Ungleichheit hinsichtlich der Thematisierung von eigener Unterschiedenheit systematisiert, wie sie ansatzweise in D.I. und detailliert in D.II. untersucht worden sind. In diesem Kontext wird zudem versucht mit Hilfe des in Teil B entwickelten theoretischen Instrumentariums begrifflich zu fassen, welche Formen der Anerkennung im Sprechen unter Berücksichtigung der verschiedenen Freiheitsgrade zum Ausdruck kommen sowie die unterschiedlichen Sprechweisen in Relation zueinander zu betrachten und sie im sozialen Raum zu verorten.

Bezüglich der Form, wie eigene Besonderheit thematisiert wird, stehen sich nun drei Varianten gegenüber: die hinsichtlich der Unterschiede und Besonderheiten relativ souveräne, da ungehemmte und als solche eher gelassene, flüssige, verhältnismäßig prägnant und stringent dargelegte, wohlbegründete Sprechweise der Ärztin in D.I.; die Vermeidungsrhetorik mit ihrem Gleichheits- und Anpassungsstreben, welches ihre stärkeren und schwächeren Ausprägungen vereint in D.II.3. und die Kompensation von Stigmatisierung mittels der eigenen Besonderheit der Arzthelferin in den diesbezüglich relevanten Teilen von D.II.1.

Zunächst wird die erste und zweite Art und Weise der sprachlichen Selbstdarstellung hinsichtlich Besonderheit einander gegenübergestellt. Den vorrangigen Bezugspunkt für die Vermeidungsrhetorik stellen dabei die zuletzt in D.II.3.2. behandelten Ausführungen der Arzthelferin einer Augenärztin dar, obwohl sie kein offensichtliches Vermeidungsverhalten an den Tag legt. Dieses Vorgehen gründet in der Annahme, dass anhand dieser Arzthelferin vielleicht ausgemacht werden kann, welches Charakteristikum die Facharbeiter in bedeutsamer Weise von den Ärzten unterscheidet, da sie in Form des höheren kulturellen Kapitals eine Zwischenposition einnimmt. Das bedeutet eine Annäherung an die wahrscheinlich höher positionierte Ärztin, so dass diese, in Relation zu den beiden Handelskaufleuten erkennbare Verminderung der Unterschiede eine Selektion ermöglicht, die begünstigt, dass die ausschlaggebenden Unterschiede als solche hervortreten.

Inhaltlich betonen beide das aus ihren eigenen Erfahrungen resultierende Verständnis für herkunftsbedingte Probleme, die der Fremdsprachlichkeit im Deutschen geschuldet sind. Entsprechend unterstreichen beide die Bedeutung von Sprache für Integration und Chancen auf Anerkennung als vollwertiges und gleiches Mitglied der Gesellschaft. Bei der Arzthelferin kommt dies z. B. in der Formulierung „Idiotendeutsch“ zum Ausdruck. Darin bestätigen sie Honneth, für den Anerkennung als eine Art Scharnier zwischen Individuum und Gesellschaft die Bedingung sozialer Integration darstellt. Auch hinsichtlich der Fähigkeit, ihre persönlichen Spezifika zu benennen und dabei ihre Wahrnehmung und Einschätzung der Situationen verständlich und flüssig zum Ausdruck zu bringen und zu begründen, sind zwischen der Arzthelferin und der Ärztin Parallelen zu finden, obwohl Erstere vermutlich eine niedrigere

soziale Position bekleidet. Erst durch diese Nähe treten jene Inhalte hinsichtlich der Bedeutung von Sprache so offensichtlich als gemeinsame hervor. Nun stellt sich die Frage: Gibt es Unterschiede und wenn ja, wo liegen sie? Die Differenz zeigt sich in erster Linie in der Form und damit, wie erwartet, im Ausdrucksstil angelegt. Hinsichtlich der Bedeutung von Sprache ist die Ärztin in ihrer Wortwahl und Benennung präziser und spricht auf einem höheren Abstraktionsniveau. Das zeigt sich auch daran, dass ihre Ausführungen insgesamt kürzer sind, da sie die Beispiele lediglich zur Illustration braucht, nicht jedoch wie die Arzthelferin, um auszudrücken, was sie sagen will. Dadurch kann sie mit Distanz über etwas aus einer Art Metaperspektive sprechen. Die Arzthelferin hingegen kann zwar mit Hilfe von Beispielen deutlich machen, worum es ihr geht, sie ist jedoch selbst Teil dieser Situationen und, da die Beispiele der hauptsächliche Träger des Inhalts ihrer Aussage sind, somit auch in ihrer eigenen Darstellung als Betroffene mitgefangen. Als quasi lebende Figur ihrer Beispiele ist sie so direkt mit ihren Schilderungen verbunden, dass jede Wertung oder Kommentierung auf sie als Person zurückfällt, sie also nicht mehr aus einer scheinbar neutralen, distanzierten Position heraus sprechen kann. Hierin könnte ein weiterer Grund für ihre Bemühungen um Anpassung liegen, um dem in Verbindung mit ihrer persönlichen Implikation möglicherweise entstehenden Eindruck der Parteilichkeit entgegen zu wirken. Die Ärztin hingegen entpersonalisiert ihre Aussage durch die Abstraktion und die nur noch veranschaulichende Funktion ihrer Beispiele, so dass sie selbst nicht mehr als direkt Betroffene erscheint. Dies spricht dafür, dass nicht die tatsächliche Verneinung von Besonderheiten, sondern vielmehr das Gleichheits- und Anpassungsstreben als das Merkmal einzuschätzen ist, das die soziale Positionierung der Zahnärztin und der Fachkräfte in signifikanter Weise unterscheidet.

Auch Bourdieu spricht von

„einer *praktischen Metasprache* – als Merkmale der *neutralisierenden Distanz*, die eine der Kennzeichen des bürgerlichen Verhältnisses zur Sprache und zur sozialen Welt ist: [...]“ (Hervorhebungen im Original)<sup>574</sup>

Er erwähnt sie im Kontext der Füllwörter, die eines ihrer Elemente seien. Hinsichtlich dieser und der sprachlichen Ausschmückung unterscheiden sich die in dieser Arbeit zitierten Passagen nicht in auffälliger Weise. Doch bezeichnet diese „Metasprache“ bei Bourdieu auch die hier vorliegende „Fähigkeit, Distanz zu den eigenen Worten, also zu den eigenen Interessen zu halten [...]“<sup>575</sup>, die auch die abstrahierende Sprechweise der Ärztin kennzeichnet. Eben durch diese Lösung vom Spezifischen und Besonderen sowie der Formulierung in Allgemeinbegriffen steigt die Glaubwürdigkeit, da die Äußerung neutral und objektiv anstatt von Einzelfällen und -situationen subjektiv eingefärbt erscheint. Somit ist sie sozial akzeptabler und hat bessere Chancen, zur Geltung zu gelangen.

Auch im Falle der Nutzung von Besonderheit für die Kompensation von Stigmatisierung tritt

<sup>574</sup> Bourdieu: Whs, S. 93.

<sup>575</sup> Bourdieu: Whs, S. 93.

Anerkennung als Bedingung bzw. im Dienst der Integration und weniger als Selbstzweck hervor. Besonderheit als Mittel zur Kompensation ist als solches eher einem stärkeren Zugehörigkeitsgefühl, also in erster Linie der Integration, als wertschätzender oder bewundernder Anerkennung per se zuträglich. Folglich stellt sich hinsichtlich der theoretischen Anbindung die Frage, wie die Missachtung, die der Betroffenen zuteil wird und sie stigmatisiert, zu kennzeichnen ist. Insofern die Integration Zielpunkt der Benennung nützlicher Besonderheiten ist, scheint sie in ausschließender Weise missachtet worden zu sein. Voswinkel kennzeichnet Stigmatisierung jedoch als aktive Form der Missachtung in der Sphäre der Wertschätzung, somit als Missachtung von Leistung und Besonderheit. Diese Bestimmung kann den Fall der Kompensation von Stigmatisierung, da diese eben mittels Besonderheit erfolgt, die daher nicht das vorenthaltene Element sein kann, nicht fassen. Das spricht für einen Begriff von Stigmatisierung, in dem diese immer mit Missachtung auf der Ebene der Achtung, also mit Ausschließung und Entwürdigung einhergeht. Eben dadurch wird jener durchgängige soziale „Zwei-Rollen-Prozess“ hervorgebracht, der nach Goffman ein Stigma ausmacht. In Voswinkels Begrifflichkeiten ausgedrückt, wird der Arzthelferin in der gynäkologischen Praxis in Form der Stigmatisierung die Anerkennung als normale, gleichberechtigte und ebenbürtige Person aberkannt oder vorenthalten. Das Stigma entsteht also durch die aktive Missachtung in der Sphäre der Achtung, so dass man in diesem Fall vielleicht eher von einer Würdigung der Besonderheit sprechen kann, da sie derart eingesetzt in Form der Integration vor allem auf die Anerkennung als vollwertiges Mitglied der Gesellschaft abzielt.

In Anschluss an diese Erläuterungen lassen sich die drei Formen der sprachlichen Selbstdarstellung als graduelle Unterscheidung auf ein und derselben Linie fassen. Sie bezeichnen jeweils ein anderes Maß an Freiheit, sich unbekümmert und ohne Angst oder Sorge, ausgeschlossen zu werden, als Individuum in seinen Besonderheiten, das von anderen unterscheidbar und unterschieden ist, zu bezeichnen. Somit sind sie in erster Linie in dem Bezug auf den Unterschied geeint, dessen Form entsprechend dem Maß variiert, in dem die SprecherIn, in Anbetracht der von ihr aufgrund ihrer bisherigen Erfahrungen erwarteten Rezeptionsverhältnisse, als integriert wahrgenommen zu werden meint. Bei der freien Benennung von Besonderheit ist die Differenz eine positive hinsichtlich der Vielfalt bereichernde; bei dem Gleichheitsstreben der Vermeidungsrhetorik scheint es auf den ersten Blick nicht um den Unterschied, sondern in Form der Anpassung um das Gegenteil zu gehen. In den hier untersuchten Fällen geht es aber in erster Linie um den Willen, Gleichheit mit den anderen sprachlich zu demonstrieren und gegen befürchtete Unterscheidungen zu behaupten, nicht um den Grad, in dem diese tatsächlich besteht. Entsprechend wird bei dem Streben nach einer Wahrnehmung als Gleiche durch die Verneinung von Besonderheit wiederum auf diese und damit ebenfalls auf den Unterschied Bezug genommen. Folglich bildet nicht die

sprachliche Vermeidung den eigentlichen Kontrapunkt zur ungehemmten Benennung von Besonderheit, sondern die Betonung zwecks Kompensation von Stigmatisierung: Denn Letztere bezeichnet die negative Abweichung von den als normal geltenden Unterschieden, die ihrer geltenden Definition nach die Gleichberechtigung der Gesellschaftsmitglieder nicht schmälern.

In der Umschreibung der Unterschiede als normale, die Gleichberechtigung nicht schmälernde Eigenheiten, klingt schon der Bezug zur Würdigung an, die eben die Gegenleistung für den Dienst bezeichnet, der in Form reibungsloser, korrekter Ausführung einer erwarteten oder erwünschten Tätigkeit besteht. Zudem kennzeichnet Voswinkel Würdigung auch als abhängig von den geltenden „Normwelten“. Für die Beschreibung in den Begrifflichkeiten der Anerkennung bedeutete dies, dass hier Bewunderung für Besonderheit und Stigmatisierung aufgrund von unterscheidbaren Merkmalen zwei Konnotationen der Anormalität bzw. der Abweichung bilden, die in entgegengesetzte Richtungen weisen. Trotz der Differenz zwischen dieser Bestimmung und der begrifflichen Anordnung bei Voswinkel und auch Honneth werden die drei Formen der sprachlichen Selbstdarstellung hinsichtlich Besonderheit im Folgenden auch mit Hilfe der Anerkennungsmodi gegeneinander abgegrenzt, da sie sich auch hier bedeutsam unterscheiden. Demnach wird jener souveränen, gelassenen, ungehemmten Sprechweise der Ärztin Würdigung und Bewunderung zuteil, dem Ausdrucksstil mit Vermeidungsrhetorik hingegen lediglich Würdigung, da diese SprecherInnen sich und ihrer Position in der Gesellschaft die Bewunderung für Besonderheiten scheinbar (noch) nicht zutrauen. Die Sprechweise der eventuell stigmatisierten Arzthelferin scheint Missachtung ausgesetzt zu sein, die ihr jene Würdigung vorenthält oder nimmt, so dass ihr, bereits auf ihre abweichenden Merkmale festgeschrieben, zunächst nur die Möglichkeit verbleibt, diese positiv umzudeuten und neu zu besetzen. Damit überspringt hier das Anerkennungsstreben die Würdigung, da ausgehend von der Missachtung die Chance für Bewunderung im Sinne von Besonderheit als höher eingeschätzt werden kann.

Es stellt sich nun die Frage, wie sich die Verknüpfung des Modus der Wertschätzung mit dem Modus der Achtung hier auswirkt. Dabei stehen sich zwei Varianten, die oben herausgearbeitete und die von Voswinkel in Bezug auf Arbeitsverhältnisse attestierte, gegenüber. Einerseits wurde am Beispiel der Kompensation von Stigmatisierung mittels Besonderheit, die gegen den Ausschluss und auf Integration ausgerichtet ist, deutlich, dass sich durch die Anerkennung von spezifischen Fähigkeiten und Beiträgen auch die Chancen auf würdigende Anerkennung als ebenbürtige, mündige Person verbessern können. Andererseits könnte die Arzthelferin in der gynäkologischen Praxis, entsprechend der Voswinkelschen Diagnose eine Bewunderung ohne Würdigung erfahren, indem sie auf ihre Besonderheit und Leistungen, derer ihr Arbeitgeber bedarf reduziert wird, somit in dieser Sonderstellung zwar

Anerkennung erfährt, jedoch ohne im Zuge dessen integriert zu werden. In dieser Position wäre sie dann stetig vom Wegfall oder dem Aussetzen der bewundernden Anerkennung bedroht, wodurch sie sofort wieder ins Abseits und anfällig für jegliche negativen Ausschlusskategorien würde.

Daran anschließend kann die Vermeidungsrhetorik auch als Effekt symbolischer Herrschaft in Form einer starken Abhängigkeit von Fremdzuschreibungen gesehen werden. Indem die Betroffenen vermutlich aus Angst, neue Ausschlusskategorien zu eröffnen, den Distinktionsprofit, den sie durch eine souveräne, wertschätzende Darstellung ihrer Besonderheiten erhalten könnten, nicht voll ausschöpfen, befestigen sie ihre Unterordnung; sie bleiben damit von jenen, die sich positiv distinguieren, als in ihrem Streben nach Unauffälligkeit gefangene, machtlose theoretische Klasse getrennt. Derart kann das Gleichheitsstreben und die Vermeidungsrhetorik hier gleichzeitig als Resultat und daher auch als Indiz für die Verortung innerhalb der symbolischen Herrschaftsverhältnisse und somit auch für die Position im sozialen Raum betrachtet werden. Außerdem wird an der Bedeutung von Sprachkompetenz für Anerkennung und Integration der potenzierende Effekt deutlich, der mit steigender Verfügbarkeit über Kapitalien einhergeht. Sprachkompetenz, die bisher unter kulturellem Kapital gefasst wurde, fungiert hier, insofern sie der Integration dient, als soziales Kapital bzw. wird in solches umgewandelt. Sprachvermögen eröffnet also zusätzliche Spielräume, sich ökonomische, weitere kulturelle sowie soziale Ressourcen zu erschließen.

## **E. Schluss**

Diese Arbeit ist dem wechselseitigen Zusammenhang von sozialer Ungleichheit im Sprechen und gesellschaftlichen Anerkennungsverhältnissen gewidmet. Im theoretischen Teil der Arbeit wurde die Problemstellung Schritt für Schritt erschlossen: Ausgangspunkt der Analyse war das Feld der Anerkennung, anschließend wurde die Praxis des Sprechens als Ausdruck ungleicher sozialer Positionen, Machtverhältnisse und Status untersucht. In diesem Zusammenhang musste die expressive, darstellende Dimension des Sprechens berücksichtigt werden, die vermittels des Eindrucks, den man bei anderen hinterlässt, auf gesellschaftliche Anerkennung zurückverweist. Im empirischen Teil wurde das Thema in drei Fragen untergliedert; erstens: Wie schlägt sich gewährte oder vorenthaltene Anerkennung in der Art und Weise zu sprechen nieder? Die vorliegende Untersuchung hat ergeben, dass sich Anerkennung im Berufsalltag insofern auch im Sprechen zeigt, als dieses Aufschluss über die Ausdrucksstile und die sprachlichen Ressourcen der SprecherInnen in Bezug auf das Erreichen sozialer Akzeptabilität gibt; d.h. das Sprechen indiziert, welche Chancen die SprecherInnen darauf haben, dass ihnen, vermittels ihres Sprechens und durch die sprachliche Reaktion Anderer, Anerkennung zu Teil wird, indem sie Gehör und Glauben finden und diese entsprechend vermittelt bekommen. Darüber hinaus hat die Analyse erwiesen, dass die Chancen auf Anerkennung meistens entsprechend spezifischer sozialer Stellungen und Positionierungen variieren, also mit diesen verbunden sind. Zweitens: Welche Strukturen sozialer Ungleichheit (Statusunterschiede, berufliche Hierarchien, gesellschaftliche Machtverhältnisse, unterschiedliche Bildungsbiographien und -chancen, Lebensstile, Habitus etc.) treten dabei zutage? In der Analyse der verschiedenen Sprechweisen und der sozialen Positionierung, die sich im Zuge des Sprechens vollzieht, wurden folgende Symptome für diese Formen der Ungleichheit herausgearbeitet und in den Zwischenfazit D.II.2.2 und D.III bereits zusammengefasst: Einerseits manifestieren sich in der Sprachkompetenz der SprecherInnen sowie der Referenzen (wissenschaftliche Artikel vs. Alltags- und Erfahrungswissen), über die sie verfügen, um ihre Aussagen sozial akzeptabel zu machen, Statusunterschiede, die jeweiligen Bildungsbiographien und -chancen sowie die Habitus.<sup>576</sup> Andererseits indizieren die verschiedenen Freiheitsgrade im Sprechen hinsichtlich der Thematisierung etwaiger eigener Besonderheiten (souveräne Bezugnahme, Vermeidungsrhetorik, Kompensation von Stigmatisierung mittels Besonderheit) die soziale Positionierung in den gesellschaftlichen Anerkennungsverhältnissen.<sup>577</sup> Drittens: Welche Form der Anerkennung wird im Sprechen thematisiert, wie kann sie begrifflich gefasst werden und inwiefern spiegeln sich in den sprachlich übermittelten Anerkennungsverhältnissen die herausgearbeiteten sozialen Ungleichheiten, Statusunterschiede, beruflichen Hierarchien und Machtverhältnisse wider?

---

<sup>576</sup> vgl. Zwischenfazit D.II.2.2.

<sup>577</sup> vgl. Zwischenfazit D.III.



Dieser Frage wird im Folgenden nachgegangen, indem der Versuch unternommen wird, die Resultate der theoretischen und empirischen Analyse ineinander greifen zu lassen. Abschließend wird kurz angedeutet, in welche Richtung weitere Untersuchungen weisen könnten.

Auf Grundlage der vorliegenden Untersuchung gelange ich zu der These, dass für diese empirischen Quellen in erster Linie *soziale Akzeptabilität* die relevante Form der sprachlich vermittelten gesellschaftlichen Anerkennung im Berufsalltag ist, der von Hierarchien und ungleichen Bildungsbiographien geprägt ist, die häufig mit der sozialen Stellung zusammenhängen. Dafür muss der Begriff "soziale Akzeptabilität" jedoch weiter gefasst werden als bei Bourdieu im Rahmen seiner Ökonomie des sprachlichen Tauschs. Im Folgenden werden nochmals kurz die Ergebnisse resümiert, die diese These begründen. Zunächst sollen die direkten Anschlussmöglichkeiten des Bourdieuschen Begriffs für die hier verwendeten Theorien aufgezeigt werden (a). Anschließend plädiere ich mit Blick auf die empirischen Quellen für die Eingliederung des Begriffs der Voswinkelschen Achtung in das Konzept sozialer Akzeptabilität (b). Dies führt schließlich zu einer Debatte um die Bedingungen und den Zielpunkt von Anerkennung (c).

(a) Der Begriff „soziale Akzeptabilität“ erweist sich am empirischen Material als angemessen, da es entscheidend darum geht, im Sprechen Gehör und Glauben zu finden. Nach Bourdieu ist solches Sprechen durch Korrektheit und Distinktion gekennzeichnet. In Teil B. hat sich gezeigt, dass soziale Akzeptabilität in anderen Termini erstens auch bei Goffman thematisiert wird und sich zweitens Anschlussmöglichkeiten zu dem Voswinkelschen und Honnethschen Anerkennungsmodus der Wertschätzung bieten. Erstens behandelt *Goffman* in den *Techniken der Imagepflege* gewissermaßen die Frage, wie die persönliche Oberfläche gestaltet wird, um aus der Außenansicht sozial akzeptabel zu sein: Er beschreibt, wie die Art und der Stil, den Anderen gegenüber verbal aufzutreten und sich im Zuge dessen selbst darzustellen, die Chancen auf Anerkennung bedingen.<sup>578</sup> In Form der dargestellten Außenansicht werden dabei in Hinblick auf die Stilbildung vor allem Authentizität und Schein thematisiert. Dabei wird Authentizität in erster Linie in Bezug auf die Absicht abgesichert und bildet eine Voraussetzung für die Glaubwürdigkeit des Stils. Zweitens thematisieren *Voswinkel und Honneth* in dem Anerkennungsmodus der *Wertschätzung* den Geltungsanspruch des Individuums in dessen Besonderheit. Dieses will Bedeutung erlangen. In diesem Streben nach Anerkennung für das Unterschiedliche ist die wertschätzende Anerkennung auch über das Antonym der Bedeutungslosigkeit mit Bourdieus Distinktion verbunden. Unterschiede sind bei Bourdieu

---

<sup>578</sup> Hier ist absichtlich der allgemeine Begriff der Anerkennung gewählt, denn Goffman erläutert diesen zwar mit Achtung, Wertschätzung und Respekt, verwendet die Begriffe jedoch nicht spezifiziert.

über Stile, das heißt in diesem Fall über Sprachstile, vermittelt. Hier geht es um die Stilbildung durch die Originalität der spezifischen Form als Quell der Distinktion.

Auch Alois Hahn stellt *Authentizität und Originalität* als Formen der Stilbildung heraus.<sup>579</sup>

Hier muss jedoch bedacht werden, dass Authentizität auf das Verhältnis der SprecherIn zu ihrer Art zu sprechen, Originalität hingegen auf den Stil selber, d.h. auf seine konkrete Gestalt bezogen ist. Demnach geht es bei Authentizität nicht um Aufrichtigkeit, also darum authentisch zu sein, sondern um die „Passung von Status und Stil“<sup>580</sup>. Originalität ist über die positiv hervorhebende Unterschiedenheit von anderen Stilen bestimmt. In dieser Bestimmung bildet, wie bereits ausgeführt, die Bedeutungslosigkeit das Antonym zur Originalität. Den Gegenpol zur Authentizität bildet im Kontext der Fragestellung dieser Arbeit jedoch nicht der Schein, sondern der „Zwang zur Form“: Er macht Authentizität zu einem Privileg jener wenigen, deren Status ein Stil entspricht, der dem „Zwang zur Form“ hinreichend gerecht wird. Andernfalls bleiben die Chancen auf soziale Akzeptabilität verwehrt. In Anbetracht der Gefahr völliger Verwahrlosung ist gesellschaftliches Leben kaum zu bewältigen, wenn man gänzlich auf Gehör und Glauben verzichtet. Zumindest in offiziellen Situationen, die in den meisten industrialisierten Gesellschaften schwerlich alle zu umgehen sind, ist man auf ein Minimum an Akzeptabilität angewiesen. Folglich sind die Nicht-Privilegierten gezwungen, sich einem Ausdrucksstil anzunähern und anzupassen, der ihrem Ausdrucksstreben nicht entspricht. In Bourdieus Begrifflichkeiten wird solcher Anpassungszwang auch als Anerkenntnis beschrieben. Diese Diskrepanz bleibt nach außen spürbar und ist als auffällige keinesfalls originell, sondern bietet eher Angriffsfläche für Stigmatisierungen. Letztere sind umso bedrohlicher, da der Zwang zur Form auch für die Stigmatisierten weiterhin besteht, insofern sie sich die Möglichkeit der Reintegration offen halten wollen. Innerhalb der Formzwänge ist es jedoch gerade für die Nicht-Privilegierten besonders schwierig, wenn nicht sogar oft unmöglich, Ausgleichshandlungen einzufordern bzw. zu reklamieren, wenn sie nicht stattfinden. Jener Zwang zur Form kommt auch in den im zweiten Zwischenfazit dargelegten unterschiedlichen und unterschiedenen Freiheitsgraden im Sprechen zum Ausdruck. Die verhältnismäßig souverän sprechende Zahnärztin verfügt über ein Ausdrucksvermögen, das ihr einen ihrem Status angemessenen Stil ermöglicht, durch den sie auch vor sich selbst ihr Denken und Handeln möglichst unverfälscht sprachlich geltend machen kann. Die hier zitierten Facharbeitskräfte hingegen sind im Anpassungs- und Gleichheitsstreben oder in der Kompensation von Stigmatisierung gefangen, daher jenem Zwang zur Form unterworfen, indem ihre soziale Position die Selbstzensur und Euphemisierungsarbeit in ihrer Selbstdarstellung bedingt. Sie sind in ihrem Sprechen in unterschiedlichem Maß gezwungen, die „legitime Sprache“ als verbindliche Form und generellen Maßstab zu akzeptieren, und

---

<sup>579</sup> Vgl. Hahn: Stilbegriff, S. 607.

<sup>580</sup> Ebd..

zollen dadurch der Kenntnis der Sprache Anerkenntnis, über die jene verfügen, die die Definitionsmacht innehaben und die Sprachautorität verkörpern.

In Anbetracht der tragenden Rolle des Stils stellt sich die Frage, wie viel die Form, nicht als verunglimpfte Persiflage, sondern als Teil geltender Regeln, Normen, interaktiver Ordnungen oder Wertesysteme in Hinblick auf Anerkennung wert ist. Nach Voswinkel ist die vertikale Dimension von „Bewunderung“ und im Besonderen „Reputation“ immer schon als veräußerlichte Form der Anerkennung für eine Rolle durch ihren formellen Charakter gekennzeichnet. Demnach ist die Form bei prestigeträchtigen sozialen Gütern wertvoll und als Medium der Anerkennung wirkungsmächtig. Beim Phänomen, das Goffman und Bourdieu behandeln, geht es jedoch um die Frage, was beziehungsweise wie viel pflichtgemäß gewährte oder gar abgerungene, erstrittene Form wert ist. Solche kann nach Voswinkel immerhin noch die Selbstachtung schützen und der Einzelnen ermöglichen, sich gegen die Missachtung oder Nicht-Anerkennung zu behaupten. Auch bei Honneth kann selbst widerwillig, förmlich zugestandene Anerkennung nicht als wertlos beurteilt werden, denn auch sie gewährt ein Minimum an sozialer Integration, die, auch wenn es sich lediglich um eine Duldung handelt, wiederum Chancen auf anderweitige Anerkennung bedingt. Die Bedeutung der Form für Anerkennung und ihren Gehalt bleibt jedoch in jedem Fall abhängig von der jeweiligen sozialen Position. Daher muss zumindest ein Begriff von Anerkennung im Sprechen immer unter Berücksichtigung sozialer Ungleichheit in Bezug auf den sprachlichen Habitus und auf Statusdiskrepanzen bei hierarchischen Verhältnissen im Berufsleben angelegt sein.

Sprachlich vermittelte Anerkennung wurde in dieser Arbeit mit einer dreifachen Referenz untersucht: Macht, Moral und Identität. Der Bezug zur Macht wurde in den Zwischenfazit (D.II.2.2. und D.III.) in Form der symbolischen Herrschaftsverhältnisse bearbeitet und hier in Teil (a) anhand der Distinktion durch Stil im Kontext ungleicher sozialer Positionen und Statusunterschiede synthetisiert. Im Folgenden wird die Referenz von Anerkennung auf Identität behandelt, wobei der Bezug zur Moral am Rande einfließt (b).

(b) Hinsichtlich der *Referenz von Anerkennung auf Identität* fällt auf, dass bei Bourdieu das Selbstwertgefühl, das nach Voswinkel über Andere vermittelt wird, in Form der Rezeptionsverhältnisse gewissermaßen mitberücksichtigt ist. Damit zeigt Bourdieu sich abermals für die Anerkennungsform der Wertschätzung anschlussfähig. Der Modus der *Achtung* hingegen ist bei Bourdieu wohl auch aufgrund seines starken Fokus auf die Frage, wie und wodurch man sich im sozialen Raum unterscheidet, d.h. worin symbolische Machtgefälle, Hierarchien und Herrschaftsverhältnisse gründen, weniger offensichtlich. Bei den hier verwendeten empirischen Quellen tritt dieser Modus der Anerkennung in drei Figurationen zu Tage: erstens wird Achtung im Falle der *Stigmatisierung* verwehrt; zweitens wird sie in Form

der *Selbstachtung* aktiv behauptet; drittens wird Achtung als eine Art *politische Forderung* thematisiert. Der erste Fall wurde in D.I., D.II. und D.III. sowie gerade in (a) behandelt. Im Fall der Behauptung, Beanspruchung und Einforderung von Achtung versucht die Arzthelferin in der gynäkologischen Praxis die eigene „Würde“<sup>581</sup> gegen widrige Rezeptionsverhältnisse, also gegen mangelnde Anerkennung und Missachtung in Form von Diskriminierung zu verteidigen, indem sie ihre Achtbarkeit auf der Grundlage von Leistung konstatiert. Sie versucht also ihre Deutungshoheit bezüglich ihrer Selbst geltend zu machen. Dabei wird hier im Sinne von Neckel und Dröge das Leistungsprinzip als verhältnismäßig gerechtere, humane Variante eines Anerkennungsmaßstabs eingefordert. Im Fall der politischen Forderung von Achtung verlangt die selbst kaum betroffene Zahnärztin, allgemein die Bedingungen der Möglichkeit achtender Anerkennung zu schaffen, indem Sprachkompetenz gefördert wird. Diesen Anspruch formuliert die Ärztin somit als Fürsprecherin, die aufgrund ihrer eigenen Migration gewissermaßen als Repräsentantin der MigrantInnen sprechen kann. Hier bieten sich Anknüpfungspunkte an Goffman und die von ihm beschriebene Rolle der RepräsentantInnen von Stigmatisierten. Dabei ist die Ärztin selbst vermutlich nicht so sehr von Missachtung, Nichtanerkennung oder auch Stigmatisierung bedroht, da sie über eine ihrer sozialen Position entsprechend hohe Sprachkompetenz verfügt. Sie ist also diesbezüglich kaum negativ von denen unterschieden, die als „normale Einheimische“ wahrgenommen werden, sondern hinsichtlich ihres Ausdrucksvermögens eher profitabel von niedrigeren sozialen Positionen distinguiert. Indem sie erklärt, wie mangelnde Sprachkompetenz die Betroffenen „degradiert“ und deren Probleme verständlich macht, fungiert sie als Vermittlerin zwischen den Fronten. Außerdem scheint in der Forderung, eine Bedingung der Möglichkeit von Achtung zu schaffen, der moralische Gehalt von achtender Anerkennung auf, indem eine Art Anerkennungsnorm postuliert wird.

Was bedeutet das nun für die Anerkennung ihrer Person? Mit Voswinkel kann man hier Möglichkeiten sehen, dass *Würdigung* für ganz normale Arbeit *in Bewunderung transformiert* werden könnte: Denn außer der fachgerechten Behandlung versucht sie die Sprachprobleme und deren Nebenwirkungen, wie Angst oder Aggressivität, zu mindern und somit auch auf den Menschen als emotionales Wesen einzugehen. Zusätzlich ist ihre Position hinsichtlich der Glaubwürdigkeit dadurch gestärkt, dass sie aus eigener Erfahrung spricht. Die Tatsache, dass sie als Fremdsprachlerin solch eine gute Sprachkompetenz erlangt hat und besonders, dass sie damit eher bescheiden umgeht, macht ihr verbales Engagement als ein uneigennütziges glaubhaft. Wäre sie selbst durch ihr Sprachvermögen eingeschränkt, könnte ihre Darstellung als Forderung in eigenem Interesse und dadurch weniger neutral erscheinen, da sie aus einer befangenen Position sprechen würde. Sie appelliert jedoch an verschiedene Standpunkte im sozialen Raum, an FremdsprachlerInnen, PolitikerInnen sowie an die sogenannte einheimische

---

<sup>581</sup> Hier ist der Voswinkelsche Begriff der Würde gemeint. Vgl. Voswinkel: Anerkennung, S. 50.

Bevölkerung, den Fremdsprachenerwerb zu unterstützen, und wirkt so dem Eindruck der Parteilichkeit entgegen. Im vorliegenden Fall kann daher der Nachdruck, die direkte unbeschönigte Weise, in der sie die Auswirkungen von mangelndem Sprachvermögen beschreibt, Unterstützung für andere einfordert und damit Verständnis für die Betroffenen zeigt, ihr selbst *Charisma* verleihen. Derart birgt die Konstellation von konkreten Forderungen an mehrere Seiten, bei gleichzeitigem Verständnis für die Probleme der Benachteiligten, Potential zur Bewunderung. Die Tatsache, dass auch Achtung in den drei Formen, als bei Stigmatisierung verwehrt, als Selbstachtung und als allgemeine politische Forderung in den empirischen Quellen von Bedeutung ist und am dritten Fall auch ihre Verknüpfung mit Bewunderung sichtbar wird, erfordert es, diese in das Konzept sozialer Akzeptabilität zu integrieren.

(c) Wie bereits in D.III. erläutert, stellen die Befragten Sprache als entscheidendes Mittel zur Integration dar und beschreiben Desintegration in Formen der Missachtung. Daher liegt der Rückschluss nahe, dass *Integration* nicht nur Bedingung der Anerkennung, sondern gleichzeitig deren *Zielpunkt* sein könnte. Demnach würde der Honnethschen Bestimmung ihre eigene Umkehrung hinzugefügt, da auch Anerkennung die Bedingung der Integration bilden würde. Diese Verschiebung ist gewiss dadurch bedingt, dass der Großteil der Befragten als MigrantInnen Fremdheitserfahrungen gemacht hat und damit konfrontiert war, als fremd wahrgenommen und behandelt zu werden. Doch schmälert das die Aussagekraft nur geringfügig, da es angesichts der verschiedenen Habitus, der ungleichen Machtverhältnisse, Hierarchien und Statusunterschiede, wie sie auch in dieser Arbeit zu Tage treten, ohnehin fraglich ist, ob die Rolle von Anerkennung einheitlich für ganze Gesellschaften bestimmt werden kann, wenn diese kein homogenes Ganzes sind. Vielmehr stellt sich die Frage, ob Anerkennung und Integration in einem sich wechselseitig bedingenden Verhältnis stehen.

Um das zu erörtern, muss zunächst *Integration bzw. Fremdheit* näher bestimmt werden. Fremdheit hinsichtlich der nationalen Herkunft ist nur eine der relevanten Dimensionen, die zwar vielfältige andere Aspekte mit umfasst, jedoch dazu verleiten kann, diese nicht mehr zu berücksichtigen, wenn sie einzeln vorliegen. Beispielhaft sind hier soziale, (sub-) kulturelle, regionale sowie ökonomische Differenzen, die in unendlich vielfältigen Konfigurationen unterschiedliche Sozialisationen bedingen und zur Ausbildung ebenso verschiedener Lebensstile beitragen. Als solche können sie in Konfrontation miteinander je nach Mehrheitsverhältnissen Fremdheits- oder Verbundenheitsgefühle hervorrufen. Fremdheit einerseits, Verbundenheit, Zugehörigkeit oder Integration andererseits sind also nicht nur zueinander, sondern auch zu anderen Differenzierungen relational bestimmt. Daher wird hier dafür plädiert, Fremdheit und damit ebenso die Frage der Integration, ähnlich wie Goffman das Stigma, in Abgrenzung zum sogenannten Normalen als einen „durchgehenden Zwei-

*Rollen-Prozess*“ zu verstehen, wobei die Häufigkeit, in der jeweils die Rolle oder Perspektive der Fremden beziehungsweise der Integrierten eingenommen wird, für die von außen mehrheitlich zugeschriebene Zugehörigkeit ausschlaggebend ist. Entsprechend liegt eine zumindest stückweise Identifikation mit jener häufigeren Rolle nahe, die, auch wenn die Perspektive selbst nicht der angestrebten entspricht, kaum ganz zu vermeiden ist.

Zieht man die Konsequenz aus dieser Bestimmung, muss die Frage nach dem vorrangigen Zielpunkt der Anerkennung, Autonomie oder Integration, in Abhängigkeit von der häufiger übernommenen Rolle, sei es jene der Fremden, oder jene der Integrierten, beantwortet werden. Das bedeutet für diese Arbeit, in der den offiziellen Feldern ähnliche Märkte untersucht wurden, dass nicht nur die Bedeutung der Form für Anerkennung, sondern auch der anvisierte Zielpunkt von der sozialen Position abhängt. Das gilt umso mehr, da es mit steigendem Kapitalvolumen, wie im theoretischen Teil (B.II.) und den empirischen Zwischenfazit (D.II.2.2, D.III). beschrieben, generell leichter fällt, sich im sozialen Raum zu orientieren sowie sich weitere Ressourcen und Stile zu erschließen. Vor diesem Hintergrund erscheint der Zielpunkt der Autonomie selbst als ein Privileg: Ein Luxus, der denen zuteil wird, die dauerhaft integriert, da nur ausnahmsweise fremd sind, folglich fast immer die Bedingung von Anerkennung erfüllen und Chancen haben, diese zu erhalten. Erst in dieser komfortablen Position kann Anerkennung im Sinne Honneths als Selbstzweck in Form persönlicher Autonomie angestrebt werden.

Den zwei Rollen der Fremden und der Integrierten entsprechen auch verschiedene *Haltungen zu Anerkennung*: Zum einen *Dankbarkeit* für Anerkennung seitens jener, die als Bedingung der Integration auf sie angewiesen sind, um am gesellschaftlichen Leben als vollwertige Mitglieder teilzuhaben. Zum anderen die *Erwartung* von Anerkennung, die jene haben, für die der Anspruch auf Achtung bereits umgesetzt, also in Geltung ist. Daher können sie Anerkennung zumindest im Modus der Achtung als etwas, das ihnen zusteht, mit häufig realistischen Chancen voraussetzen. Diese beiden Haltungen begünstigen auch, dass die Personen je nach Rolle im Falle von Missachtung unterschiedlich wehrhaft sind, da die als integriert geltenden aus einer stärkeren und sichereren Position heraus agieren und zum Beispiel Achtung einfordern können. Zusätzlich müssen sie sich insgesamt seltener offensiv zur Wehr setzen, so dass sie diesbezüglich kaum Gefahr laufen, auf die Dauer von diesen Kämpfen zermürbt zu werden. Damit soll nicht negiert werden, dass sich auch Fremde, Missachtete, Stigmatisierte oder Ausgeschlossene wehren, sondern lediglich die geringere Wahrscheinlichkeit angegeben sein, mit der ihnen Erfolg beschert ist. Dass die als Fremde kategorisierte sich nicht in der Befürchtung des Ausschlusses voreilend in eine Position der Dankbarkeit für das Daseinsrecht begibt oder drängen lässt und stattdessen Anerkennung fordert, kann in diesem Kontext als Versuch verstanden werden, sich den Habitus der als integriert wahrgenommenen zu eigen zu machen.

Diese Modulation hinsichtlich des Verhältnisses von Bedingung und Zielpunkt der Honnethschen Anerkennung spricht ebenfalls für den Begriff der *sozialen Akzeptabilität*: Denn dadurch, dass der Terminus Möglichkeit anzeigt, liegt der Fokus ebenfalls auf den Chancen, anerkannt zu werden. Die Chancen verweisen wiederum auf die Bedingungen und damit implizit auf Integration sowie Anerkennung. Auch lässt der Begriff Akzeptabilität der Variante, in der Integration den Zielpunkt der Anerkennung bildet, mehr Raum, denn er ist gewissermaßen Kriterium der Integration und ist selbst wiederum durch die Wortform weniger stark als Selbstzweck gesetzt als der Begriff der Anerkennung.

Aus diesen Gründen erweist sich der ursprünglich Bourdieusche Begriff „soziale Akzeptabilität“ in der hier vorgestellten erweiterten Form am empirischen Material als der am besten geeignete, um *gesellschaftliche Anerkennung im Sprechen* außerhalb des Privatbereichs<sup>582</sup> zu beschreiben: Denn er ist in seiner Konnotation spezifischer als jener der Anerkennung, indem er die gesellschaftliche Dimension explizit enthält. Außerdem kann dieser Terminus den Charakter der sprachlich vermittelten Anerkennung besser erfassen, da in ihm die sprachliche *Form* als eine eigene und zentrale Dimension der Anerkennung berücksichtigt ist. In der sprachlichen Form ist auch Voswinkels „Würdigungsfall“ insofern schon aufgehoben, als sie einerseits als ausgefeilt distinguierender Sprachstil Machtmittel ist, andererseits in Gestalt der abgerungenen Selbstachtung das rettende Gerüst bildet, welches, solange es funktioniert, ein Wertesystem konstituiert und derart moralischen Gehalt aufweist.

Als Ausblick wird abschließend ein Entwurf gewagt, der versucht, das Feld der sich sprachlich manifestierenden Anerkennungsverhältnisse in dem von symbolischen Machtverhältnissen, Hierarchien und Statusunterschieden geprägten Berufsalltag der gegenwärtigen deutschen Gesellschaft zu umreißen. Dazu werden die in dieser Untersuchung verhandelten Begrifflichkeiten, die sich im Rahmen sozialer Akzeptabilität als relevant erwiesen haben, zueinander positioniert: Nähen und Distanzen sowie Verhältnisse der Spannung, Bedingung und Entgegensetzung werden ausgelotet, um eine relationales Modell sprachlich vermittelter Anerkennung anzudeuten. Jenes Feld wird anhand zweier quer zueinander liegenden Thematisierungslinien aufgespannt, auf denen sich jeweils zwei Dimensionen<sup>583</sup> von Anerkennung gegenüber stehen auf der vertikalen: oben Macht und unten Moral; auf der horizontalen: rechts Form und links Identität.

---

<sup>582</sup> An dieser Stelle möchte ich durch den Ausschluss des Privatbereichs lediglich den beruflichen Bereich und anderweitige öffentliche Situationen wie z. B. auf Ämtern, in öffentlichen Verkehrsmitteln und auf der Straße mit einer knappen Umschreibung eingrenzen. Ich bin mir bewusst, dass die Begriffe des Öffentlichen und Privaten im wissenschaftlichen Diskurs in ihrer Bedeutung umstritten und mit heterogenen Konnotationen aufgeladen sind. Es würde jedoch von meinem Thema wegführen und den Rahmen dieser Arbeit sprengen diese Diskussion hier auszuführen.

<sup>583</sup> Ich spreche bewusst weiterhin von Dimensionen, da es um inhaltliche Felder und nicht etwa um logische Pole geht.

Diese Anordnung speist sich aus der These der vorliegenden Arbeit, dass Macht und Form die entscheidenderen Kriterien für Chancen auf den sprachlich vermittelten Teil der Anerkennung sind, als Identität und Moral. Folglich steigen mit mehr Macht und Formkompetenz die Chancen auf soziale Akzeptabilität. Der Punkt, an dem sich beide Achsen schneiden, symbolisiert gewissermaßen die öffentliche Norm im Sinne eines erwarteten und vorausgesetzten Minimums an sozialer Akzeptabilität, das beansprucht und verlangt werden kann. Jenseits dieser Norm wird die grundlegende Achtung vorenthalten, vollzieht sich folglich Missachtung. In dieser Skizze des Feldes der sprachlich übermittelten Anerkennungsverhältnisse im von sozialer Ungleichheit geprägten Berufsalltag wird Anerkennung *als* Person, wie Honneth und Voswinkel sie im Begriff der Achtung bzw. Würdigung beschreiben, im Spannungsverhältnis von Identität und Moral platziert. Als gewährte Anerkennung liegt sie somit in der Norm, deren Geltung eingefordert werden kann. Die Anerkennung im Sprechen ist jedoch durch das Medium der Sprache mit dem Zwang zur Form, dem Image und dem Authentizitätsideal und -bedürfnis verbunden, die ihrerseits auf die Felder von Identität, Macht und Form sowie deren Verflechtungen bezogen sind. Anerkennung *für* etwas wird hingegen zwischen Macht und Form verortet. Das von Honneth, Neckel und Dröge, wie auch von Voswinkel thematisierte Leistungsprinzip findet sich als relevanter Maßstab in der Anerkennung für etwas wieder, unter anderem auch für Leistung: Denn Leistung gilt als ein Faktor, der die Chancen erhöht, die Zielpunkte sozialer Akzeptabilität, Integration und Autonomie, zu erreichen. Ebenfalls im Spannungsfeld von Macht und Form befindet sich dann die Besonderheit, die gewissermaßen die Brücke schlägt zwischen Anerkennung für Leistung und Originalität, welche Macht und Stilsicherheit im relativ höchsten Maß verbindet. Die Haltung zur Anerkennung, einerseits die Erwartung von Anerkennung, andererseits die Dankbarkeit für jene, bedingt, welchem Zielpunkt die Jeweilige sich stärker verpflichtet. Im ersten Fall ist Autonomie angestrebt, und das zeugt aufgrund der bereits vorhandenen Achtung bzw. Würdigung von einer gewissermaßen geltungsmächtigen Position. Im Fall der Dankbarkeit, die an Form und Moral gebunden ist, wird auf Integration gezielt. Die *Missachtung für* etwas und *als* Person werden hingegen beide im Spannungsverhältnis von Identität und Moral verortet: erstere besteht zum Beispiel in Stigmatisierung, Letztere in der Bedeutungslosigkeit. Es stellt sich die Frage, ob bei beiden Formen der Missachtung das Potential, sich Geltung zu erkämpfen, ähnlich oder verschieden hoch ist. Angesichts der Bedeutung von sogenannten Opferverbänden wäre zu vermuten, dass dieses Potential bei Stigmatisierung höher einzuschätzen ist als bei Bedeutungslosigkeit. Der *Ausblick* dieser Arbeit weist außerdem in Richtung einer breiter angelegten Untersuchung, die Theorie und Empirie verbindet, indem die theoretisch entwickelten Begrifflichkeiten auf ihre empirische Relevanz und Verwendbarkeit geprüft und bei Bedarf entsprechend modifiziert werden. Dabei müsste die Datenbasis auf weitere Berufszweige ausgeweitet und hinsichtlich



der Herkunft variiert werden; d.h. nicht nur auch Personen ohne Migrationshintergrund müssten befragt werden, sondern außerdem insgesamt ausreichend viele Personen, um innerhalb von sich herausbildenden "theoretischen", "explikativen" und "wahrscheinlichen" Klassen und Milieus aussagekräftig unterscheiden zu können. Derart könnte auch innerhalb der MigrantInnen nach eventuell geographisch bedingten sozialen Räumen unterschieden werden. Zusätzlich wäre die Aufmerksamkeit verstärkt auf die jeweiligen hierarchischen Verhältnisse am Arbeitsplatz zu richten. Auch müsste das Ausmaß der Handlungsspielräume für die jeweiligen Typen berücksichtigt werden. Dabei müsste in erster Linie auf breiter Basis versucht werden, mit Hilfe des hier erarbeiteten Begriffs sozialer Akzeptabilität ein Konzept von Anerkennung zu entwerfen, das nach unterschiedlichen und unterschiedenen Positionen im sozialen Raum differenziert und der Vermittlung über Sprache Rechnung trägt. Darüber hinaus folgt aus den Ergebnissen dieser Arbeit die Forderung nach sprachlicher Förderung als Medium der Anerkennung und Motor sowie Ziel der Integration. Integriert sein bedeutet hier jedoch nicht nur, den Beweis bringen zu können, in dieser Leistungsgesellschaft mit ihren Arbeitsverhältnissen reibungslos zu funktionieren, sondern und hier stimme ich mit Honneth überein fähig zu einem intakten Selbstverhältnis zu sein. Wie aus der hiesigen Analyse des Sprechens hervorging, ist solcher Selbstbezug hinsichtlich Anerkennung ebenso über Sprache vermittelt wie das anerkennungsbezogene Verhältnis zur Gesellschaft.

## Literaturverzeichnis

- **Anonym:** The Laws of Etiquette, in: Carey; Lee; Blanchard (Hrsg.), Philadelphia, 1836.
- **BIBB:** Interview 1-1-01-4k. (Arzthelferin in Gynäkologischer Praxis)
- **BIBB:** Interview 1-1-11-3k. (Arzthelferin bei in Augenarzt Praxis)
- **BIBB:** Interview 1-2-02-4k. (Gynäkologe)
- **BIBB:** Interview 1-2-07-2k. (Kinderarzt)
- **BIBB:** Interview 1-2-13-4k. (Zahnärztin)
- **BIBB:** Interview 2-1-01-4k. (Einzelhandelskauffrau)
- **BIBB:** Interview 4-1-04-1k. (Speditionskaufmann)
- **Bohnsack, Ralf:** Typenbildung, Generalisierung und komparative Analyse: Grundprinzipien der dokumentarischen Methode, in: Bohnsack, Ralf; Nentwig-Gesemann, Iris; Nohl, Arnd-Michael (Hrsg.): Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung, Opladen, 2001, S. 225 – 252.
- **Bourdieu, Pierre:** Die männliche Herrschaft, Frankfurt a. M., 2005.
- **Bourdieu, Pierre:** Was heißt sprechen? Zur Ökonomie des sprachlichen Tausches. Mit einer Einführung von John B. Thompson, Wien, 1990, 2., erweiterte und überarbeitete Aufl., 2005.
- **Bourdieu, Pierre:** Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns, Frankfurt a. M., 1998.
- **Bourdieu Pierre:** Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft, Frankfurt a. M., 1987.
- **Bourdieu, Pierre:** Sozialer Raum und >Klassen<. Lecon sur la lecon. Zwei Vorlesungen, Frankfurt a. M., 1985.
- **Bourdieu, Pierre:** Erving Goffman. Discoverer of the infinitely small, In: Theory, culture & society, Vol. 2, (1), 1983, S. 112-113.
- **Bourdieu, Pierre:** Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt a. M., 1982.
- **Bourdieu, Pierre; Passeron, Jean-Claude:** Die Illusion der Chancengleichheit. Untersuchungen zur Soziologie des Bildungswesens am Beispiel Frankreich, Stuttgart, 1971.
- **Crook, Stephen; Taylor, Laurie:** Goffman's Version of Reality, in: Ditton, J. (Hrsg.): The View from Goffman, New York, 1980, S. 233-251.
- **Fix, Ulla:** Stil – ein sprachliches und soziales Phänomen. Beiträge zur Stilistik. Herausgegeben von Barz, Irnhild; Poethe, Hannelore; Yos, Gabriele, Berlin, 2007.
- **Fraser, Nancy; Honneth, Axel:** Umverteilung oder Anerkennung. Eine politisch-

philosophische Kontroverse, Frankfurt a. M., 2003.

- **Fraser, Nancy:** Rethinking recognition, In: New left review, 2000, n. 3, S. 107-121.
- **Goffman, Erving:** Rede-Weisen. Formen der Kommunikation in sozialen Situationen. Herausgegeben von Hubert Knoblauch, Christine Leuenberger und Bernt Schnettler, Konstanz, 2005.
- **Goffman, Erving:** Interaktion und Geschlecht. Herausgegeben und eingeleitet von Hubert A. Knoblauch, mit einem Nachwort von Helga Kotthoff, Frankfurt a. M., 1994.
- **Goffman, Erving:** Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation, Frankfurt a. M., 1986.
- **Goffman, Erving:** Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen, Frankfurt a. M., 1977.
- **Goffman, Erving:** Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität, Frankfurt a. M., 1967.
- **Goppelsröder, Fabian:** Zwischen Sagen und Zeigen. Wittgensteins Weg von der literarischen zur dichtenden Philosophie, Bielefeld, 2007.
- **Hahn, Alois:** Soziologische Relevanzen des Stilbegriffs, in: Gumbrecht, Hans Ulrich, Pfeiffer, K. Ludwig, unter Mitarb. von Biermann, Armin (Hrsg.): Stil. Geschichten und Funktionen eines kulturwissenschaftlichen Diskurselements, 1. Aufl., Frankfurt a. M., 1986, S. 603-611.
- **Hegel, G. W. Friedrich:** Phänomenologie des Geistes, Frankfurt a. M., 1986.
- **Honer, Anne:** Lebensweltanalyse in der Ethnographie, in: Flick, Uwe et al. (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch, Reinbek bei Hamburg, 2000, S. 194-204.
- **Honneth, Axel:** Verdinglichung. Eine anerkennungstheoretische Studie, Frankfurt a. M., 2005.
- **Honneth, Axel:** Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte. Mit einem neuen Nachwort, Frankfurt a. M., 1994, erweiterte Auflage 2003.
- **Honneth, Axel:** Die zerrissene Welt des Sozialen, Frankfurt a. M., 1990.
- **Horkheimer, Max; Adorno W., Theodor:** Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente, 14. Aufl., Frankfurt a. M., 2003.
- **Horkheimer, Max:** Zur Kritik der instrumentellen Vernunft, Frankfurt a.M., 1985.
- **Kaufmann, Jean-Claude:** Das verstehende Interview. Theorie und Praxis, Konstanz, 1999.
- **Knoblauch, Hubert:** Erving Goffman: Die Kultur der Kommunikation, in: Moebius, Stephan; Quadflieg, Dirk (Hrsg.): Kultur - Theorien der Gegenwart, Wiesbaden, 2006, S. 157-169.
- **Knoblauch, Hubert; Leuenberger, Christine; Schnettler, Bernt:** Einleitung. Erving Goffmans Rede-Weisen, in: Goffman, Erving: Rede-Weisen. Formen der

Kommunikation in sozialen Situationen, Herausgegeben von Hubert Knoblauch, Christine Leuenberger und Bernt Schnettler, Konstanz, 2005, S. 9-33.

- **Knoblauch, Hubert:** Erving Goffmans Reich der Interaktion – Einführung von Hubert Knoblauch, in: Goffman, Erving: Interaktion und Geschlecht. Herausgegeben und eingeleitet von Hubert Knoblauch, mit einem Nachwort von Helga Kotthoff, Frankfurt a. M., 1994, S. 7-49.
- **Helga Kotthoff:** Geschlecht als Interaktionsritual? Nachwort von Helga Kotthoff, In: Goffman, Erving: Interaktion und Geschlecht. Herausgegeben und eingeleitet von Hubert A. Knoblauch, mit einem Nachwort von Helga Kotthoff, Frankfurt a. M., 1994, S. 159-194.
- **Kruse, Jan:** Reader. Einführung in die Qualitative Interviewforschung, Freiburg, März 2008.
- **Lucius-Hoene, Gabriele; Depperman, Arnulf:** Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews, Opladen, 2002.
- **Marshall, Thomas H.:** Sociology at the Crossroads, 1963, London.
- **Meuser, Michael:** Repräsentation sozialer Strukturen im Wissen. Dokumentarische Methode und Habitusrekonstruktion, in: Bohnsack, Ralf; Nentwig-Gesemann, Iris; Nohl, Arnd-Michael (Hrsg.): Die dokumentarische Methode. Grundlagen qualitativer Sozialforschung, Opladen, 2001, S. 207-221.
- **Moebius Stephan:** Pierre Bourdieu: Zur Kritik der symbolischen Gewalt, in: Moebius, Stephan; Quadflieg, Dirk (Hrsg.): Kultur - Theorien der Gegenwart, Wiesbaden, 2006, S. 51-66.
- **Neckel, Sighard; Dröge, Kai:** Die Verdienste und ihr Preis. Leistung in der Marktgesellschaft, in: Axel Honneth (Hrsg.): Befreiung aus der Mündigkeit. Paradoxien des gegenwärtigen Kapitalismus, Frankfurt a. M., 2002.
- **Pilarek, Patrick:** Dimensionen der Anerkennung. Rekonstruktion und Kritik der Sozialphilosophie Axel Honneths, unveröffentlichte Magisterarbeit, Freiburg, 2007.
- **Popitz, Heinrich:** Phänomene der Macht. Tübingen, Nachdruck der 2. Aufl., 1999.
- **Przyborski, Aglaja; Wohlrab-Sahr, Monika:** Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch, München, 2008.
- **Rehbein, Boike:** Die Soziologie Pierre Bourdieus, Konstanz, 2006.
- **Sandig, Barbara:** Ulla fix und die Stilistik, in: Barz, Irmhild; Lerchner, Gotthard, Schröder, Marianne (Hrsg.): Sprachstil - Zugänge und Anwendungen. Ulla Fix zum 60. Geburtstag, Heidelberg, 2003.
- **Schwingel, Markus:** Pierre Bourdieu zur Einführung, Hamburg, 1995.
- **Sennett, Richard:** Autorität, Frankfurt a. M., 1985.
- **Settelmeyer, Anke; Dorau, Ralf; Hörsch, Karola:** Abschlussbericht zum Projekt 2.4.102, Online-Publikation, abrufbar über <http://www.bibb.de/de/wlk8601.htm>, Berichte, 2005, S. 6, [Zugriff Oktober 2008].

- **Settemeyer, Anke et.al.:** Zwischenbericht zum Projekt 2.4.102, Online-Publikation, abrufbar über <http://www.bibb.de/de/wlk8601.htm>, Berichte, 2003, S. 4, [Zugriff Oktober 2008].
- **Settemeyer, Anke; Dorau, Ralf; Hörsch, Karola:** Anschreiben des BIBB an die Befragten. (Im Anhang).
- **Settemeyer, Anke; Hörsch, Karola; Schwerin, Christine:** Antragstext zum Projekt 2.4.102, Online-Publikation, abrufbar über <http://www.bibb.de/de/wlk8601.htm>, Berichte, 2003, [Zugriff Oktober 2008].
- **Taylor, Charles:** Multikulturalismus und die Politik der Anerkennung. Mit Kommentaren von Amy Gutmann (Hrsg.). Mit einem Beitrag von Jürgen Habermas, Frankfurt a. M., 2. Aufl., 1993.
- **Tilly, Charles:** From Mobilization to Revolution, New York, 1978.
- **Todorov, Tzvetan:** Abenteuer des Zusammenlebens. Versuch einer allgemeinen Anthropologie, Berlin, 1996.
- **Voswinkel, Stephan:** Bewunderung ohne Würdigung? Paradoxien der Anerkennung doppelt subjektiver Arbeit, in: Axel Honneth (Hrsg.): Befreiung aus der Mündigkeit. Paradoxien des gegenwärtigen Kapitalismus, Frankfurt a. M., 2002.
- **Voswinkel, Stephan:** Anerkennung und Reputation. Die Dramaturgie industrieller Beziehungen. Mit einer Fallstudie zum »Bündnis für Arbeit«, Konstanz, 2001.
- **Willems, Herbert:** Stile, Stilgeneratoren und Stilfunktionen, in: Habscheid, Stephan; Fix, Ulla (Hrsg.): Gruppenstile. Zur sprachlichen Inszenierung sozialer Zugehörigkeit, Frankfurt a. M. u.a., 2003, S. 15-32.
- **Willems, Herbert:** Rahmen und Habitus. Zum theoretischen und methodischen Ansatz Erving Goffmans. Vergleiche, Anschlüsse und Anwendungen, Frankfurt a. M., 1997.
- **Wittgenstein, Ludwig:** Philosophische Untersuchungen I, Frankfurt, 1971.